erm.
27

germ. 1527 e

Voigts

Voigts' Novellen.

Zweiter Theil.

161 Gx

Novellen

von

Friedrich Voigts.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite
Die Geige	1
Der verlorne Sohn	123
Er besinnt sich	285
Der Traum	323
Der Besuch auf dem Lande	341
Der weiße Löwe	361

Die Geige.

In der Weinstube des Gasthofes zum Hahn im Korbe saßen schon der Violoncellist Klapstein und der Fagottist Mandelschaf, hinter einer Flasche Medoc das eben geendigte Concert des französischen Virtuosen nach allen Seiten hin besprechend, als Klapstein anhub: „Aber das muß wahr sein, die Geige des alten Grinsel — wie ein Glöckchen übertönte sie den dumpfen Kasten des Franzosen, so mollig, so stralend! Könnt' ich dem alten Gebäude die Geige mit guter Manier abjagen, wahrhaftig! mein Violoncell verschenkt' ich an den ersten besten Eierhändler. Das Ding ist mir zuwider, die Geige ist mein Element. Aber ich muß eine ganz Vorzügliche unter dem Bogen haben, oder ich härme mich still hinter dem Cello ab, wie Ihr, Mandelschaf, zwischen dem alten und neuen Testamente."

Dieser wollte indignirt etwas erwidern, da brummte der alte Grinsel zur Thür herein: „Das ist ein Hundeleben! Dietrich! rief er zurück, Diet-

rich, ein Beefsteak, tüchtig mit Zwiebeln, und eine halbe Barsac! — Man sollte sich den Tod auf der Stelle wünschen! wandte er sich jetzt zu den beiden Collegen. Nicht einmal ruhig über die Gasse läßt das bärtige Volk der Väter einen rechtlichen Christenmenschen und Künstler wandern."

Er setzte den Geigenkasten vorsichtig auf den Tisch, nahm sodann nach eifrigem Hin- und Herrücken neben den Collegen Platz und fuhr fort: „Und bin ich den Hunden nicht sicher, wie ein Fels im Meere? Ich habe meinen richtigen Gehalt als Kammermusikus; Gratificationen für Opern und Concerte; der kleineren Revenüen gar nicht, sondern nur der Einnahme von meinem Schüler zu gedenken, dem von der Germanomanie herüber geweheten langen Großbritannier. Und wenn ich das Geld auch rein verzehre und noch mehr dazu, so müßte solch Volk doch den vernünftigen Schluß machen, daß ich noch einer trefflichen Gesundheit genieße. Wenn ich nun stürbe, so hätten sie das Nachsehn, und wenn sie mich toll machen, so — beim Henker! ich sterbe ihnen einmal vor der Nase weg."

„Freundchen! Grinselchen! hub Klapstein an, beruhigt Euch doch, Männchen! Auffressen kann man Euch nicht, und alles Übrige sind nur Redensarten."

„Und überhaupt, nahm jetzt der Fagottist das Wort, während Grinsel sein dampfendes Beefsteak verschlang und Klapstein den Rest im Glase langsam und nachsinnend hinuntergoß, überhaupt, meine Freunde! warum dieser Groll, diese Verachtung gegen ein Volk, das sich wahrlich in großmüthiger Liebe aufopfert für die undankbare Welt; das nur sammelt, um hinzugeben; nur hingibt, um geduldet zu werden; nur geduldet wird, um allen Unglimpf, alle Schmach zu dulden, und in geheimem, aber desto tieferem Schmerz Erlösung zu hoffen, und — immer noch zu hoffen.“

„Eben deswegen! fuhr Grinsel auf und stieß das eben geleerte Glas grimmig auf den Tisch, eben deswegen, weil das Volk auf die Hoffnung angewiesen ist, soll es einen honetten Mann, der des Abends Last und Hitze im Concert getragen hat, ungeschoren lassen, wenn er eben im Begriff ist, des Lebens Drangsal beim Hahn im Korbe zu vergessen. Es ist die niederträchtigste Beleidigung, auf offener Straße einen fürstlichen Kammermusikus —“

„Männchen! begütigte Klapstein, Grinsel, schert Euch nicht um den Lump von Juden; ärgert Euch nicht an alten Erinnerungen des Fagottisten. Bedenkt — Ihr könnt jeden Augenblick einem

Dutzend mahnender Hebräer das Maul stopfen mit —"

„Womit, Klapstein! Womit?"

„Mit Eurer Geige, Freundchen."

„Seid Ihr besessen, Klapstein? Die Geige! Mensch — bedenkt doch um des Himmels willen, was Ihr sagt. Die Geige ist mir ans Herz gewachsen; sie ist meine Seele, mein Himmelreich. Die sollt' ich verkaufen, um eines Juden willen? Und mein Kind, mein einziges Töchterchen, das auf der weiten Gotteswelt keine andre Aussteuer hat, als die Geige, meine Rosette sollte leer ausgehen? Sollte bei der Stiefmutter zur alten Jungfer werden, oder etwa als Gouvernante vertrocknen? Nichts da! nichts!"

Bei dem Worte „Stiefmutter" fuhr der Fagottist hastig vom Stuhl auf, griff mit der Rechten in die Brusttasche des Fracks, zog sie eilig mit befriedigter Miene zurück, nahm den Hut und empfahl sich.

„Der getaufte Schmerzjude, sagte Grinsel, dem Fagottisten nachsehend, nimmt meinen Ärger wol gar krumm?"

„Laßt ihn laufen, Papa! erwiederte der Violoncellist, und stieß mit Grinsel an. Wenn Mandelschaf mit der Hand in die Brusttasche fährt, so

ergreift ihn der poetische Schmerz, und morgen lieset er uns sicher ein Gedicht vor, das, wie die übrigen, mit einer Tollheit, oder der todten Marie Moorzahn abschnappt. Laßt ihn laufen, und sagt mir aufrichtig, warum wollt Ihr die Geige nicht, an einen Dilettanten etwa, losschlagen, der gut zahlt, weil er die Fehler nicht kennt?"

„Fehler! schrie Grinsel und sprang nach dem Geigenkasten. Menschenkind! Vereinigt sich denn heut Alles, mich unter die Erde zu bringen? Wo ist jemals an meiner Geige nur das Tittelchen eines Fehlers gefunden?"

Mit diesen Worten schloß er den Kasten auf, nahm trotz seiner Aufregung das Instrument sanft und behende heraus, hielt es wie ein Taufkind mit beiden Händen dem Violoncellisten hin und fragte: „Nun, Klapstein? wo ist auch nur der Gedanke eines Fehlers? he? Betrachtet einmal den Goldlack."

„Abgeschabt hin und wieder!"

„Abgeschabt? Das winzige Fleckchen da — das kommt von meinem Barte. Oder soll ich diesen Goldlack mir verhunzen lassen von dem Wagenschmier, den sie jetzt Lack nennen? — Seht einmal den Boden — welch ein Hölzchen! Die Maser — wie geflammt! Die Efflöcher — welcher

Schwung, welch ein Verhältniß gegen einander! Klapstein, wenn Ihr nur ein Atom von Efflöchern versteht, so bewundert Diese! — Die Schnecke — welche schöne, edle Form! Die Schnecke allein ist zehn Dukaten unter Brüdern werth."

Klapstein nahm die Geige, deren Besitz er so sehnlich, aber auch wohlfeil wünschte, in die Hand, betrachtete sie wägend mit prüfendem Blick, und sagte dann ruhig: „Sie hat einen Riß unter dem Stege."

„Aber Kindchen! erwiederte Grinsel, der mit langgezognem, rechthaberischem Gesicht und halboffnem Munde bisher den Bewegungen des Violoncellisten gefolgt war, — Klapstein, wo findet Ihr eine gute italienische Geige, die nicht unter dem Stege lädirt wäre? Und der Riß geht nicht einmal durch."

Klapstein wog nochmals die Geige bedächtig und gab sie dann zurück mit den Worten: „Ich glaube doch, sie ist ausgeschachtelt."

„Euer Violoncell ist eine alte Schachtel! polterte Grinsel heraus. Die Geige ist noch, wie sie aus den Händen des Meisters hervorgegangen. Habt Ihr denn kein Gefühl in den Fäusten? Probt doch einmal vernünftig, wie viel sie wiegt, wie stark sie von Holz ist — überhaupt, wie gut

erhalten! Das ist ein echter Großpatron des Patrons aller Geigenfabrikanten, des trefflichen jüngeren Stradivari, oder ich bin ein Tambour! Es steht ja auch drin."

„Auf den Namen drinnen, warf der Cellist ein, auf den Namen geb' ich nichts; man kann, wie moderne Statuen künstlich zu antiken umgeschmaucht werden, eben aus der Presse kommende Cremonazettel bald zu alten einräuchern. Ich kenne das! — Indessen, liebstes Männchen, wollen wir uns darüber nicht weiter zanken. Der Ton, Freundchen, der Ton ist die Hauptsache."

Er nahm Bogen und Geige, gab einige Töne mit langem Zuge an, und Grinsel rannte in die fernste Ecke des Zimmers und horchte mit behaglichem Entzücken hinüber. Da legte Klapstein, das Spiel kurz abbrechend, das Instrument in den Kasten und sagte gleichgültig: „Sie klingt doch zu scharf, zu spitz und wirft nicht. Ein alter Stradivari mag's vielleicht sein."

„Es ist doch mit Euch nicht auszuhalten, entgegnete Grinsel nach dem Kasten springend. Seid Ihr ein Christ oder ein Heide? — Ob sie wirft? Wie eine Kanone, Klapstein, wirft sie! Und grade das schneidende, krystallartige des Tons, ist Eigenthümlichkeit des ächten Stradivari." Er nahm

das Instrument, Klapstein reichte den Bogen hin, und mit der graziösesten Armbewegung glitt der Bogen über die Saiten. „Wie sammtig, wie fest, wie brillant! sprach er dazwischen mit immer feuriger lodernden Augen, und fuhr dann fort: Die Töne kommen so bestimmt heraus, als würden sie gehämmert. Und wie das fernt! Stellt Euch dorthin, Klapstein — der ganze Concertsaal war heut Abend voll Ton — der Fürst war fast nicht bei sich, und nannte die Geige des windigen Franzosen eine lahme Maultrommel.“

Der schlaue Klapstein hatte gegen sein inneres Entzücken, welches jeden Augenblick hervorbrechen wollte, einen wahrhaft schweren Kampf zu bestehen. Er kannte die Geige schon lange: wie oft hatte er sie nicht gehört — aber stets wurde sein Verlangen nach ihrem Besitze noch gesteigert, denn jedes Mal lernte er eine neue vorzügliche Eigenschaft derselben kennen, und er würde, wenn sein Vermögen eben so weit gereicht hätte, wie seine Wünsche, jeden hohen Preis nicht geachtet haben, ihren Besitz zu erlangen. In der Junggesellenlangeweile, die sein Hund so wenig, als ein Detailhandel mit römischen Saiten, Sourdinen, Geigenharz, Tactmessern, aber auch mit Instrumenten aller Art, auszufüllen vermochte, war ihm der

Einfall gekommen, er sei für das Violoncell nicht geboren; seine Bestimmung sei verfehlt, wenn er nicht trachte, zu möglichster Virtuosität auf der Geige zu gelangen. Wiewol es nun damit eben nicht von statten gehen wollte, so schob er die Schuld doch nur auf das Instrument, kaufte stets andre Geigen und verhandelte sie dann wieder an mittelmäßige, aber bemittelte Dilettanten mit bedeutendem Vortheil. So krankte Klapstein beständig zwischen Schachergeist und geheimer Künstlersehnsucht, die er allein durch Grinsels Geige zu stillen glaubte. Nicht ohne Mühe gelang ihm jetzt daher der Einwand: „Die Geige ist nicht gleich — die Quinte ist hell und schön, aber der Baß dumpf."

Grinsel zog ein langes Gesicht und ließ den Arm mit dem Bogen sinken. „Der Baß? hub er an — ganz recht! es ist zufällig eine schlechte G-Saite darauf, schon ein ganzes Jahr, — das Unthier rasselt." „Noch einmal! bat Klapstein, nahm dem Alten das Instrument aus der Hand, spielte die ganze Tonleiter bedächtig prüfend durch, und sagte dann, die Geige in den Kasten legend: Einige Töne geben doch nicht recht her."

„Dummer Schnack! rief Grinsel und verschloß eilig den Kasten. Ihr seid, fuhr er, halb für sich

brummend fort, Ihr seid nicht werth, dieses Instrument, eines Apollo würdig, länger nur anzusehn. Ihr kennt nichts anders, als eine deutsche Bierfiedel, darauf mögt Ihr geigen! Und überhaupt — Schuster bleib bei deinem Leisten: tractirt Euer Violoncell! Ich begreife gar nicht, warum ich mich in die ganze Geschichte nur eingelassen habe, denn — wer die Geige kauft, muß auch bekanntlich meine Tochter heirathen, oder ich nehme sie mit ins Grab, denn nur unter dieser einzigen Bedingung kommt sie in fremde Fäuste." Er wollte gehn, aber Klapstein, durch diese letzten Worte heftig erschreckt, rief ihn nach kurzem innern Kampfe zurück. „Hört Väterchen! sprach er, das Heirathen ist zwar durchaus gegen meine Grundsätze, ich bin von meiner Kindheit an immer allein gewesen, habe stets das Violoncell zwischen den Knien gehabt und kann daher nicht gut rischauf stehen, wie's von einem Liebhaber gefordert wird. Und dann die Mädchen, und gar die Weiber! Sie können nur halb zur Menschheit gerechnet werden, denn sie plaudern und krakeln und zwitschern während der göttlichsten Musik eben am tollsten. Dennoch —"

„In des Henkers Namen! fiel Grinsel ein, was soll mir das Geträtsch? Wer zwingt Euch

denn? Ich könnte schon zu Hause sitzen und dem Master Bywater das Rondeau brillant einpauken, was der Stockfisch von Angelsachse noch immer nicht begreifen kann. Spielt Euer Cello fort bis an Euer seliges Ende, ich behalte Geige und Kind und damit Gott befohlen!" Er wandte sich wieder nach der Thür, da sprang der Cellist hinter ihm drein, zog ihn am Arm zurück und rief: „Grinselmännchen, laßt mich doch ausreden! Seht — Eure hebräischen Leiden gehn mir ja so zu Herzen, wie man's von einem Christen und Collegen verlangen kann. Darum, ungeachtet meiner gewichtigen Gegengründe, trotz meiner 45 Jahre soll mir's einmal nicht drauf ankommen, Eure Tochter mit in den Kauf zu nehmen, wenn Ihr für die Geige mit 40 Louisd'or zufrieden seid."

„Topp! rief Grinsel und schlug in die dargebotne Hand, daß Klapstein, fast erschrocken über diese schnelle Bereitwilligkeit, gern seine Hand zurückgezogen hätte, denn er fürchtete nun, übervortheilt zu sein und betrachtete seine gemächliche Hagestolzenwirthschaft schon mit einer Art von Wehmuth wie in weite Ferne gerückt. Grinsel dagegen war so seelenvergnügt, die Tochter versorgt zu sehn, und seinen Gläubigern etwas dreister unter die Augen treten zu können, daß Dietrich noch

eine Flasche Barsac und zwei Gläser bringen mußte, und mit Klapstein anklingend begann er: „Nun, Schwiegersöhnchen, wegen der Geige hätten wir schon den nöthigen Worten den Hals gebrochen. Nur die eine Bedingung muß ich machen, daß, wenn Ihr auch das Geld auf der Stelle zahlt, die Geige doch bis zur Copulation in meinen Händen bleibt. Dagegen versprech' ich, sie Euch prompt zu übergeben, sowie der Pastor sein Amen ausgesprochen hat. Aber mein Mosettchen — ei Junge, das ist ein Goldkind! Und so ehrbar — den Laffen von Engländer, den sie doch stets bei der Hand hat, der manchmal sogar Anstalten macht zu vergessen, daß ihm, als meinem Schüler, Subordination und ein stilles Wesen wol ansteht, — denke Dir, Klapstein, den langen Portergott mit dem Theegesicht hat sie noch mit keinem Auge angesehn, denn sie hält auf sich und vergißt niemals, daß sie die Tochter des Hochfürstlichen Kammermusikus Grinsel ist. Ja — und was ich eigentlich sagen wollte — das Mädchen ist gewissermaßen hübsch, spricht französisch und englisch wie Wasser, und ihr Gefühl — o ihre ganze Seele ist ein Adagio von Mozart. Euren Hund da, Schwiegersohn, wird sie in den ersten acht Tagen lieben wie ein Kind, geschweige

Euch, und wenn es mir, dem Vater, anstände, würd' ich sie loben, aber erkundigt Euch, wo Ihr wollt."

Er hatte während dieser Rede fleißig eingeschenkt und gar nicht darauf geachtet, daß der Bräutigam so gut wie nichts erwiederte, vielmehr immer verlegner zu werden schien. Nur die Erwähnung des Hundes, eines höchst widrigen Rattenfängers, heiterte den furchtsamen Junggesellen wieder etwas auf: er streichelte freundlich das rauhe Thier, und weil er doch irgend etwas sagen mußte, was zur Sache gehörte, so fragte er: „Wann könnte denn die — Geige mein werden?"

„Die Hochzeit, entgegnete Grinsel in fröhlicher Eilfertigkeit, die Hochzeit, Herzenssohn, ist doch erst in sechs Wochen auszurichten. In vierzehn Tagen ist das Quartal um, da heben wir den Gehalt; Master Bywater zahlt seine Pension; wir haben Geld vollauf und können dann selbst den Teufel nach unserer Pfeife tanzen lassen. Doch, nun muß ich wahrhaftig aufbrechen! Der Master wird schon ungeduldig am Pulte mich erwarten, also nur noch kurz und bündig mit dem letzten Glase ein lustiges Hoch! der Geige wie der Braut. Das liebe Kind wird ordentlich erschrecken vor Freuden, wenn ich mit der gloriosen Nachricht in

die Thür trete.“ Er stieß mit dem ängstlichen Violoncellisten an, nahm Hut und Geigenkasten und mit einem eiligen „Gute Nacht, gute Nacht, Schwiegersöhnchen!“ war er zur Thür hinaus, und ließ Klapstein in der seltsamsten Verlegenheit sitzen.

Lange Zeit starrte Dieser stumm und gedankenlos vor sich hin, die Beine weit ausgestreckt, die Stuhllehne mit dem Rücken gegen die Wand gestemmt, die Arme untergeschlagen. Endlich ließ er den Stuhl auf die Vorderbeine, und Diese auf die Vorderbeine des aufheulenden Rattenfängers sinken, hielt die leere Flasche gegen das Licht und brummte: „Dummes Zeug!“ Nun stand er auf und schrie, als ob das Haus brenne: „Dietrich!“ Zugleich trat er an das von dem Laden schon geschlossene Fenster, und meinte hinaus zu sehn. Dietrich war eiligst herbeigesprungen und in seiner Verwunderung, den Schreier stumm und gefahrlos am Fenster zu sehn, in der Thür stehn geblieben, ohne einen Laut von sich zu geben. Weil aber Klapstein sich durchaus nicht rührte, so meinte Dietrich, es könne ihm doch wol ein Unglück zugestoßen sein, man habe Beispiele, daß Jemand versteinert sei. Um sich daher zu überzeugen, fragte er leise: „Was befehlen Sie?“ Keine Antwort.

Er trat einen Schritt näher und sagte einen halben Ton lauter: „Sie haben gerufen, Herr Klapstein!“ Dieser rührte sich nicht, und wie ein Blitz war Dietrich zur Thür hinaus, seinen Prinzipal zu rufen.

Als Herr Günther in die Weinstube trat, fand er den Cellisten noch eben so unbeweglich am Fenster, wie ihn Dietrich verlassen hatte. „Sind Sie unwohl, Herr Klapstein?“ fragte er; Dieser drehete sich um und erwiederte ruhig: „Nicht im Geringsten, sondern nur toll. Hat Dietrich den Barsac schon gebracht?“ „Nein.“ „Aber mein Gott! zehnmal hab' ich ja dem Schlingel gerufen und Barsac gefordert. Ist er denn taub geworden?“

„Sie haben vielleicht, entgegnete Herr Günther, nach der Anstrengung des ersten Rufes für Ihre Wünsche keinen Ton mehr finden können, wenigstens sind Sie beträchtlich stumm gewesen. Dietrich! eine Flasche Barsac für Herrn Klapstein, und künftig höre besser.“

Der Cellist setzte sich, schenkte zwei Gläser ein, nöthigte Herrn Günther zum Sitzen und sprach, mit Diesem anklingend: „Sie thun mir wohl den Gefallen, Güntherchen, und trinken auf mein Wohlsein. Ich sehe mich nämlich genöthigt zu heirathen

und bin daher natürlich sehr misvergnügt. Aber ich will mich lieber mit der miserabelsten Quintsaite stranguliren — stellen Sie sich vor, Herr Günther, wie man ein Esel sein kann, wenn man glaubt, im Fuchspelze zu stecken bis über die Ohren." Er erzählte nun dem aufhorchenden Gastwirthe den Geigenhandel sammt der Verlobung mit Mosette Grinsel, und fuhr dann fort: „Sehn Sie, Gastgeber, so kann's einem ehrlichen Menschen gehn, der Künstler und Enthusiast zugleich ist. Eigentlich empörte mich nur die ungeheure Barbarei, daß der Mensch dies Wunderinstrument mit ins Grab zu nehmen droht, wenn man das Mädchen nicht dazu nehmen will. Was soll ich aber mit dem Weibe? Warum sollen mit der Geige meine felsenfesten Grundsätze vor die Hunde gehn? — Donner und das Wetter, ich thu's nicht — ich will's nicht! Es wird doch irgend einen Rechtsverdreher in der Stadt geben, der mir die Geige an den Hals processirt ohne das Weib! Denn die Geige muß ich haben und sollt' ich sie vom Galgen holen — denkt an mich, Günther! — Ich Schafskopf! Ich Stiefelgehirn! Ich personificirter Nasenstüber für meine eigne Dummheit! Ich hetze dem Alten alle Juden der Stadt auf den Hals — er soll zu Kreuze kriechen — er soll mir

die Geige für ein Lumpengeld auf den Knien überreichen — er soll —"

Klapstein hatte die Flasche ergriffen, den Arm hoch erhoben und schlug nun mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß das Gefäß und mehrere Gläser zertrümmert wurden; darauf sprang er wie unsinnig nach seinem Hute und rannte mit schallendem Gelächter davon.

Der Cellist hatte ganz richtig geschlossen. Als Mandelschaf in die Brusttasche griff, suchte er wirklich nach einem heute gebornen Gedichte, welches der Frau des alten Grinsel vorgelesen werden sollte. Der gute Fagottist hatte sich in den Schriften und Gedichten von Börne, Heine und Anderen, die als Aggregate des zerstreuten Volkes angesprochen wurden, so verlesen, daß er, seine in romantisches Dämmerlicht sich verlierende Herkunft gehörig in Anschlag bringend, nach und nach zu der seltsamen Überzeugung kam, eigentlich sei er ein Jude und nur durch Zufall oder ein wunderbares Verhängniß ans Baptisterium gerathen. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, als sich in die schöne Christin und Choristin Maria Moorzahn zu verlieben, und als diese an den Folgen einer

überflüssigen Cadenz verstorben war, sich einem ungeheuren Schmerze zu ergeben. Einen solchen Schmerz aber, soll er nicht in gänzliche Zerrissenheit ausarten, kann der Mensch nicht unbenutzt in seiner Brust umherwühlen lassen, daher suchte Mandelschaf ihn durch Lieder und Romanzen zur Ironie des allgemeinen Weltschmerzes und Scherzes zu potenziren, und das gelang ihm bald so trefflich, daß der gute Mensch täglich dergleichen zu schreiben vermochte, da sie in Form und Wesen sämmtlich über einen Leisten geschlagen wurden. Bei dieser regelmäßigen Lebensweise befand er sich um so herrlicher, als er in der Frau des alten Grinsel eine theilnehmende, mitfühlende Freundin gefunden hatte.

Dies edle weibliche Gemüth hatte der Leiden viel, und bedurfte des Trostes wahrlich in ihrer Verlassenheit. Grinsel war immer unendlich eilig; Morgens gab es Oper- und Concertproben, oder Dilettantenquartette. Aber zu solchen Arbeiten muß der Mensch sich doch gehörig sammeln, und das war in der Stille des Hauses nicht zu erlangen, vielmehr konnte die wahre künstlerische Ruhe leicht und sicher im Geräusch des Gasthofes zum Hahn im Korbe gewonnen werden. Nachmittags mußte man sich von der Morgenanstrengung wieder er-

holen: Grinsel warf daher Mittags nur schnell einige Bissen in den Mund und wanderte dann nach der Kegelbahn zur blauen Schnecke vor dem Kälberthore. Abends gab es wieder vollauf zu thun, und es blieb endlich kaum so viel Zeit übrig, beim Hahn im Korbe ein Beefsteak und eine halbe Barsac zu verzehren, weil Master Bywater schon wieder auf den Lehrer wartete. Nebenher verband Grinsel mit diesen ewigen Leibesabwesenheiten noch den unschuldigen Zweck, den einem Künstler höchst widerwärtigen und der Ausübung seiner Kunst sehr gefährlichen Anblick der Gläubiger zu vermeiden. Natürlich fielen diese geschwornen Feinde des Seelenfriedens und der häuslichen Glückseligkeit der Frau zur Last, und so waren denn auch heute Hebräer, Schuhmacher, Schneider, Laden- und Steuerdiener von ihr aus dem Felde zu schlagen gewesen.

Nun saß denn endlich am Abend Frau Rose, verdrießlich den Kopf auf die Hand gestützt, in dem einsamen Zimmer und dachte mancherlei. Sie war die Tochter eines Cantors, hatte Französisch gelernt, sang, und verstand sich auf das Fortepiano. Dieser Verein von Kenntnissen hatte sie zur Erzieherin und fähig gemacht, den Kindern eines Kammerherrn, welche nichts lernen sollten, nichts

zu lehren, als den ersten Theil des Sehnsuchts- oder Trauerwalzers, eine Cavatine von Rossini und anderthalb Seiten in der Ourica. Daneben hatte sie der Kammerherrin während der Morgenbesuchspausen ein Kapitel aus den Stunden der Andacht, und Abends eine Erzählung von Clauren vorgelesen. Sie war also ein sehr gebildetes Frauenzimmer, und wußte das zu schätzen. Aber während ihres irdischen Daseins waren schon dreißig Kalender zu Makulatur geworden, ohne daß ihre Bildung, ihre schwarzleuchtenden Augen, ein kleiner Fuß und zwei wunderschöne Händchen ihr etwas anderes, als wenige scheue Zärtlichkeitsuranfänge des philosophirenden theologischen Hauslehrers zugezogen hätten. Der Mensch kannte die Welt so genau, wie seine Nachtmütze, vielleicht noch besser; er war der raffinirteste Kaffeekocher und sein Scharfblick hatte die Gouvernante durch und durch geschaut; er wußte auf ein Haar vorher, was sie antworten werde, wenn er ihr von seiner Liebe sagen wollte, nur sagte der Mann eben deshalb nichts und sie fand das ennuyant. Da kam ihr denn der Kammermusikus und Wittwer Grinsel außerordentlich gelegen mit seinem feierlichen Antrage. Sie heirathete ihn, um endlich auch einmal Frau zu werden: aber seine Nomadenwirth-

schaft, sein Alter, seine Schulden, sein herrisches Betragen mußten ein Frauenzimmer von Rose's Bildung, von Rose's zartem Gefühl bald mit Schmerz und Abneigung erfüllen. Sie ergab sich wieder ihren romantischen Jugendträumen voll Sehnsucht und Ferne und Wehmuth, und bei dieser aus Erdennoth emporgeschossenen Himmelsseligkeit fand sie in der zarten Freundschaft des Fagottisten eine Stütze, die ihr unendlich theuer war.

Es ist erklärlich und natürlich, daß sie die Verse von der todten Maria, welche Mandelschaf ihr jedesmal richtig nach der Geburt überreichte, nur allegorisch auf sich selber beziehen konnte. Das that sie denn auch, und dachte dabei eben jetzt an Vieles: an Trost und Ersatz für den unglücklichen Freund, an unvermuthete Sterbefälle, verlaßnen Wittwenstand, hausfreundliches Mitgefühl und Hochzeit, und eben jetzt trat Mandelschaf herein.

Sanft erröthend, aus zierlicher Verwirrung hervorlächelnd, ging ihm Rose entgegen und lispelte: „Wie so spät?" „Spät? fragte Mandelschaf zurück, nach der Uhr sehend. Wahrlich, schon zehn Uhr! So geht das Leben mit seinen Erbärmlichkeiten und Dornen an uns vorüber, und nichts genossen haben wir vom Leben. Wer es

zuerst wol einen Traum genannt haben mag? Das furchtbarste Wachen ist das Dasein und dabei so lächerlich."

„Sie sind, entgegnete Rose, lieber Mandelschaf, Sie sind wieder in einer gefährlichen Stimmung, und richten sich gewiß damit einmal zu Grunde. Warum sollen wir uns den Kopf darüber zerbrechen, ob wir wachen, ob wir träumen? Wenn es uns wohlgeht, lassen Sie uns wachen, und schwingt das Schicksal seine grauen Flügel verdüsternd über unserm Haupte, so wollen wir schlafen und in einen glücklichern Zustand uns hinüberträumen. Ach, muß ich denn nicht immer und immer träumen zwischen der lieblichen Vergangenheit und einer Zukunft, die — so nahe sein könnte? Und glauben Sie mir, werther Freund, ich träume nicht auf weichem Lager!"

„Weib! fuhr Mandelschaf pathetisch auf, Weib, was ist Dir noch alles geblieben? Du hast eine Vergangenheit, eine Zukunft, die Deine Phantasie oder Dein Leichtsinn wie mächtige Zauberer herbeschwört in den Kreis der dunklen Gegenwart, daß dies Unding Dir gar nicht einmal existirt. Aber ich —? o liebe Freundin! ich habe so viel eben heute gelitten, wie ein Jahrhundert voll brüllender Kanonen, und nur schwer gelang es mir, den ent-

setzlichen Zustand endlich in ein Bild zu fassen, welches ich Ihnen ans Herz legen möchte."

Er griff in die Brusttasche. und entfaltete vor der Freundin, deren Individualität freilich eine ganz andre Wendung des Gesprächs erhofft hatte, ein Papier, welches überall mit Versen beschrieben war, und sie mußte sich schon bequemen, eine theilnehmende Zuhörerin abzugeben, denn sie ließ sich doch gern etwas ans Herz legen. Der Fagottist aber las das Gedicht, betitelt:

Die Kegelbahn.

Still wandert' ich durch Gassen, eng und schmutzig,
Dem Thore zu, dem steingewölbten Rachen,
Gierig verschlingend in den Ziegelwanst
Des ganzen Landes Frühling, Sommer, Herbst.
Und droben sitzt im actenschweren Herzen,
Genannt das Rathhaus, stolz der Bürgermeister
Am Dintenfaß und läßt es gehn, wie's geht.
Ich aber wollte kegeln, kegeln, kegeln,
Und wanderte der blauen Schnecke zu. —
Und wenn auch heut nur dreimal alle Neun,
So dacht' ich fürderschreitend, deinem Wurf
Gefallen sind, so hast du freie Zeche,
Hast dein Plaisir und nöthige Bewegung. —
O all ihr Himmlischen! warum vergönnt
Ihr nicht einmal so unschuldvollen Traum
Dem kultivirten Menschen? Und unschuld'ger
Ist doch auf Erden nichts, als das Bestreben,
Neun Klötze mit dem zehnten hinzustrecken,
Auf daß es wohl uns geh', und wir noch lange
Hienieden uns des schönen Daseins freun!

Warum versucht ihr nur das arme Ding,
Von den Gelehrten Phantasie genannt,
Zu Sprüngen, die Gebildeten nicht ziemen,
Denn Phantasie ist ihnen unanständig.
Warum — o sprecht, ihr Himmlischen — warum
Verwandelt ihr vor offnen Augen denn,
Am hellen Tage, plötzlich jene Kneipe
Zur blauen Schnecke, sammt der Kegelbahn,
Die eben noch, mein einz'ger Trost, mir lachte,
In einen Stralenthron und weiten Saal? —
Es ruht der goldne Thron auf Drachenfüßen,
Und droben sitzt ein leuchtend Frauenbild.
Sie lächelt sanft voll Huld auf mich hernieder,
Sie winkt mir, als ich, schier vom Glanz der Schönheit
Verwirrt, geblendet, schon die Kniee beugte,
Und scheuen Muths betret' ich nun die Stufen. —
Wie lange, lispelt sie mit Flötenton,
Wie lange doch entbehren und ersehnen
Mußt' ich, o Liebling, deine holde Nähe!
Zurück, ach! wandte sich dein Auge sonst,
Zurück in jenes Thal der Nacht, des Todes,
Wo nur ein Dämmerlicht vom Sarg Maria's
Scheu durch die grause Finsterniß hinzittert,
Und wo kein andrer Laut, als dein Gesang
Wie Tantalusgestöhn die Luft bewegt.
Und wandte sich die grambeladne Stirn,
Hast du sie nimmer doch zu mir gekehrt!
Der qualverwirrte Blick, er schweifte stets
In weite Fernen aus, das Leben suchend,
Die Psyche für Maria's Marmorleib.
Doch endlich — ach, du Süßer! endlich, endlich
Erkennst du, daß Vergangenheit und Zukunft
Nur Dornen sind im Rosenkranz des Daseins,
Nur trüber Bodensatz im Festpokal
Der Lust, o Freund, kredenzt von meinen Lippen!

O sieh mich an, und wage dann — Verschmähn! —
Verschmähn? rief ich berauscht, verschmähen dich,
Du holde Gegenwart! O laß umschließen
Mit meiner ganzen Seele Jugendkraft
Den wundersel'gen Leib zum ew'gen Kuß! —
Schon ausgebreitet waren meine Arme,
Da sprach sie: Ei, Herr Mandelschaf, sind Sie
Verrückt geworden? — Und die alte Katharine greinte mich an aus der Bodenluke; ich stand auf der Hühnerleiter, und unten warf eben Grinsel alle Neun —

„Das wäre in Richtigkeit! polterte Grinsel zur Thür hinein. Mein Mädchen versorgt, die Geige verkauft. Wo steckt sie denn? Ach, sieh da, Mandelschaf! Ich denke, Sie gehn, nun ich gekommen bin, es ist schon spät. Gute Nacht, Werthester!"

Mandelschaf ließ sein Gedicht in Rose's Händen, die er bedeutsam drückte, und fand es angemessen, sich zu empfehlen. „Hat der Narr, fragte Grinsel, mit unendlicher Geschäftigkeit umherrennend, hat der Narr schon wieder Papier verdorben? Daß so ein Lump solche Malice auf Lumpen hat. Aber wo steckt sie denn?"

„Die Geige?" fragte Rose. „Dummer Schnack! erwiederte Grinsel. Wo die Geige steckt, weiß ich stets, und läg' ich mit Noah auf dem Vorplatze in seliger Brüderumarmung. Aber mein Mädchen — kurz, wo ist Rosette?" „Sie wird ja wol, antwortete Rose gleichgültig, auf ihrer Kammer

beim Stickrahmen sitzen.“ Grinsel rief zur Thür hinaus: „Mosette!“ aber nur sein schallender Ruf kam aus dem dunkeln Hause zurück. Er ging auf den Vorplatz und rief abermals: „Mosette!“ Alles still. Er stieg die Treppe hinauf, öffnete die Kammerthür und drinnen brannte wirklich ein Licht neben dem Stickrahmen, nur Mosette saß nicht dahinter. „Verdammte Verschwendung! sprach Grinsel. Den Concertlichtresten haben die traurigen Zeitläufte längst ein trauriges Ende gemacht — daran aber denkt solch junges Volk nicht.“ Er trat ans Fenster, da schien's ihm, als bewege sich etwas neben der Jasminhecke im Garten. Deutlich erkennen ließ sich nichts, aber ein Busch war's nicht, was sich da bewegte und Mosette war nicht in der Kammer! Grinsel wollte zum Fenster hinausrufen, da glaubte er zwei Gestalten unterscheiden zu können. „Das wär der Teufel!“ rief er, trat hastig zurück, verließ eben so hastig die Kammer und stieg noch eine Treppe höher, wo sein Schüler Bywater ein Erkerstübchen bewohnte.

„Master Bywater, sind Sie drinnen?“ rief Grinsel zur Thür hinein, aber auch hier war kein Mensch, vielweniger ein Master zu finden, obgleich auch hier ein Licht neben dem Notenpulte brannte. Der Kammermusikus warf einen Blick in das

aufgeschlagene Rondeau brillant, nahm die Geige und — „der Porterwanst hat wahrhaftig Ohren wie ein Maulwurf!“ schalt Grinsel, drehete mit verzognem Mundwinkel an den knarrenden Wirbeln, schwang die Geige unter's Kinn, ergriff den Bogen und versuchte die Stimmung. Er blickte nochmals in das Heft, begann das Rondeau brillant und spielte immer weiter. Die Augen leuchteten, der Kopf wiegte sich dann und wann hinüber, ein eigenthümliches Lächeln schlich durch alle Falten des gelben, hartausgeprägten Gesichtes, so daß Nase und Kinn sich gegen einander neigten, als sollten sie eine Nuß aufknacken. Da mußte ihm eben auf dem Culminationspunkte der Begeisterung die Quinte mit jenem bekannten Tone springen, der jedem Musiker ein Entsetzen durch alle Glieder schüttet, und auch Grinsel sprang drei Schritte vom Pulte zurück. Unbeweglich stand er da, starrte nach dem Rondeau brillant, als könne er nicht begreifen, warum nun kein Ton desselben mehr aufklinge. Dann aber fuhr er plötzlich aus seiner Betäubung empor, warf Instrument und Bogen auf den Stuhl und rief: „Zum Henker! was steh ich denn hier, und geige auf der niederträchtigen Hechel und reiße Quinten? Man hat Beispiele, daß während der grandiosesten Kirchenmusik Leute ver-

liebt geworden sind, von denen so etwas gar nicht verlangt wurde, und — Mosette ist wahrhaftig im Garten.“

Er stieg hinunter, wirbelte mit seinen Spinnenbeinen durch den Garten, und erschrak selber vor der Richtigkeit seiner Vermuthung. Da saß der großbritannische Master Bywater von überwölbendem Jasmin halb versteckt; auf seinen Knien, an seiner Brust, in seinen Armen Mosette, die achtzehnjährige Tochter des Kammermusikus Grinsel, eines Mannes, der vor einer Stunde noch mit der reinsten Überzeugung ihre Tugend und Sittsamkeit dem Cellisten und Bräutigam Klapstein anpreisen konnte — da saßen sie, und Grinsel hätte verzweifeln mögen, daß das Volk in seiner Glückseligkeit blind und taub war, sich nichts auf der weiten Gotteswelt träumen ließ, als unendliche Liebe, nichts von der Geige, von Klapstein, Hochzeit und abzutragenden Schulden.

„Master! schrie er den liebenden Schüler an, Master Bywater, Sie schlafen diese Nacht zum letzten Mal unter meinem Dache. — Mosette, scher' Dich auf Deine Kammer, abgeschmacktes Geschöpf!“ Er ergriff Mosette's Arm und zerrte die Sträubende unsanft mit sich fort, während der Schüler sich vergebens bemühete, den zornigen

Alten zu besänftigen und Mosette von ihm loszumachen. „Nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Grinsel, sprach er. Ich habe ja die redlichsten Absichten, und eben besprachen wir uns, ob ich wol morgen schon bei Ihnen um Mosette's Hand bitten dürfte." „Naseweis! entgegnete Grinsel, wie kann sich ein Schüler dergleichen Verwegenheiten erlauben? Und glauben Sie denn, daß die deutschen Mädchen Kühe sind, wie Ihre englischen Weiber? Sie haben wol schon den Strick in der Tasche, woran Sie mein einziges Kind zu Markte führen und für drei Schillinge ausbieten wollen! Nichts da! Morgen mit Sonnenaufgang räumen Sie mein Haus — verstanden?"

Während dieses Gezänkes waren sie vor Mosette's Kammer gekommen: der Alte schob die Schluchzende hinein, verschloß die Thür, ließ den Schüler im Finstern stehen, und eilte nach seiner Frau hinunter, die ruhig hinter dem Lichte saß und mit tiefer Rührung aus Mandelschafs Kegelbahn die schönen Stellen recitirte.

„Das sind mir Streiche! rief der eifernde Kammermusikus. Mir schwante gleich nichts Gutes, als mich der maliciöse Jude da auf der Gasse anlief. Und da sitzt das Weib, und liest getaufte Judenverse, statt über der Ehre und Reputation

meines Hauses zu wachen. Sie spielt am Ende mit Bywater unter einer Decke — o heilloser Unglückstag! Schweig', sag' ich! Für den Vaternamen geb' ich nun keine taube Nuß!"

„Was ist denn geschehen?" hatte Rose schon mehrere Male zu fragen angefangen. „Geschehn? erwiederte der rothglühende Grinsel — geschehn! Stellt sich die Person nicht, wie aus den Wolken gefallen! Man sollte sich krumm wundern über ihre Verwunderung. — Aber es ist nun Alles einerlei: meine Geige mag von den Fäusten eines betrunkenen Dorfmusikanten zerrumpelt werden — wie ich mit Klapstein zurecht kommen soll, ist gewiß dem Schicksal selber unbegreiflich — die Juden bringen mich an den Bettelstab, oder gar in meinen besten Jahren schon ins Grab — Rosette läuft mit einem Landstreicher in die Welt, mein Weib mit Mandelschaf, und dann hat die Lumpenherrlichkeit ein Ende."

Bisher war es der guten Rose durchaus unmöglich gewesen, aus Grinsels zornschäumendem Redeflusse mit etwas mehrerem, als einigen tiefen Seufzern aufzutauchen. Jetzt aber war dem Alten wirklich der Athem vergangen, die Anstrengung bei so vielen schnell hinter einander ihn getroffnen Widerwärtigkeiten warf ihn erschöpft in den Sessel,

er schnappte nach Luft, und diesen Augenblick wußte Rose geschickt zu benutzen. „Das fehlt noch, hub sie an, durch nächtlichen Skandal die Nachbarn herbeizulocken! Aber mögen sie kommen, mögen sie heute schon erfahren, was ihnen doch keine vierzehn Tage mehr verborgen bleiben kann, und mein Unglück wird sie rühren, während sie Dich verdammen. Täglich, stündlich muß ich die Zudringlichkeit der Gläubiger bekämpfen, deren Forderungen sich aus einer Zeit herschreiben, wo ich noch in harmloser Unschuld die kindlichsüße Unschuld im Hause des Kammerherrn heranbildete. Und kommt endlich Abends einmal auf einen flüchtigen Augenblick der edle Freund, dessen düstres Schicksal, dessen tiefes Gemüth jedes weibliche Herz mit Theilnahme, mit Wehmuth erfüllen müssen, da polterst Du drein mit Deinem Kauderwelsch von Klapstein und Geige, Juden und Mosette, daß ich Mandelschafs Fassung wahrlich nicht genug bewundern kann. Aber gewiß verachtet er Dich zu sehr, um sich mit Dir gemein zu machen."

„Alle Hagel! schrie der aufspringende Grinsel — gemein machen? Ich — Primgeiger in hochfürstlicher Capelle und dieser armselige Tieftonvergnügungsknüppelboreas! Weib — aber es ist unter meiner Würde darauf etwas zu erwiedern; ich

weiß doch, was zu thun ist.“ Er streckte sich, so lang er war, mit behaglichem Anstande auf das Kanapee und blickte voll stolzen Mitleides nach der fortredenden Frau hinüber.

„Sieh' mal! der Bettelstolz kleidet doch außerordentlich schön. Aber es ist noch nicht aller Tage Abend gekommen, und nicht alle Abende werd' ich mich so niederträchtig behandelt sehn. Und was geht mich der Bywater an? Hat sich Mosette mit dem tölpischen Briten in ein Liebesverständniß verwickelt, so ist sie Deine Tochter, nicht die meinige! Ich kenne die Pflichten der Stiefmutter zu gut, als daß ich zwischen dem Thun und Treiben des Mädchens herumklatschen sollte, um den Lärm im Hause noch größer zu machen, als er leider schon ist. Sieh Du zu, wie Du mit ihr zurecht kommst.“

„Das werd' ich! erwiederte der Kammermusikus. Das werd' ich — ja!“ Er erhob sich langsam und gemessen vom Kanapee, stellte sich mit untergeschlagenen Armen dicht vor seine Frau und fuhr mit bittrer Gelassenheit fort: „Rose, Du hast mir da Dinge in die Seele geschüttet, die ich sehr wohl verstanden habe, indessen ist es Zeit, endlich das Bett zu suchen. Was nun mein Kind anbetrifft, so will ich Dich von allen stiefmütterlichen Pflichten gegen Mosette schon morgen entbinden; der

Master geht ohnehin. Sie aber soll, damit es ihr an der so nöthigen, und besonders vernünftigen Aufsicht und Leitung ferner nicht fehle, gleichfalls morgen zu ihrer Tante, der Putzmacherin Spitzkugel, meiner seligen Frau würdige Schwester, in Wenselburg, und damit Punktum! Gute Nacht, Madam!"

Er drehete sich gravitätisch auf dem linken Absatze herum, nahm ein Licht und ging in die Kammer, während Rose ihm schweigend nachsah. Und als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, senkte sie mit sanfter Schwärmerei die Augenlider, und sprach aus Mandelschafs Kegelbahn:

Wie lange noch entbehren und ersehnen
Muß ich, o Liebling, deine holde Nähe!

Der Kammermusikus hatte sich eingebildet, sein Schüler werde in furchtsamer Anerkennung des von zürnenden Vaterlippen gebieterisch ausgesprochenen Reisepasses sogleich auf das Erkerstübchen eilen, die schuldige Pension bis heute Abend abzählen, etwa ein paar verzweifelnde Liebhaberworte zum Abschied dabei schreiben, und dann seine Habseligkeiten zusammenpacken, um schon bei Sonnenaufgang dem Schauplatz seines kurzen Freudenrausches mit wider-

strebender Resignation den Rücken zu kehren. Aber der Kammermusikus hatte sich geirrt. Bywater stand fest vor Mosettens Kammerthür, aufmerksam nach dem Ende des ehelichen Gezänkes hinunterhorchend, während er zugleich die drinnen schluchzende Mosette durch leises Klopfen und flüsternde Worte zu beruhigen suchte, um mit ihr, wenn Alles still im Hause geworden, noch ungestört Verabredungen für die nächste Zukunft zu treffen.

Der junge Richard Bywater war der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns zu Chelmsford in der Grafschaft Essex. Nach dem Tode des Vaters hatte der Vormund nichts angelegentlicher zu thun, als sich den wilden Jungen vom Halse zu schaffen, indem er ihn dem Vorsteher eines Instituts für Knaben zu weiterer Ausbildung für die Universität oder den Handelsstand übergab. In diesem Institute hingen die trefflichsten Gesetze an jeder Thür, nur fanden die jungen Leute, daß das monarchische Princip hier wenigstens durchaus unpassend, und eine Constitution förderlicher sei, die, von und nach ihrem Sinn entworfen, Jedem verstatte, zu thun, was er wolle. Der Vorsteher liebte Ruhe und Sicherheit der Existenz: er ließ daher die jungen Constitutionellen nach Herzenslust schalten und walten, bezog seine Pensionsgelder und

quittirte jedesmal richtig mit den vortheilhaftesten Zeugnissen, so daß die Eltern kaum den Tag erwarten konnten, welcher die Trefflichen der staunenden Welt zuführen sollte. Ungeachtet aller Tollheiten, welche die Knaben gemeinschaftlich ausführten, entwickelten sich doch in den Meisten gewisse vorherrschende Neigungen, und eben Richard hegte eine solche Vorliebe für Musik, daß er selten eine Oper oder ein Concert in dem nahen London versäumte. Eben in jener Zeit erregte Kiesewetter in England allgemeines Aufsehn und Richard wurde hingerissen von dem Spiel dieses deutschen Orpheus. Ungeachtet des häufig in leerem Dünkel schwelgenden Nationalstolzes wußte der junge Mensch nichts Besseres zu thun, als seinen englischen Lehrmeister einen Pfuscher und Stümper zu schelten und endlich steif und fest zu behaupten, nur in Deutschland könne man Musik hören und lernen, und er glaubte dies um so sichrer, als überall von Deutschland, von deutscher Poesie, Kunst und wissenschaftlicher Gründlichkeit viel Redens und Rühmens war. Nun trug es sich zu, daß die wüste Wirthschaft im Institute, welche den Vorsteher schon in manche stillbeseitigte Verlegenheiten geführt hatte, den Eltern nicht länger verborgen blieb: sie nahmen ihre Söhne zurück, die ganze Anstalt zerfiel

und Richard, der noch zu jung für den Handel war, lag seinem Vormunde so lange mit Bitten und Bestürmungen zur Last, bis Dieser zu einer Reise nach Deutschland, die ihn zugleich der Aufsicht und Zucht des Mündels entledigte, seine Einwilligung gab, indem er auch dachte, ein zwei- oder dreijähriger Aufenthalt im Auslande wirke ganz besonders vortheilhaft auf die Ausbildung des jungen Menschen, und das nichtsnutzige Musikwesen werde das Comtoir demnächst leicht und schnell aus dem Kopfe fegen, um reelleren Dingen das Feld zu räumen. So war also Richard nach Deutschland gekommen und hatte in dem Kammermusikus Grinsel einen tüchtigen Lehrer, in Rosetten aber ein liebenswürdiges Mädchen gefunden.

Das gute Kind war wirklich recht unglücklich in diesem Hause der Unordnung und des unaufhörlichen Jagens und Polterns. Sie hatte sich daher schon längst für den größten Theil des Tages auf ihr einsames Kämmerchen hinter den Stickrahmen zurückgezogen, und fast ihre einzige Freude war dann und wann ein Blick von ihrer Arbeit in das kleine blühende Gärtchen hinunter, aus welchem ihr alle Blumen lebendig entgegenlachten und nickten, die droben ihre Nadel emsig mit nimmerwelkender Farbenpracht zu lieblichem Frauen-

schmuck fesselte. Sie war nicht traurig, sie war nur sanft und still, und mit Recht hatte der Vater gerühmt, daß ihre ganze Seele ein Adagio von Mozart sei. Manchmal aber schlich dennoch ein Seufzer durch diese stille Brust, und mußte sich auszittern und ausjubeln in einem der ewigen Lieder Uhlands. Diese wunderbaren Töne schlugen wie mit Geistergewalt an das Herz des Engländers, und festgebannt an der Schwelle der Kammerthür hielt er den Odem zurück, während die bebende Hand vergeblich nach dem Schlosse strebte. Noch hatte der junge Mann nicht gewagt, ihr ein Wörtchen mehr zu sagen, als was die Gewohnheit des Tages so mit sich brachte, wie oft es ihm auch schien, als blicke sie ihn freundlicher an, wie die Andern. Die deutsche Sprache war ihm noch nicht geläufig genug für den unendlichen Jubel in seiner Brust; der Übermuth im Institute hatte noch nichts über die Blüthe der jugendlichen Scheu vermocht, welche jeden unverdorbenen Jüngling zum Adonis macht; denn seine Leidenschaft für Musik war immer noch größer, als die Leidenschaftlichkeit der Jugendkraft. Nun aber war der Herbst gekommen, und als eines Tages Richard über den Markt ging, lachte ihm ein Korb voll Weintrauben so einladend entgegen, daß er dem Reiz der Neuheit

eines solchen Anblickes sogleich einen Thaler opfern mußte, und den Korb nach seinem Erkerstübchen bringen ließ. Als er an Mosettens Thür vorübergehen wollte, wurde diese geöffnet, und das liebliche Mädchen entließ einen schönen braunlockigen Knaben mit so zärtlicher Freundlichkeit, daß der Engländer den Gruß vergaß und stumm und glühend dastand. Mosette nickte lächelnd und verschwand wieder in ihre Kammer. Da kam ihm plötzlich ein schöner Gedanke! er nahm den Kleinen an die Hand und sagte: „Hör einmal, liebes Kind, ich will Dir etwas schenken, komm nur mit auf meine Stube."

Hier zeigte er dem Knaben eine Traube und versprach sie ihm als Botenlohn, wenn er thun wolle, was ihm gesagt werde. Mit beiden Händen zugreifend rief das Kind: „Gieb nur her! ich will schon Alles thun." Nun wurden die vollsten und klarsten Trauben ausgesucht, auf einem Teller zierlich geordnet, und Dieser dann in ein Tuch gesetzt, dessen vier Zipfel der Knabe vorsichtig aber fest in die Hand nehmen mußte. Darauf drückte er auf die lächelnden Knabenlippen einen langen heißen Kuß und sprach: „Diesen Kuß und diese Trauben bringe hinunter nach der lieben Mosette und sage dabei: Das schickt Dir der Engländer.

Hörst Du? Aber den Kuß mußt Du ihr zuerst geben! Vergiß das nicht und dann kommst Du schnell wieder heraufgesprungen und holst Deinen Lohn."

Der Knabe ging hinunter, und als er die Kammerthür öffnete, rief ihm Mosette sogleich entgegen: „Kommst Du schon wieder?" „Ja, erwiederte der Kleine, ich soll Dir schöne Sachen bringen: komm nur einmal her und bücke Dich!"

Neugierig lächelnd neigte sich Mosette zu dem Knaben nieder, dieser schlang seinen Arm um ihren Nacken, drückte einen Kuß auf ihren Mund, sprang dann zurück, und setzte den Teller auf den Fußboden. „Das Alles, rief er lachend, schickt Dir der Engländer oben! Was soll ich ihm wieder bringen?"

Mosette vermochte kein Wort hervorzubringen.

Von heißer Glut plötzlich übergossen stand sie da, und konnte den Knaben nicht ansehn, während Dieser seine großen Augen erwartungsvoll auf sie richtete, aber bald ernst und sogar ängstlich wurde, weil Mosette noch immer stumm blieb. Endlich faßte sie sich bei dem Gedanken, daß der Kuß wol eine Zugabe des Kindes sei: zugleich fürchtete sie, diese Zugabe dem Kleinen wichtig zu machen, wenn sie weiter nachfrage, denn wie leicht konnte

der Knabe gegen dritte Personen in seiner Unschuld plaudern! Sie trug daher dem Kleinen mit ernster ruhiger Stimme nur einen kurzen Dank für das Traubengeschenk auf, und entließ ihn, um einsam ihre Unruhe zu bekämpfen, ihren Zweifeln nachzusinnen. Kam der K — sie erröthete wieder und konnte das Wort nicht ausdenken. Kam er wirklich von Richard, oder war's nur, wie schon oft, ein Ausdruck der Zärtlichkeit von dem mit zutraulicher Liebe an ihr hängenden Kinde? Und kam er nun von Richard — was sollte sie dann beginnen? Wie sich gegen ihn stellen? Es fiel ihrer Unschuld nicht ein, daß sie ganz unbefangen, als sei nichts geschehen, ihm gegenüber sich bewegen könne. Und zürnen? Warum denn zürnen? — Hätte sie sich sagen können, daß sie Richarden liebe, schon lange liebe, sie hätte sich geschämt, wieder vor ihm zu erscheinen, und vielleicht wäre das Traubengeschenk gar ein ewig scheidender Grenzstein geworden. Aber wiewol sie das Wort Liebe so gut kannte, wie die übrigen Menschen, so wenig wußte sie doch, daß dieses kleine Wörtchen eben ein Gefühl ausspreche, wie es ihre ganze Seele durchblühete, wenn sie den Namen Richard hörte, wenn sie den jungen Engländer sah, oder gar einige Worte mit ihm sprach. Sie hatte stets

geglaubt, dieses Beklommensein müsse sie bei jedem Ausländer ergreifen, und sei in der Ungeläufigkeit begründet, welche sich überall hemmend in das Gespräch schiebe. Nun aber sollte sie sogleich erfahren, was ihr wunderbarer Zustand alles zu bedeuten habe, denn sie war noch lange nicht mit ihren Zweifeln zu Ende, als nach leisem Anklopfen Richard halb dreist, halb verlegen, hereintrat. Es war ihm schwer aufs Herz gefallen, daß Mosette seine Kühnheit als Beleidigung betrachten müsse, gegen welche sie kaum andere Waffen in Händen hatte, als schmerzlich schweigende Duldung, und dieser Gedanke war dem Jüngling, dem Liebenden, dem gradsinnigen Engländer so peinigend, daß er kam, ihre Verzeihung zu erbitten und Abschied zu nehmen, weil sein Anblick ihr kränkend sein müsse. Sie aber hatte nichts zu verzeihen, denn sie war nicht gekränkt, und Abschied? — Wenn ihr Vater erführe, warum Richard das Haus verlassen, so werde sie's entgelten müssen! äußerte sie mit unschuldiger Naivetät, und Richard blieb, denn was sollte er anfangen, entfernt von ihr?

Er blieb, und schon nach wenigen Tagen scherzten sie über den gemeinschaftlich verzehrten Liebesbrief. Dann aber kamen ernstere Dinge zur Sprache: mit Mosettens Vater, der gestern erst den Schüler

seine Absichten mit Tochter und Geige hatte merken lassen, glaubte man leicht einig werden zu können, denn Richard war wohlhabend. Dagegen gab es mit dem Vormund in England noch Vieles zu beseitigen, und eben heute, und in derselben Stunde, wo Grinsel seine Tochter an Klapstein verhandelte, beriethen sie unten im Garten sehr ernsthaft alle Mittel und Wege zu ihrem einzigen Glück auf dieser Welt. Da zertrümmerte nun Derjenige das ganze beinahe vollendete Glücksgebäude, von dem sie schon morgen ohne Schwierigkeit die Erlaubniß zum Einzug erlangen wollten; und nun stand Richard vor der verschlossenen Kammerthür und drinnen schluchzte die Geliebte!

Unten im Hause war es endlich ganz still geworden, da flüsterte Richard durch das Schlüsselloch: „Liebe Mosette, beruhige Dich doch endlich, weine nicht mehr. Vater und Mutter sind zu Bett gegangen, nun wollen wir ruhig zusammen überlegen, was wir thun müssen, um den Vater von seinem Irrthum zu überzeugen. Gehen muß ich, und das will ich auch gern thun, damit der Zorn des Vaters schneller sich lege. Weit aber geh ich nicht: in der Vorstadt find' ich leicht ein Stübchen, und dann wollen wir schon Gelegenheit finden zusammen zu kommen, nicht wahr?"

Aber die Gefangene schwieg länger, als der ungeduldige Richard ertragen konnte. „Mosette! fragte er endlich, Mosette, warum gibst Du mir denn keine Antwort?“

Da weinte Mosette so laut, daß Richard ganz ängstlich wurde. Er versuchte die Thür zu öffnen, aber nun rief Mosette: „Um Gotteswillen! Richard, laß das! Wenn's der Vater hörte — ach! liebst Du mich denn wirklich, Richard?“

„Dein Zweifel, entgegnete Dieser, ist mir Beweis für Deine liebende Zuneigung. Aber warum nur jetzt diese Frage. Eben ja sagt' ich Dir Alles, was ich nur weiß in dieser verzweifelten Lage.“

„Das ist, flüsterte Mosette zurück, das ist wol gut! doch hast Du schon vergessen, was der Vater sprach vom Strick und Markt? Das hat mir die ganze Zeit im Kopfe gelegen. Ich habe schreckliche Geschichten davon gelesen, und denke Dir, Richard, wenn ich mit Dir nach England käme und Du sähest die Mädchen Deines Vaterlandes wieder, da würdest Du vielleicht kalt gegen die Fremde, und all ihr Bestreben, Deine Liebe zu bewahren, erschiene Dir gar im falschen Lichte. — Deine Abneigung verkehrte sich endlich in Widerwillen — ach! und Du thätest, was das englische Gesetz Dir erlaubt, und die arme, dem Vaterland entrissene

Mosette würde die Beute — o Gott, ich kann's nicht aussprechen!"

Richard hatte während dieser Worte mit steigender Ungeduld und Hast an der Thür gearbeitet, endlich in seiner Tasche den eignen Kammerschlüssel gefunden und so glücklich benutzt, daß er eben bei den letzten Worten der Geliebten Diese lachend in seine Arme schloß. „Mädchen! rief er und hielt die vor Schrecken Wankende fester an seine Brust gedrückt, Mosette! warum quälst Du Dich nur so schrecklich? Kann ich denn jemals aufhören, Dich zu lieben? Und ich sollte Dich über den Theetanten meines Vaterlandes vergessen können? Nein! eben diese einfache schöne Natur, wie ich sie durch die Kunst habe kennen gelernt, die ist es, welche mich ein deutsches Mädchen lieben, und jenes englische Rührei von Philosophie und Sentimentalität herzlich verachten lehrte. Und — liebe Mosette, die Ausländerin würde wol nicht so leicht zu dem Glücke des Strickes gelangen, ohne die Eifersucht des ganzen weiblichen Englands anzufachen und wir müßten gar fürchten, das Parlament einem furchtbaren Sturm auszusetzen. Du siehst, fuhr er schäkernd fort, Du siehst, liebes Kind! daß ich Dich immerfort lieben muß, weil ich Dich nicht wieder loswerden kann."

Rosette war nun völlig über einen Gegenstand beruhigt, welcher ihr die ganze Zeit wirklich das Herz gedrückt hatte. Daran dachte sie nicht, daß sie mit dem Geliebten allein in der Nacht auf ihrer einsamen Kammer sich befinde, vielmehr saßen die Beiden ganz unbefangen und die Hände vertraulich zusammengefügt, neben einander, die nächste Zukunft von allen Seiten besprechend, und das Ende ihrer Berathschlagungen fiel mit dem Anfange zusammen: Richard sollte dem Scheine nach morgen die Rückreise nach England antreten, die Reise sollte jedoch nicht weiter, als in die Vorstadt gehn, wo er sich Tages über still verborgen halten, Abends jedoch in dem Garten, dessen niedrige Befriedigung leicht zu übersteigen war, von der Geliebten selbst erfahren sollte, wann er wieder vor dem Vater, welchen sie leicht zu besänftigen dachte, sich zeigen dürfe.

Mit einer Umarmung, einem herzlichen Abschiedskuß entfernte sich endlich Richard, ordnete noch schnell seine wenigen Sachen und verließ mit dem kommenden Morgen wirklich das Haus.

„Was dem alten Grinsel nur im Kopfe liegen mag?“ sprach Klapstein an einem heißen Nachmittage im Schatten der Kegelbahn zur blauen Schnecke zu dem Fagottisten Mandelschaf, welcher in sich gekehrt unter einem Baum saß und dann und wann schnell und halbverstohlen einige Worte in sein Taschenbuch warf. „Seit vierzehn Tagen wenigstens, fuhr Jener fort, ist er durchaus umgewandelt und kaum noch zu erkennen. Sonst lief er, wie eine Wachtel, jetzt kann er mit einer Ente ein Wettrennen veranstalten, er bleibt sicher zurück. Dabei ist er so stumm, als sei er nun überzeugt, früher schon für zehn Jahre vorausgesprochen zu haben, und wolle daher seiner Zunge gern die nöthige Ruhe und Erholung schenken. Kurz, er ist kaum noch sein eigner Schatten und ich fürchte mich fast, den Geigenproceß mit ihm anzufangen, den ich schon einem tüchtigen Advokaten übertragen habe, weil ich doch nicht gern mir nachsagen lasse, daß ich schuld an seinem Tode sei. Und wie leicht kann er mir an der Klagschrift wirklich dahinsterben! Ihr wißt selbst, daß er schon einige Male bei seiner ärgerlichen Natur, von der Gewalt der Affecten niedergeworfen, von den Umstehenden für todt gehalten wurde. Damals war er noch jünger und kräftiger, aber jetzt —“

„Ihr habt ja plötzlich ein Gewissen wie ein Kolibri! erwiederte Mandelschaf. Laßt Euch immer etwas nachsagen, damit von Euch doch auch einmal die Rede sei. Es ist nichts lustiger, als die Urtheile der Menschen über einen Menschen; Diesen lernen wir daraus gar nicht kennen, aber Jene sicher, und darum antworte ich den Leuten immer: ihr Guten — wie ihr nur so ganz und gar recht habt! Bitte, wiederholt mir doch den letzten Passus, er war schlagend und entscheidend. — Darum, lieber Klapstein, bringt den Alten nur unter die Erde, damit ich meine Menschenkenntniß vermehre, denn ich habe die Absicht, mich auch einmal in der Novelle zu versuchen, und notire hier schon Grundzüge zu einer solchen unter dem Titel: die demagogische Laterne.“

Klapstein drehte die Kugel eben wiegend in der Hand, als er bei diesen Äußerungen von einem Gedanken so plötzlich überrascht wurde, daß er zum ersten Mal seit neun Wochen einen Pudel warf und sich fluchend auf dem Absatze herumschwang. Dieser Gedanke war nun kein andrer, als daß Mandelschaf Grinsels baldigen Tod sehnlichst wünsche, um die Witwe zu heirathen, denn mit Rosen, das wußte Klapstein recht gut, hatte der Fagottist mancherlei freundschaftlichen Verkehr. Wie leicht

aber in diesem Falle die Geige in andre Hände als die Klapsteinschen gerathen konnte, war so klar wie das heiße Sonnenlicht, und das wäre doch ein ganz maliciöser Streich. Er änderte daher seine Grundsätze, seine Proceßentwürfe auf der Stelle, ja — er gab sie sogar auf, als er den Collegen Grinsel langsam mit seiner Frau durch den Garten nach der Kegelbahn wanken sah. Freundlich ging er ihnen entgegen, begrüßte sie, besonders den Alten, eben so freundlich und fragte, ob er schon Kaffee bestellt habe. Rose ließ sich neben Mandelschaf nieder, der sogleich hastig nach dem Hause rannte, den Kaffee selber herbeizuholen, und nun erkundigte sich Klapstein angelegentlich, warum Mosette nicht auch gekommen sei? Eine Unpäßlichkeit, dann die überhäuften Operproben hätten ihm bisher einen Besuch, den man gewiß längst und mit Recht von ihm erwartet habe, nicht erlauben wollen. „Morgen aber, versicherte er, morgen werde ich das Versäumte nachholen.“ „Übereilt Euch doch nicht! erwiederte Grinsel, indem er sich in den für ihn herbeigebrachten Armsessel niederließ. Ihr versäumt gar nichts, fuhr er fort. Mein Kind habe ich nach Wenselburg zur Tante Spitzkugel gebracht, und mit der Hochzeit wird's so bald nicht werden. Der niederträchtige Master Bywater ist

ohne Bezahlung davon gegangen: er will das Geld zwar schicken, aber ich kenne das! Von meinem Gehalte muß ich mir nun auch ansehnliche Abzüge gefallen lassen, wenn ich nicht Alles in einem Concurse verlieren will, und von Euren vierzig Pistolen läßt sich kaum Hochzeit und Aussteuer bestreiten."

Der Cellist machte bei diesen betrübten Nachrichten ein Gesicht, das noch betrübter und um so länger war, als er von den versprochenen vierzig Pistolen in diesem Augenblicke selber noch nicht ein Drittel vorräthig hatte. Außerdem fuhr ihm das Wort „Concurs" gewaltig durch die Seele. Kam die Geige zum Besten der Gläubiger in die öffentliche Versteigerung, so fanden sich bemittelte Liebhaber und Kenner genug, die ihm auch nicht ein Fünkchen Hoffnung ließen, das Instrument jemals als sein Eigenthum zu betrachten. So leicht er daher bei Grinsels Anblick Hagestolzengrundsätze und Geigenproceß aufgegeben hatte, so schnell rief er sie jetzt zurück, und Mandelschafs Äußerungen über das Urtheil der Leute zeigten sich nun in einem ganz andern Lichte. Er bedachte, daß der Proceß, selbst wenn er länger dauerte, als Grinsels Leben, mit dem Tode des Geigenbesitzers nicht aufhöre, daß die Geige daher ihm sicher bleiben

müsse, so lange sie Gegenstand des Processes sei, und diesen zu gewinnen, gab sein Anwalt die schönsten Hoffnungen. Diese Ansichten hatten sich schnell während eines glücklichen Kegelwurfes gebildet, und schienen ihm um so treffender, als er den Wurf für ein günstiges Prognostikon hielt. Daher trat er jetzt wieder vor den Collegen hin und sprach: „Aber, liebstes Männchen! Ihr werdet doch wissen, daß ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort ist und bleiben muß. Ich habe sicher darauf gerechnet, in drei Wochen Hochzeit zu halten; eine größere Wohnung ist unlängst gemiethet, der Schneider sitzt schon am Bräutigamsrocke — sogar meinen Hund hab' ich abgeschafft, er verzehrt seine Pension bei dem Nachtwächter. Auch muß ich mit meiner Familie ins Reine, und deshalb eine Reise machen, die ihre schweren Kosten verlangt. Ihr seht also, die Sache reißt schon enorm ins Geld! Ihr dürft daher nicht zurückbleiben, oder ich muß wirklich, so schwer mir das auch bei unseren collegialischen und Freundschaftsverhältnissen fallen würde, sehn, wie ich zu meinem Rechte, wenigstens zu der Geige komme."

„Macht, was Ihr wollt!" rief Grinsel, entrüstet aufstehend. Doch er besann sich schnell, und setzte resignirt hinzu: „Klapstein, ich kann mein

Wort nicht halten, ich kann wahrhaftig nicht. Wollt Ihr mich unter die Erde bringen, so thut's!" Er ging nach seiner Frau, und Klapstein murmelte in den Bart: „Das ist mir einerlei! Morgen wird die Klagschrift eingegeben und dann wollen wir einmal sehen!" Eine eigenthümliche Begeisterung hatte sich seiner bemächtigt: er warf nun seine Kugel so gewandt, so sicher gemessen, und traf so oft alle Neun, daß die ganze Spielgesellschaft in Erstaunen gerieth. Er aber erwiederte geheimnißvoll lächelnd nichts auf ihre Kegel-Terminologie der Verwunderung, als: „Das hat seinen guten Grund, Kinder! Wir sprechen uns wol einmal wieder!"

Grinsel ließ sich neben Mandelschaf nieder und als ihm Rose die Tasse hinreichte, sprach er: „Es ist heute so schönes Wetter, lieber Mandelschaf, daß ich's wol recht genießen möchte." „Freundchen! was hindert Euch denn?" fragte der Angeredete.

„Ich selbst! entgegnete der Alte mit niedergeschlagener Stimme. Es ist eine große Veränderung in meinem ganzen Wesen vorgegangen, und im Grunde ist mir die ganze Welt zur Last, wie ich's mir selber bin."

„Wirklich, sprach Rose sehr weich zum Hausfreunde, wirklich ist mein lieber Mann seit acht

Tagen und länger mir ein ängstigendes Räthsel. O Gott! ich mag kaum denken, was ich denke, wenn ich ihn ansehe. Sonst so lebendig, beweglich, lebensfroh, sprechselig; jetzt schleichend, niedergeschlagen und stumm; und so bleich und abgefallen! Was soll daraus werden? Was aus Frau und Tochter? Und von einem Arzte will er nun gar nichts wissen, der vielleicht mit einer Kleinigkeit helfen könnte."

„Ich kenne die ärztlichen Kleinigkeiten, erwiederte Grinsel. Laßt mir den Arzt vom Halse, wenn ich krank bin! Da quält mich der Mensch mit aller möglichen Weisheit in sein System hinein, ich mag wollen oder nicht, und wenn ich in den letzten Zügen liege, demonstrirt er den Umstehenden handgreiflich, ich dürfe durchaus noch nicht an die letzten Züge denken, und da hat der Mann vollkommen recht, denn wie wenige Sterbende denken just daran? Nein, lieber Mandelschaf, da wir hier doch einmal so vertraulich sitzen, wollen wir auch ein vertrauliches Wort unter uns reden. — Noch eine Tasse, liebe Rose!"

Er schlürfte die halbe Tasse leer und fuhr dann gegen die Erwartungsvollen fort: „Seht, College! hoffentlich werdet Ihr glauben, daß ich zu Euren poetischen und freundschaftlichen Besuchen bei mei-

ner Frau nicht aus Dummheit geschwiegen habe, sondern nur des lieben Hausfriedens wegen, und weil ich der guten Rose für meine Häuslichkeitsscheu gern den kleinen Ersatz in Euren poetischen Mittheilungen gönnte. Jetzt ist meine Euch bewiesene liberale Gesinnung mir um so lieber, als ich fühle, wie leicht heut oder morgen schon die schwere Dissonanz meines Lebens sich auflösen kann. Da wollt' ich Euch nun bitten, die gute Rose nicht zu verlassen. Für mein Mosettchen sorgt die Tante, für meine Gläubiger der barmherzige Himmel, der sie alle in Abrahams Schoß führen möge. Mehr, als diesen aufrichtigen Wunsch wird man von einem ehrlichen Christen nicht verlangen. Meine Frau hat mit meinen Schulden nichts zu schaffen, aber die Gläubiger möchten ihr vielleicht unnützer Weise zusetzen, darum seid ihr Schützer und Rather, Mandelschaf. Wollt Ihr?"

Dieser und Rose hatten dem Alten mit Erstaunen zugehört. Beide waren unvermögend, ihn zu unterbrechen: Rose schämte sich und ein Grauen wandelte sie an, den ihr gegenübersitzenden Eheherrn als Leiche denken, und mit den zufahrenden Gläubigern sich herum zanken zu müssen; Mandelschaf aber sah seine Zunge von Verwunderung gefesselt, daß eine solche horrende Ironie, wie sie der Alte

da eben ausgesprochen hatte, wirklich auf dieser erbärmlichen Erde zur Erscheinung komme.

Grinsel sah dem Fagottisten fest ins Auge und fragte: „Ihr antwortet mir nicht, College? Soll ich an Euch irre werden, wie an dem Klapstein da? Der Elende, mit dem ich die edelsten Absichten hatte, weil ich an seine Freundschaft glaubte, droht mir eben mit einem Processe wegen meiner Geige. Aber komm nur! Ich hatte die Geige dem Töchterchen zur Aussteuer bestimmt, doch die Tante wird schon anständig für das liebe Kind sorgen, und die Geige — wohin ich gehe, dahin geht sie auch. Mehr sag' ich nicht! Was sagt Ihr, Mandelschaf? Seid Ihr redlicher, als Klapstein, so reicht mir Eure Hand und versprecht feierlich zu thun, wie ich gesagt habe.“

Mandelschaf hatte sich erholt. Die ganze Scene hier erschien ihm nun als eine Aufgabe für sein Dichtergenie, denn er fand sie durch und durch poetisch, ja noch viel poetischer. Daneben weinte Rose, dämpfte mit dem Taschentuche ihr Schluchzen und konnte nichts weiter sagen, als: „Wie ist denn das nur so gekommen? Es ist gewiß ein Traum — o ich bitte, weckt mich, oder ich muß vergehn!“ Da sprach der exaltirte Mandelschaf und reichte dem Alten die Hand: „Wach auf,

Rose, Du edles Weib! Ich will thun, wie Dein Herr gesagt hat und Dich nimmermehr verlassen." Grinsel nahm Rose's Hand, vereinigte sie mit der des Fagottisten und sprach: „So seid Ihr denn verbunden durch das Band der Freundschaft, und der Wunsch, der mir am schwersten auf der Seele lag, ist erfüllt. Mag nun kommen, was da will, und wär's meine letzte Stunde, der Sorgen bin ich quitt, und leicht und heiter kann ich, wenn die Stunde ruft, von hinnen scheiden. Darum Kinder, seid heiter wie ich — Kathrine! eine Flasche Barsac."

Klapstein hatte diesen Ruf nicht so bald gehört, als er stutzend und neugierig verstohlen aus dem Kegelhause nach den Dreien hinüberlugte, von denen Grinsel so eben beschäftigt war, die Gläser zu füllen. „Daß dich alle T—! murmelte der Lauscher zurückfahrend, da steckt was dahinter! Der alte Fuchs hat wahrhaftig denselben Handel mit dem Fagottisten gemacht, aber wart! Ich renne zum Anwalt — Kinder! sprach er zu den Kegelfreunden, eilfertig nach Hut und Stock suchend, Kinder, ich muß schleunigst fort, oder ich bin ein Sohn des Unglücks! Ich habe 736 auf der Tafel gut, wir wollen morgen abrechnen, jetzt kostet jede Minute Gold, Gold sag' ich; Adieu!"

„Solche Musikanten, meinte der gesetzte Steuercalculator Kesselstecher, ach ja! die Musikanten haben doch immer einen Sparrn! Mich wundert, warum die Leute so frei umhergehen dürfen.“ Er stopfte während dieser vernünftigen Ansicht die Pfeife, zündete sie jetzt an und sagte nichts weiter, sondern kegelte weiter.

Der Kammermusikus aber stieß mit Mandelschaf und der zögernden Rose vergnügt an. Er wurde bald redselig wie in früheren Tagen, so daß die Frau wirklich glaubte, sie habe vor wenigen Minuten nur einen schweren Traum gehabt. Mit unendlicher Liebenswürdigkeit blickte sie auf den gesprächigen Alten, dann wieder voll Zärtlichkeit auf Mandelschaf, welcher, da die Poesie der Gegenwart aus ihrer Befangenheit durch Grinsels Ruf, „Kathrine!“ sich abgeklärt und zur höchsten Kunstfreiheit der Ironie erhoben hatte, begeistert den Augenblick ergriff, aus seiner Novelle „die demagogische Laterne“ jene Stelle zu recitiren, wo ein entsetzter und entsetzlicher Kathedermonarch die Monarchen zittern macht, indem er Rechte des Volkes proclamirt. „Kind! sprach Grinsel, College und Hausfreund! schreibt doch solches Zeug nicht. Warum schreibt Ihr überhaupt? Blast Euer Fagott, gebt dem Noten-

schreiber die Dinte, und laßt die Welt gehn, wie's Gott gefällt." „Da muß ich berichtigen! entgegnete Mandelschaf rasch. Ich bin ein Theil der Welt, ich mag daher thun, was ich will, ich handle nur wie's Gott gefällt." „Dann hole der Henker nur gleich die ganze Wirthschaft! rief der aufspringende Grinsel. Der Mensch hat doch freien Willen, Vernunft und Herzensgüte, und wie der Bettel sonst heißen mag. Wenn ich daher zum Beispiel es den Umständen angemessen fände, meinen trefflichen Antonius Stradivari von 1725 gleich unserm Bürgermeister öffentlich und feierlich unter Glockenklang und Chorgesang auf dem Kirchhofe drüben begraben zu lassen, so thäte ich das offenbar aus freiem Willen, und ich sehe nicht ein, was der liebe Gott dabei zu schaffen haben sollte. Ja, wenn der Apollo noch lebte! Unsre jetzigen Engel verstehn sich auf die Geige nicht, sondern tractiren nur die Posaune. — Aber laßt's gut sein, Kinder, wir müssen aufbrechen; es gibt jetzt auf der Welt keine hartnäckigere Feindschaft, als die zwischen meiner Brust und Abendluft."

Er theilte den Weinrest genau in den Gläsern aus, erhob dann langsam ernst das Seinige gegen den Mond und fuhr fort: „Du hast so oft meinen Wegen geleuchtet, schönes Licht der Erde, und

ich bin dir gram gewesen. Ja! ich war so toll, dir zu fluchen, wenn du den Schleier der Nacht von meiner Gestalt abstreiftest und ein verstockter Gläubiger, ohne Sinn für das Schöne, ohne Sinn für die stillerhabne Feier der Natur, die Andacht meiner Abendgefühle bei deinem Anblick zerriß mit seinem groben Mahnen an gemeine irdische Dinge. Du aber wandeltest ruhig deine Bahn und lächeltest auf den Sünder hernieder. Jetzt, wo ich den Schlacken der Welt zu entsteigen bemüht bin, jetzt danke ich für dein Lächeln. Jetzt, wo vielleicht dieser Tropfen Erdennektar der letzte ist, der meine Zunge feuchtet, diese halberstorbnen Nerven noch einmal belebt, jetzt hab' ich nur den einzigen Wunsch, daß du friedlich und freundlich die Blumen des Hügels küssen mögest, welche die morschen Gebeine des alten ehrlichen Kammermusikus Grinsel überduften."

Langsam leerte Grinsel sein Glas und wandte sich. Da sah er sein Weib an Mandelschafs Brust gesunken, von den Armen des Fagottisten umschlungen. Dieser hob jetzt ebenfalls sein Glas und sprach: „Wie du, ausgebranntes, ausgehöhltes Weltkörpergeripp, Licht einsaugest und spendest, Liebe, Andacht, Schmerz und Gram freundlich empor zu heben in den Himmel voll unendlichen

Trostes: so laß mich, dessen ganze Seele nur ein Sarg ist für die todte Liebe meiner Jugend, laß mich Licht saugen aus dieser Rose, blühend auf meinem Sarge, daß die Todte drinnen den Deckel zerschlage, daß sie emporsteige zum Leben und — freudig lächelnd hingebogen über dieser Blume an meiner Brust nimmerwelkend, immerduftend durch mein ganzes Sein und Leben grüne Rosamaria!"

Nun erhob sich Rose, das verklärt lächelnde Angesicht zum Monde wendend. Sie schlürfte zugleich mit Mandelschaf den Weinrest und lispelte voll überschwenglicher Rührung: „Amen!"

Langsam, schweigend gingen sie dem Thore zu. Grinsel heimlich zufrieden über den Effect der letzten feierlichen Scene; Rose in Gedanken schon vom tiefsten Trauerschwarz umwallt, dann und wann hoffnungsvoll an dem Fagottisten hinauf blickend; Dieser, angegriffen von seiner eignen Rede, nichts sehnlicher wünschend, als Alleinsein, um die ganze grauenhaftschöne Scene poetisch auf Papier zu fixiren. Fast vor Grinsels Hause fiel es der Frau ein, daß sie einer Freundin, vor welcher nothwendig die so eben auf das Lebhafteste geweckten Befürchtungen sammt daranhangenden Hoffnungen ausgeschüttet werden mußten, schon längst einen Besuch schuldig sei, und bat Mandelschaf, sie dahin

zu begleiten. Man trennte sich daher und Grinsel ging allein ins Haus, um noch so manches zu überlegen.

Indessen — ein Querstrich sollte für das Mal seine Überlegungen abschneiden. Dieser Querstrich erschien nämlich in Gestalt eines ziemlich defecten Wesens, welches den Kammermusikus ohne Umstände in die Arme schloß und sich als seinen Bruder zu erkennen gab. Grinsel fragte nach dem Bruder fast nichts, weil er ihm körperlich und in manchen Dingen auch geistig zu ähnlich war. Überdem sah der Bruder mehr verlangend als bringend aus; dazu machte die unerwartete Störung den Alten verdrießlich, und deswegen fiel sein Empfang des in so manchen Jahren nicht gesehnen Bruders ziemlich ins Barsche. Dieser aber ließ sich nicht irre machen, sondern forderte dringend Schutz und Hülfe vom Bruder, weil er sonst verloren sei. Er war nämlich — seit undenklichen Jahren Repetent — gegenwärtig auf flüchtigem Fuße, weil er seinen staatswissenschaftlichen Zuhörern verschiedne Grundsätze so oft repetirt hatte, daß die empfängliche Jugend endlich nahe daran war, eine General-Reformation der ganzen Welt mit Mund und Hand öffentlich zu proclamiren. Indessen kam das geheime Rathscollegium der

Residenz diesen romantischen Geheimnissen auf die Spur: es erschien plötzlich Militair vor dem Musensitze und scheuchte die meisten Reformatoren, den Repetenten an der Spitze, zum Thor hinaus.

„Du bist also, hub Grinsel an, nachdem der Bruder die Abenteuer seiner Flucht erzählt, Du bist also Deiner Natur nach eigentlich ein Demagog, ein Umtreiber oder Liberaler? Ich muß heute ausnehmend empfänglich für Revolutionen sein: Du bist schon der zweite Demagog, der mir aufstößt, und zugleich der Gefährlichste. Indessen muß ich Dich wol die Nacht beherbergen, morgen aber mit dem Frühesten setzt man seinen Stab weiter, ohne daß selbst die Frau von Dir etwas sieht, denn da ich eben jetzt wichtigere Dinge vorhabe, so kann ich Dich unmöglich nach der Festung begleiten, und mich Unschuldigen mit dem Schuldigen unnöthiger Weise untersuchen lassen. Komm!“

Der Bruder wollte Einwendungen machen: seine gänzliche Ermüdung, sein Mangel an Geld, an Kleidung, die überall und immer enger ihn umkreisende Gefahr, seine Verzweiflung selbst — nichts half ihm. Er mußte sich vom Kammermusikus aus dem Zimmer schieben, über den Hausflur zerren und in ein verstecktes dunkles Hinter-

stübchen führen lassen, wo ihm nichts übrig blieb, als dem Felsenharten nachzurufen: „Alles Unheil kommt über Dich, Unmensch!"

In der ganzen fürstlichen Residenz gab es nicht eine denkende Seele, die sich nur entfernt einfallen ließ, mit welchem Plane Grinsels Gemüth schon längere Zeit sich unruhig umhertrug. Seine Frau und der Fagottist waren nach manchen Äußerungen des Alten, vorzüglich durch sein auffallendes Benehmen im Garten zur blauen Schnecke wol am meisten auf unheimliche Ahnungen vorbereitet, aber sie glaubten Grinsels weltresignirenden Krankenreden nur so geradezu, und glaubten fehl, weil überhaupt kein Mensch Grinsels tollen Einfall sich träumen lassen konnte.

Der heutige Tag war der verhängnißvollste für den Alten und führte ihn raschen Schrittes zur Entscheidung. Er war, seinen geheimen Plan klüglich berechnend, in der letzten Zeit fast gar nicht aus dem Hause gegangen, hatte die meiste Zeit des Tages auf dem Kanapee verlebt und viel gestöhnt. Da mußte der Hinwelkende nun eben heute sich einer Rolle hingeben, die ihm fast fremd war, weil er sie früher zu den weiblichen gerechnet,

und daher gern seiner Frau überlassen hatte. Heute nämlich war ein fast unabsehbares Gläubigerheer in sein Zimmer gedrungen. Die Hartherzigen hatten nicht so bald erfahren, daß der Hauptgläubiger einen Abzug von Grinsels Gehalt erwirkt, als sie auch schon begriffen, wie unsicher nun ihre Ansprüche bei Grinsels geschmälertem Einkommen werden mußten. Daher versuchte Jeder für sich zuerst einen Generalsturm auf den zähen Schuldner, um beim Mislingen desselben sofort das Gericht ebenfalls wegen Gehaltabzuges anzusprechen. Jeder hielt seinen Anschlag geheim, damit ihm kein Andrer zuvorkomme. Wie es aber in der Welt geht: sie kamen sich Alle zuvor, denn sie hatten einen und denselben Tag zum Generalsturm festgesetzt, und erschienen fast sogar gleichzeitig in der Morgenstunde bei dem auf dem Kanapee hingelagerten Kammermusikus. Sie erschraken heftig vor einander, denn wie leicht konnte nun dieser Privatconcurs zu einem gerichtlichen umschlagen! Dann aber ging Jeder so ziemlich leer aus. Indeß war ihr Schrecken, sich gegenseitig angeführt zu haben, nur von kurzer Dauer, da er den anfangs einzelnen, bald genug aber in lärmender Vereinigung hervorstürzenden Ausbrüchen des Ärgers wich. Vorzüglich war ein spitziger Schneider ungemein bemüht,

das Sündenregister des schweigend daliegenden Kammermusikus aufzurollen. „Das kann ein Jeder, schalt er mit scheerenscharfschneidender Stimme, und dazu haben wir unsern Verstand nicht bekommen, daß wir eine reiche Frau heirathen sollen, um dreizehn vollständige Anzüge bei mir auf Borg auszunehmen, Staat zu machen, und das schöne Vermögen nur so mir nichts dir nichts durchzubringen auf Kunstreisen, wie sie das sündliche Zeug nennen, wofür ich kein Knopfloch gebe. Hu — das war mir ein Leben! Brunnenfahrten, Bälle, musikalische Abendgesellschaften mit Leipziger Lerchen und Champagner, daß ein ehrlicher schlichter Bürger und Meister des Henkers darüber werden sollte. Das mußte man so trocken und nüchtern ansehn und wunder denken, wie groß sein Geldbeutel. Aber keine Naht hält ewig! Nun liegt er da, und läßt sich die Wahrheit sagen und muckst nicht einmal -- ist das nicht zum crepiren? Aber wir sprechen uns wieder! Ich habe mein Geld nicht auf der Straße gefunden. Und wenn er nur bei der zweiten Frau nach Gelde gesehn hätte! So aber hat er sie ordentlich seinen redlichen Creditoren zum Trotz ausgesucht, denn die ist mit allen Hunden gehetzt und kein ehrlicher Mann mag vor ihr bestehn.“

„Lieber Herr Blaumeyer! begann endlich Grinsel und zog einen Brief hervor. Lieber Herr Blaumeyer — und Sie alle, die sich heute morgen von meinem leidenden Körperzustande, dem sicher eine baldige Auflösung folgen muß, überzeugen wollen — ich bedarf wahrlich der alten Erinnerungen nicht, um mir Ihre gerechten Forderungen so schwer ans Herz legen zu lassen, und es schmerzlich zu empfinden, daß ich für den Augenblick, außer Stande bin, mir selber zu helfen, geschweige Andern. Sehen Sie diesen Brief und gestehen Sie selber, daß ich unglücklich bin. Sie wissen, ich hatte schon Jahr und Tag einen jungen Engländer im Hause. Der Mensch gab sich für wohlhabend aus und versprach mir eine wahrhaft ansehnliche Pension für Wohnung, Unterhalt und Musikunterricht. Aber noch habe ich keinen Pfennig gesehn und ich ließ das so hinlaufen. Er ist ein Engländer, und auf dessen Wort hätt' ich sonst Kirchen gebaut. Nun aber ist er mir vor einiger Zeit davon gegangen. Er versprach in einem zurückgelassenen Zettel ehrliche Zahlung: statt dieser kommt mir heute der Brief da, und der ist trostlos genug. Er versichert freilich nochmals Redlichkeit und gewisse Tilgung der ansehnlichen Schuld: was ist aber zu hoffen, wenn der Bankerott mehrer Han=

delshäuser das Vermögen des Landstreichers verschlungen hat? Und so ist es! Lesen Sie selber."

„Was thu ich damit? rief ein Jude, das Papierche da hat keinen Cours bei honetten Häusern. Muß ich doch sehen, wie ich komme zu meinem Gelde. Hat man denn kein Pfandche, woran man sich kann halten?"

„Ein Pfand? entgegnete Grinsel, und stand nachsinnend auf. In dem ganzen Rumpelkasten von Hause hier ist wahrhaftig nichts Besonderes, als etwa die Geige da. Wollt Ihr, so nehmt sie hin."

„Soll mich Gott bewahren vor dem Dinge! polterte der Hebräer halb erschrocken und unwillig zurücktretend heraus. Was soll mir das Bischen alt Holz? Reeller Werth steckt doch für keine zehn Groschen drin. Wollen Sie mir foppen? Heiß' ich doch Gans Nachtigall, ich foppe Sie wieder. Adje!"

Er ging. Der schlaue Grinsel wußte vorher, daß auch von den Übrigen Keiner den Werth einer Geige, besonders der Seinigen, kenne, daher mußte sie ihm als Popanz dienen, die Überlästigen zu verjagen. Er bot sie Jedem an, und bald war die Stube geräumt und ruhig, denn Alle verließen unter ähnlichen Redensarten, wie sie der Jude zuerst angestimmt, das Haus, und Grinsel schlug ein lautes Gelächter auf.

Aber nur zu bald ging dieses in tief nachsinnenden Ernst über. Einem förmlichen Concurse war sicher nicht mehr auszuweichen, wenn das ganze Volk, welches noch in einzelnen Gruppen auf der Straße lebhaft debattirte, im frischen Ärger die Hülfe der Obrigkeit ansprach. Er konnte sich selber vor Gericht insolvent erklären, das Kostbarste, was er hatte, die Geige, vorher über die Seite schaffen und, möglichen Nachfragen zu begegnen, etwa sagen, sie sei total verunglückt. Dann war er freilich die Gläubiger leicht los, ihm aber war nicht geholfen. Von seinem Gehalte ward gewiß noch mehr gekürzt, die Habseligkeiten wurden verkauft, er mußte sein Haus verlassen und bei der gewiß über die Hälfte reducirten Einnahme sich ganz niederträchtig elend behelfen. Dabei durfte die schöne Geige, — und er konnte nicht leben ohne sie, — nimmer wieder in seinen Händen sichtbar werden, denn Klapstein erkannte sie im Augenblick, und mit Dem war nicht zu scherzen. Dessen Anwalt hatte, wie er's nannte, zum Versuch der Güte, eigentlich aber, damit alles mögliche Unheil über den Geplagten zu gleicher Zeit hereinbreche, mitten in der Gläubigerattaque ein Billet an Grinsel abgehen lassen, worin er ihm Kosten und Ärger aus der ganzen Justiniana

stricte deducirte, wenn er's wegen der Geige zum Proceß kommen lasse. Sein wohlgemeinter Rath sei daher, die Sache in der Güte abzumachen und zwanzig Pistolen gegen Auslieferung der Geige von Klapstein anzunehmen: im unverhofften Weigerungsfalle aber die sofortige Eingabe der Klagschrift und alle daraus entspringenden unangenehmen Folgen zu gewärtigen.

Nun gar nur zwanzig Pistolen! Das war schuftig! Wie Grinsel daher schon seit einigen Wochen der Idee nachhing, sich durch scheinbares Sterben und wirkliches Davongehen kurz und gut allen Verwickelungen und Verpflichtungen zu entziehn, und zu diesem Zwecke schon längere Zeit seiner Frau verstohlne Winke zugeworfen hatte, die am deutlichsten im Schneckengarten gegen sie und Mandelschaf hervortraten; so sollte, da nach dem heute Vorgefallenen nicht länger zu zaudern war, nun rasch die Ausführung begonnen werden.

Früher hatte Grinsel bei Freunden manchmal den Scherz gemacht, sein Herz plötzlich zum Stillstehen zu bringen, denn wie man hin und wieder Menschen findet, welche diese Kunst verstehen, so war auch Grinsel darin geübt. Die Erschreckten glaubten dann, der im Sessel starr Hingesunkene, an welchem kein Pulsschlag, kein Athemholen zu

entdecken war, sei an einem apoplektischen Zufall dahin geschieden, und er lachte ihnen dann ins Gesicht. Auch den Ärger, wie Klapstein schon einmal gegen den Fagottisten geäußert, konnte der Kammermusikus, wenn er wollte, leicht zum bürgerlichen Tode benutzen. Es waren ihm aber verschiedene Skrupel gekommen. Die erste Todesart war kaum eine Minute zu fixiren, und wenn auch die zweite mehre Stunden anhalten konnte, so war diese Zeit doch viel zu kurz, als daß alles Volk, welches aus dem von der dürrsten aller Kämpferfäuste unwiderstehlich dahingestreckten Menschenkinde seinen pecuniären Nutzen gesetzlich und observanzmäßig ziehen muß, mit den Vorbereitungen zu dieser, die letzte Bekleidung genannten Plünderung fertig sein konnte. Und so lange, bis der Sarg für die Abfahrt am nächsten Morgen geschlossen war, mußte der Kammermusikus offenbar todt sein.

Beide Verscheidungsproceduren waren also nicht zu gebrauchen. Wenn wir aber einmal von einer Idee ganz beherrscht werden, so wächst sie mit den Hindernissen, welche sich ihrer Ausführung entgegenstellen, und bekanntlich tragen eben die tollsten Ideen einen fast unzerstörbaren und so fruchtreichen Keim des Wachsthums in sich, daß sie oft

mit Riesengewalt emporschießen, wuchernd sich ausbreiten, und mit ihren knorrigen Ästen schonungslos alles, was ihnen Hinderniß scheint, niederdrücken. So ging es auch dem Kammermusikus. Sein Ärger über die Unzulänglichkeit der beiden ihm leicht zu Gebote stehenden Sterbemittel steigerte das Verlangen dahin zu fahren, bis zur Peinlichkeit; besonders, da er sich immer sagen mußte: „ich habe wahrhaftig keinen Augenblick Zeit zu verlieren!“

„Es ist Alles eins! rief er endlich mit Heftigkeit vom Kanapee aufspringend und in die Mitte der Stube rennend. Es ist all Eins! Gibt es nicht Kohlendampf in der Welt? Läßt er nicht, nach dem Urtheil aller Sachverständigen, das lebende Wesen, also hier meine Wenigkeit, in einer unbeschreiblich angenehmen Betäubung dahinsinken? Man hat gar nicht einmal Lust und Neigung, dem Zauberkreise zu entfliehn. Also Kohlendampf! Ich nehme davon eine hinreichende Mahlzeit zu mir, die Frau öffnet vermittelst einer Schnur das Fenster nach etwa sieben oder zehn Minuten, entfernt dadurch den Kohlendampf und ich liege dann richtig so lange todt, bis der Tischler — bei diesem heißen Wetter muß er sich tummeln — mir den hölzernen Rock der Ewigkeit angezogen hat.

Sollt' ich dann nicht von selber aufwachen, so drückt Rose den Brustkorb, damit ich den schändlichen Gaspunsch wieder los werde. Wasser, Essig, Flanell und das ganze Noth- und Hülfsbüchlein von Becker beleben mich vollends und der Schmetterling entwindet sich seiner hölzernen Puppe, die mit nassem Sande gefüllt den Weg alles Fleisches zum Kirchhofe getragen wird. Man nimmt seine Geige, wandert bei der Nacht zum Thor hinaus, ändert Namen und Gesicht, und gibt vorläufig der Welt Concerte, damit man zu leben hat. Die Gläubiger und Klapstein sind geprellt; es läßt sich schon machen, daß meinem Töchterchen die Geige verbleibt; Rose hat die kräftigste Stütze am Fagott des Hausfreundes, und kurz — Allen ist geholfen, besonders mir!"

In seiner Freude sprang der Alte nach der Thür, die in der Küche beschäftigte Frau herbeizurufen, sie zu stimmen, gehörig einzuweihen für den köstlichen Plan, und alles Nöthige mit ihr zu verabreden. Als er die Thür öffnete, fuhr er plötzlich wieder zurück. „Alle Wetter! sprach er, wenn ich — das wäre doch ein verrückter Einfall, wenn ich nun wirklich todt bliebe, und mit dem besten Willen nicht so viel Luft erschnappen könnte, wie die Milbe zum Leben braucht? — Es ist all Eins!

Ich will nun einmal von diesem Schauplatz des nichtswürdigen Geldjammers abtreten. Bleib' ich todt — auch gut! Die Geige kriegen sie doch nicht! — Rose! liebe Frau — o, ein Wort nur!" Er bekam keine Antwort und trat auf den Flur hinaus. Im ganzen Hause regte sich nichts, nur glaubte der Kammermusikus, irgend woher ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen. Er horchte aufmerksam hier- und dorthin, und wirklich drang ein schwacher Ton vom Hintergrunde des Flurs herüber. Da schlug sich der Lauscher vor die Stirn: „der Demagog steckt mir noch im Hause!" rief er und eilte nach dem Hinterstübchen.

Aber welch ein Anblick! der unglückliche Repetent lag in den letzten Zügen. Was sein Bruder sonst als ein Spiel behandelt, ein apoplektischer Zufall, hatte ihn wirklich und so ernstlich getroffen, daß an Hülfe nicht mehr gedacht werden konnte. Nach wenigen Minuten war schon der freiheitdürstende Geist von den Banden des Körpers und damit von allen politischen Banden erlöset, und Grinsels Angst vor criminellen Untersuchungen, wenn man in der Leiche den demagogischen Flüchtling, von ihm versteckt gehalten, entdeckte, gebar, im Zusammenfall mit seinen Plänen rasch einen seltsamen Entschluß.

Der Bruder sah ihm so ähnlich, daß selbst die nächsten Bekannten leicht getäuscht werden konnten, und geringe Abweichungen glich der Tod wol aus. Darum wollte der Kammermusikus noch heute verscheiden, und mit diesem Gedanken verschloß er sorgfältig das Stübchen, streckte sich wieder auf sein Kanapee, um sich die Sache noch gehörig zu überlegen.

Bald trat Rose, die vor der andringenden Gläubigermasse furchtsam das Feld geräumt, und einen Morgenbesuch in der Nachbarschaft abgestattet hatte, wieder herein, und mußte vor dem hinfälligen, schwachstöhnenden Eheherrn wirklich erschrecken. „Lieber Grinsel, was ist Dir? was hast Du?“ fragte sie besorgt.

„Bald, erwiederte er, bald werd' ich eben nichts mehr haben, gute Rose. Die wüthenden Mahner haben mir den Rest gegeben. In meinem Ärger über das Caraibenvolk lass' ich mir einfallen, ein Glas Wein zu trinken, und ich glaube, nun hat mich der Schlag getroffen.“

„Himmel! rief die Frau, da will ich gleich nach Hülfe —“

„Nichts, nichts, Rose! entgegnete Grinsel. Bleib, Kind! Es ist zu spät. Höre lieber geduldig und aufmerksam, was ich Dir noch zu sagen habe.

Setze Dich zu mir — so! — Sieh, mein Schatz, ich habe längst gefühlt, und Du hast es auch gewußt, daß ich nicht lange mehr in dem wunderlichen Lebensconcerte mitgeigen würde. Du wirst Dich daher als eine vernünftige Frau zu fassen wissen; überdem wird der Mandelschaf Dich nicht verlassen.“

„Wie magst Du nur, fragte Rose fast schluchzend, wie magst Du nur daran jetzt denken, lieber Mann?“

„Laß mich nur ausreden! fuhr Grinsel fort. Betrachte nun die unübersehbaren Vortheile, welche der Witwenstand Dir gewährt. Vor allen Dingen streichst Du meinen halbjährigen Kammermusikusgehalt als Gnaden- und Sterbequartal mir nichts dir nichts ein, und kein Mensch kann Dir einen Heller davon nehmen. Sodann haben wir die Officiantenwitwenkasse! Denn was die Menschen auf Witwen erpicht sind, das glaubst Du gar nicht. Nicht allein rottiren sich die verschiedentlichsten Gesellschaften zusammen als Leibrenten-Tontinen-Lebensversicherungs-Directionen, deren Zweck ist, den Tod der Ehemänner möglichst zu befördern, alle Liebe, Anhänglichkeit, Freude am Dasein zu untergraben, und die schönsten häuslichen und Familien-Tugenden unter dem Schimmer

kalter Berechnungen zu ersticken; — sondern außerdem sorgt auch der Staat dafür, daß es brav Witwen setze, und etwas zu berechnen gebe. Haben wir denn je von meiner Besoldung leben können? Muß ich nicht, seit dem Tode der Seligen, deren schönes Vermögen schlechtes Gesindel mir zersplittert hat, muß ich da nicht zu jedem Lumpenerwerbe nebenher greifen, um die Familie zu erhalten, Steuern und Witwenkassenbeiträge zu erschwingen? Bei solchen verzweifelten Einrichtungen quält sich der unglückliche Staatsdiener, der Künstler vorzüglich, Tag und Nacht ab, untergräbt seine Gesundheit, und muß früh ins Grab, damit die Andern nur von ihrer edelmüthigen und weisen Fürsorge zu reden haben, die sich der armen verlassenen Witwen annimmt, und ich habe doch diese Fürsorge mit meinem schwererrungenen Gelde, ja mit meinem Tode bezahlt! Aber lassen wir's gut sein! Du bekommst nun das schöne Geld; mit den blutsaugenden Gläubigern hast Du gar nichts zu schaffen, kannst im Gegentheil mit dem Fagottisten ein Leben im ewigen Allegro vivace führen. Was willst Du mehr? In meiner Gesellschaft vom Morgen bis zum Abend Dich placken und plagen mit Juden und Schneidern und Nahrungssorgen?"

„Aber, mein Gott, stotterte Rose, Grinsel! Du

bist recht krank — sprich nur nicht so viel — ich muß wirklich zum Arzte."

„Es ist zu spät! keuchte der Kammermusikus, erschöpft zurücksinkend. Versprich mir nur noch das Eine feierlich, meine letzte Bitte gewissenhaft zu erfüllen."

„Alles, alles, lieber Grinsel!" rief Rose. „Nun gut! fuhr Jener fort, indem er sich, wie von letzter Kraft beseelt, erhob. Versprich mir, Rose — gib mir die Hand darauf — versprich mir, jenen Geigenkasten dort mit in den Sarg zu geben."

„Um des Himmelswillen! ja, ja! entgegnete die Frau, nur laß mich zum Arzte, laß mich wenigstens eine Freundin, oder Mandelschaf herbeirufen, — ich muß sonst vor Angst vergehn."

„Geh getrost, mein Kind, nur laß mir den Arzt aus dem Hause. Geh nur immer — so schnell stirbt sich's nicht."

Das waren die letzten Worte, die Rose hier aus Grinsels Munde vernahm, denn kaum war sie aus dem Hause, als Grinsel aufsprang, die Hausthür verschloß und nach dem Hinterstübchen eilte. In kurzer Zeit lag der Repetent in den Kleidern des Kammermusikus auf dem Kanapee ausgestreckt, eben so schnell war eine dem Stradivari ziemlich

ähnliche Geige in den für diesen bestimmten Kasten gelegt und verschlossen, und mit dem Stradivari unterm Arm, mit einigen Eßwaaren und nothdürftigem Gelde in der Tasche, stieg Grinsel die Treppe hinan nach Bywaters Erkerstübchen, worin er sich sorgfältig verschloß.

„Jetzt, murmelte Grinsel, jetzt hilft kein Erbarmen weiter, und mich soll wundern, wie ich diesem hohen Grabe entsteigen werde. Es wäre lächerlich, wenn ich husten oder niesen müßte, während der Rath oder Secretair mich draußen versiegelt."

Er betrachtete den Geigenkasten, und konnt' es nicht lassen, ihn aufzuschließen, um sein theures Instrument mit den zärtlichsten Blicken anzulächeln. „Schändlich, daß ich so still sein muß! sprach er, im Begriff die Geige herauszunehmen. Da muß das Ding nun eben so todt und still liegen, wie ich selber, wenn ich mich nicht verrathen will. Oder ich könnte so eine Spukgeschichte anstellen. Wie in der Werkstatt des Tischlers vorige Nacht sicher Hobel und Hammer, Meißel und Säge privatim geschreinert haben, und der Meister im Bette seiner Frau ins Ohr geflüstert: denk an mich! morgen oder übermorgen muß ich Einem das letzte Maß nehmen! — wie gesagt, eben so könnte hier

im Hause die Geige tönen und spielen auf eigne Hand. Mandelschaf machte gewiß ein Gedicht von dem Vorfall, denn poetisch ist er, vielleicht poetischer, als seine anderen Siebensachen."

Er streckte schon die Hand aus, da wurden Stimmen unten vor der Hausthür, welche Rose in der Verwirrung abgeschlossen haben wollte, bald darauf unruhiges Hin- und Hergehn vernehmbar, und Grinsel ward nun in seiner Einsamkeit ängstlicher, als vielleicht Rose da unten im Tumulte der Kreuz- und Querfragen, der Condolationen, Rathschläge, Bestellungen und Anordnungen. Indessen ging doch Alles gut, die Nacht brach herein, nach und nach ward es unten ruhiger; endlich wurde gar die Hausthür verschlossen, und tiefe Stille schlich durch das Haus.

Da legte sich der Kammermusikus ins Bett, aber trotz der vielfältigen Anstrengungen des nun verschwundenen Tages wollte kein Schlaf in seine Augen kommen, denn nun trat mit einem Mal sein einziges Töchterchen vor ihn hin, und schwer fiel's ihm auf's Herz, das liebe Kind in dem Wirrwarr ganz vergessen zu haben. Was sollte daraus werden, wenn sie, und das verstand sich doch von selbst, die Nachricht von seinem Tode erhielt? „Es ist ja kein Sterbenswort wahr an

der ganzen Geschichte!“ murmelte er unter der Bettdecke hervor. Das zarte Mädchen wird einen Schreck davon weghaben, der um so gefährlicher auf sie einwirken kann, je überflüssiger er ist. Aber, was soll ich unglücklicher Vater machen? Hier muß ich nun einmal ausdauern! Warum hab' ich sie denn eigentlich zur Tante geschickt? Der Master war ja fort — das bischen Caprice gegen Rose! — Mir bleibt wahrhaftig kein andrer Weg, als meinen ersten Weg nach Wenselburg einzuschlagen und die Leute dort zu avertiren, mit dem Trauerbriefe sei's ein Irrthum und so weiter. Dann aber geht's schnurstracks nach England hinüber, man macht als deutscher Violinspieler Furore, und erkundigt sich beiläufig nach dem Master Bywater und seiner Schuld.“

Über dem fortgesetzten Nachgrübeln schlief er endlich und so fest ein, daß er am nächsten Morgen nicht eher die Augen öffnete, als bis er draußen auf der Treppe gehn hörte. Mehre Menschen ruschelten an seiner Thür auf und nieder und endlich sprach eine Baßstimme: „Also der Schlüssel zu diesem Erker ist nicht aufzufinden? Das ist übel, wir hätten ihn nach genommener Überzeugung, daß er zu diesem Schlosse gehöre, versiegelt

im Gerichte niederlegen müssen. Paßt denn kein Andrer?"

Jetzt rasselten Schlüssel; sie wurden zwar vergeblich im Schlosse versucht, aber der Eingesperrte stand Höllenangst aus und troff von Schweiß. Die Angst war um so peinlicher, als er sich sagen mußte: „Dummkopf! warum schob ich nicht zwischen Drücker und Schloß einen Keil? Und hätten sie den Schlüssel Petri in den Fäusten, sie könnten sich draußen todtdrücken an dem Dinge, es half nichts, und die Frau sagte leicht, das Schloß sei verrostet. Kommen sie nun herein, so —" draußen schien eine Hand Anstalt zu einem Druck auf das Schloß zu machen. Davor erschrak der freiwillige Gefangene dergestalt, daß er ohne Rücksicht auf die Gefahr, sich durch eine verunglückte Bewegung zu verrathen, rasch den Zeigefinger der linken Hand zwischen Drücker und Schloß schob. Aber eben so rasch zog er, als wirklich von draußen ein Druck erfolgte, den Finger zurück, biß die Zähne wie vor Schmerz zusammen, und hätte beinahe mit dem Finger geschnippt. „Verflucht! wehete es ihm leise zwischen den Lippen, der Finger wär' um seine ganze kostbare Applicatur, vielleicht zeitlebens, betrogen, wenn die Justiz draußen mit einem Druck vigoroso mir das vordere Glied

zerquetschte. Hol's der Henker! kommen sie, so — weiter ist dann nichts zu machen — so producir' ich mich den starraufgerißnen Augen mit einem tiefgehorsamsten Bückling."

Indessen, die Thür ward versiegelt, man ging die Treppe wieder hinab, und Grinsel athmete aus tiefer Seele frei auf. Er wurde nun auch nicht weiter erschreckt, nicht einmal gestört, und verbrachte die Zeit mit Planschmieden, aber auch von Langeweile gequält, die er dadurch einiger Maßen vertrieb, daß er die Sperlinge auf dem Dache gegenüber zählte. Dabei mußte das Fenster, sogar die Bewegung sorgfältig vermieden werden und er ging nur beim äußersten Nothfall vorsichtig in Strümpfen.

Endlich war der dritte Morgen da: die Fenster gegenüber wurden geöffnet, neugierige Köpfe zeigten sich darin, unten im Hause ging man hin und wieder, Kutschen fuhren heran, und nach einer langen bangen Stunde langsam wieder ab. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich des alten Menschen; er vermochte nichts zu denken, als immer nur die Worte des alten Kirchenliedes:

O Ewigkeit, du Donnerwort,
Du Schwert, das durch die Seele bohrt!

Er hätte weinen, die Thür aufreißen, hinunter

stürzen und ausrufen mögen: „Kinder, ich bin ja nicht todt!“ Aber zu Allem war er unfähig. Er durfte nicht ans Fenster, aber lebhaft stellte er sich vor, wie er seinem eignen Leichenzuge nachsehe, denn es fiel ihm ein Traum wieder ein, der ihn vor Jahren furchtbar geängstigt. Es bewegte sich ein Leichenzug schwankend und langsam durch die Gassen. Männer und Frauen gingen klagend und weinend hinter dem Sarge, während weißgekleidete Mädchen Blumen auf den Weg streueten und sangen. Da drängte sich der alte Grinsel in Harlekinsjacke mit seltsamen Sprüngen unter die Leidtragenden, und schnitt den ernst und unwillig auf ihn blickenden Leuten lächerliche Gesichter. Und als endlich Einer ihn fortdrängen wollte, da schrie er: seht ihr denn nicht, daß ich meine Seele bin! was wollt ihr? Dürft ihr mir das Recht nehmen, zu sehn, wohin ihr meinen Leib verscharrt? — Und mit einem gewaltigen Sprunge schwang er sich auf den Sarg, erhob grade aufrecht stehend, ein widerliches Gelächter und schrie nach dem Sarge hinunter: Heda! alter Grinsel! wie liegst Du nun so still da, und hast so viel gekreiselt auf Erden und gegeigt dazu. Nun — wenn auch Keiner dafür Dank sagt, ich danke dir! Fahr' wohl! —

Darauf war der Kammermusikus am ganzen Leibe zitternd erwacht, und jetzt konnte er diesen schweren Traum nicht wieder von dem Auge der wankenden Seele verjagen. Er drückte sein Gesicht tief in die Sesselkissen und heftig schlug ihm die Brust. „Ist es nicht Sünde, mit dem Tode zu spielen? sprach er beinahe schluchzend. So lange schon die Welten um das Haupt Gottes dahinrollen, hat der Tod täglich, stündlich, in jedem Augenblicke an die Thüren geklopft; sie haben ihn Alle gesehen und dennoch kennt ihn Keiner, denn nur Der könnte von ihm erzählen, dem er die Augen geschlossen hat, — aber auch die Lippen. Ein schauerliches Schweigen ruht unter dem Mantel des Rasen, und droben die Lebendigen sagen mit allen ihren Grundsätzen, Trost= und Stärkungsreden doch nichts weiter, als die kahlen Worte: sterben müssen wir Alle! — Warum hab' ich nicht bis dahin gewartet? In meinen alten Tagen wäre der Tod doch wol bald gekommen. Warum den Geheimnißvollen herausgefordert mit einer Lüge vor den Lebendigen. Der Mensch, den sie da hinaustragen, ist mein Bruder und manches herbe Wort fällt auf seinen Hügel, das mich nun doppelt schwer treffen muß. Und leb' ich denn nun? O ich bin todt, todt — todt für Weib und Kind

und Freund und Stadt und Land, für alle Welt, für mich selbst am meisten todt! Denk' ich an mich, so muß ich erschrecken, denn ich darf nicht denken, daß ich lebe. Nur als Leiche muß ich unter den Menschen wandeln, und Keiner darf in mir den alten Kammermusikus Grinsel erblicken, oder ich bin verloren. — Wenn doch dieser Tag erst vorüber wäre!"

Solche Gewalt übt die Einsamkeit selbst über einen Menschen von Grinsels Natur. Er konnte mit völliger Seelenklarheit den Todesplan fassen und verfolgen, dabei sogar mit kalter Ruhe in einer Weise geschäftig sein, deren Gedanke schon tausend Andre mit Grausen erfüllt hätte. Jetzt aber, ganz auf sich selbst zurückgewiesen, war er weich, zerschlagen.

Er mochte den entsetzlichen Zustand seines Innern, diese grauenhafte Leere, die gleichwol seine Brust zu sprengen drohete, als eine Strafe für den frevelhaften Vorwitz betrachten, und er that es auch. Nur gegen Abend kehrte die Besonnenheit bei der Hoffnung, bald erlöset zu sein, allmälig wieder.

Wirklich hatte der Cellist Klapstein mehre Tage nach seiner glücklichen Schneckenkegelei sich auf die Reise gemacht, freilich nicht wegen der Hochzeit mit Mosette, sondern weil sein Anwalt darauf gedrungen hatte, daß er die vierzig Louisd'or jeden Augenblick bereit halten müsse, da man vor dem Beginn eines Processes klüglich versuchen wolle, die Geige privatim so billig als möglich zu erlangen. Für seine Bemühung verlange er dann weiter nichts, als den Überschuß von den 40 Pistolen. Klapstein war also zu einem wohlhabenden Vetter gereiset, hatte das Geld glücklich erhalten, und fuhr mit diesem Schatz vergnügt so eben ins Thor, als ihm ein Leichenzug begegnete. Der Wagen mußte halten, Klapstein steckte den Kopf aus dem Schlage, und erkannte bald in den langsam Vorüberwandelnden mehre Collegen, namentlich Mandelschaf, der ihm zunickte und angelegentlich nach dem Kirchhofe hinaus winkte.

„Sie werden doch nicht, murmelte der Zuschauer, sie werden doch nicht so unvernünftig sein, und mir den Grinsel begraben!" Er erkundigte sich bei einem Vorübergehenden, und richtig! Grinsel sollte bestattet werden.

Da stand nun der Cellist mit seinen vierzig richtig abgezählten Pistolen in der Tasche starr

dem Zuge nachsehend, und kaum etwas Andres denkend, als: „Die Geige hat der Henker geholt! Sie ist längst mit dem übrigen Nachlaß versiegelt, und Zeugen, oder andere Beweise meines Rechtes daran hab ich nicht. — Doch halt! gewiß hat der Selige meinem Anwalt auf dessen Billet schriftlich geantwortet, und daraus läßt sich wol alles Mögliche beweisen. Hätt' ich nur den Anwalt erst gesprochen! Ehren halber muß ich dem Zuge folgen, denn er war doch immer mein College, und ich habe manche vergnügte Stunde mit dem närrischen Kauz zugebracht. Dann aber zum Anwalt, denn Recht geht vor Freundschaft!"

Er ließ seinen Wagen in die Stadt fahren und wandte sich nach dem Kirchhofe. Hier kam er an, als man eben den Sarg in die Gruft senken wollte, und die Todtenfrau eine von Lorbeern umschlungene Leier vom Deckel hob. Bei diesem Anblick fiel ihm Grinsels Drohung wieder ein, die Geige mit ins Grab nehmen zu wollen, und wie er sich über den lästerlichen Vorsatz schon einmal beim Hahn im Korbe tüchtig abgeärgert, so ward er, als nun die Schaufeln geschäftig die Gruft füllten, heiß und kalt an Leib und Seele. Er reckte das Ohr weit über die Voranstehenden hinaus, ob er vielleicht einen durch die Erschütterung geweckten

Saitenton aus dem Sarge hervorhören könne, und fuhr plötzlich betroffen zurück, denn weil er durchaus hören wollte, so klang ihm wirklich so etwas ins Ohr. Die Collegen hatten eine Trauermusik am Grabe des Hingeschiedenen verabredet, der Morgenwind strich durch den Contrebaß, und der tiefe Ton, vom Geräusch der Schaufeln und der herabrollenden Erdschollen gedämpft, mochte leicht dem horchenden Cellisten wie aus der Erde hervordröhnen. Still und nachdenkend schlich er davon. Die Leichenfrau hatte kein sonderlich musikalisches Gemüth, sie wollte sich daher bei der langweiligen Trauermusik nicht versäumen, und war schon in der Nähe des Stadtthors, als der Cellist sie erblickte, und schnell seine Schritte verdoppelte. Bald war die Frau eingeholt und auf seine Fragen erhielt er denn endlich eine Auskunft, wie er sie eigentlich erwartete, die ihm aber doch ein derber Schlag vor die Stirn war. „Freilich, lieber Herr Hofmusikus, sagte die Frau, freilich hab' ich dem Seligen so ein Ding in den Arm legen müssen. Die Frau bestand darauf, weil der Selige das kurz vor seinem schnellen Tode ausdrücklich so verlangt hat. Es war gewiß bei dem alten Herrn eine Ahnung, oder ein Vorspuk, wie ich denn täglich dergleichen erlebe. Der Frau war's ein Trost,

den letzten Wunsch des Hingeschiedenen zu erfüllen, und die Violine ist gewiß auch keinen Gulden werth, es war ein alter verrosteter Kasten."

Die Frau ging, aber Klapstein rannte wie ein Verzweifelter nach dem Hahn im Korbe. „Dietrich! schrie er schon auf dem Hausflur, Dietrich, eine halbe Saint Julien — aber schnell!" Er trat ins Zimmer; hier fing er Herrn Günther auf und rief ihm entgegen: „Seelengüntherchen! Stellen Sie sich um des Himmels willen den desperaten Streich vor! der Grinsel da — Sie wissen, er ist eben begraben — der alte tolle Kammermusikus — Gott weiß am besten, ob er ihn selig haben kann — also Grinsel hat richtig, wie er hier auf dieser Stelle vorher gesagt, seinen unbezahlbaren Stradivari mit ins Grab genommen. Über der schändlichen That seufzte selbst das ewig verlorne Instrument — ich hab's mit meinen eignen Ohren so deutlich, wie jetzt meine Stimme, gehört — aus dem Sarge dumpf herauf. Man sollte darüber erstarren, denn was ist nun zu machen? So gut wie nichts!"

Er trank hastig mehre Gläser, setzte sich, stützte den schweren Kopf und starrte nach seinen schnell auf und niederwippenden Füßen. Herr Günther war ein bedächtig überlegender Mann; als daher

der Cellist so stumm da saß, sprach er ruhig: „Die Geige, lieber Herr Klapstein, ist damit ja nicht verloren. Ich kann über Ihr Recht an dem Instrumente so wenig urtheilen, wie über seinen Werth. Können Sie aber Ihr Recht geltend machen, so thun Sie das. Sprechen Sie mit Ihrem Anwalt, ob dann die Geige nicht wieder ausgegraben werden muß. Man legt dem für die Ewigkeit Schlafenden, um doch seinen letzten Willen zu ehren, eine andre Geige in den Arm, denn es ist ihm nun wol gleichviel, was er darin hält, wenn's nur eine Geige ist. Was Sie aber thun wollen, muß rasch geschehn, sonst möchte das Instrument verderben. Leben Sie wohl! Ich muß nun auch nach dem Gerichte, um die kleine Weinrechnung von 127 Thalern zu liquidiren. Ich mochte den guten Mann bei Lebzeiten nicht drücken, er war mir eine schöne Kunde, die manchen Verdienst ins Haus brachte."

Der Günthersche Rath fiel auf dankbaren Boden, denn es kam dem Cellisten, während er ihn gespannt mit gefülltem Glase am Munde, und mit starr auf den Sprecher gerichteten Blicken anhörte, zwar nach und nach, aber immer heller ein Gedanke, der mit Günthers letzten Worten zum Entschluß reifte. Schnell leerte daher Klapstein jetzt

sein Glas, sprang auf, und rief dem Scheidenden nach: „Günther! ich hab's schon einmal gesagt — und sollt' ich die Geige vom Galgen holen, mein muß sie werden, denkt, Klapstein hat's gesagt! Finis coronat opus!“

Er ließ ein Gabelfrühstück und noch eine halbe Saint Julien bringen und verlor sich bei diesem Genusse, dann und wann mit der Gabel auf dem Teller trommelnd, in allerlei Grübeleien. Endlich flüsterte der Nachdenkende in sich hinein: „Richtig — so geht's! — Da müßt' ich doch von meinen fünf Sinnen verlassen sein, wenn ich Anwalt und Gericht offenbar ganz überflüssiger Weise incommodiren und ihnen mein schönes Geld für eine Geige in den Hals werfen wollte, die ich nur so hinnehmen kann, daß weder Hund noch Hahn danach kräht. Und das köstliche Sümmchen — sechszig Friedrichsd'or unter Brüdern! — Wer wird die Geige hier denn wieder erkennen, wenn sie mein geschickter Instrumentenmacher zehn Meilen von hier acht Wochen lang unter den Händen gehabt hat? Kein Mensch! Und, fuhr er, sich selbst belügend fort, um seinen Entschluß noch sicherer zu begründen, und ich bringe sie hier in der Stadt noch nicht einmal zum Verkauf. Ist da nicht in Brühlberg an der Grenze der Herr von Veilchen-

pelz? Der Mann hat Geld, versteht weder von der Geige noch vom Spiel etwas, ist eben deswegen ein Kenner und auf drei Quadrat-Meilen, richtig abgemessen, der berühmteste Violinspieler in den ländlichen Winterclubbconcerten. Wie gesagt — der edle Herr hat Geld und fährt sicher aus der Haut vor Freuden, wenn ihm das Ding unter die Finger kommt. Sie ist wahrhaftig schon so gut wie verkauft, ich habe daher keine Zeit unnütz zu verlieren."

Darum wanderte der Violoncellist Klapstein, der weder Furcht noch Tadel kannte, gehüllt in einen langen dunkelfarbigen Oberrock, versehn mit einem Spaden, einem großen Bohrer und feiner Säge, bei finstrer stiller Nacht, nur von seinem Rattenfänger begleitet, nach dem Kirchhofe und gerade auf das frische Grab des vermeinten Collegen zu. Hier stehen bleibend, blickte und horchte der Herzhafte überall vorsichtig in die Dunkelheit hinein, und als nirgend ein lebendiges Wesen sich regte, weder in nahen noch entfernteren Häusern ein Lichtschimmer zu entdecken war, stach er langsam, damit Geräusch möglich vermieden werde, den Spaden in den lockern Hügel und legte die Erde vorsichtig zur Seite nieder. Er fuhr damit so besonnen fort, daß nun der nächste Spadenstich

hohltönend auf den Sarg traf. In diesem Augenblick trat der Mond über der fernen Hügelreihe hervor, und der musikalische Schatzgräber, durch den anschlagenden Rattenfänger, der treulich und eifrig schnaubend mitgewühlt hatte, aufmerksam gemacht, glaubte Fußtritte zu vernehmen. Mit halbem Leibe in der Erde war's ihm leicht sich zu verbergen: aber ihn beschlich ein fröstelndes Zittern, als wirklich Fußtritte näher kamen. Er hielt den Hund an sich, gebot ihm Still! und — welches Entsetzen! Mit dem Geigenkasten unterm Arme, den Hut ins Gesicht gedrückt, ging der alte Kammermusikus und College Grinsel, wie er leibte und lebte, keine zehn Schritte weit an ihm vorüber und seufzte. Die Haare sträubten sich dem Cellisten bei dieser grausenvollen Geistererscheinung; krampfhaft umklammerte die Rechte den Spadengriff, während die Finger der Linken sich dermaßen fest in den Nacken des Rattenfängers krallten, daß dieser in ein jämmerliches Geheul ausbrach. Die Erscheinung wandte das bleiche Antlitz, die glühenden Augen, nach dem Zurücksinkenden, und langsamer schwebte sie weiter.

Der unglückliche Bergmann ward am nächsten Morgen von Vorübergehenden in einem heftigen Fieberzustande gefunden. Man brachte ihn in die

Stadt; er lag in schweren Phantasien, aus welchen die Umstehenden nur die Worte deutlich verstanden: Keinen Pfifferling drunter — sechszig Friedrichs-d'or — vollwichtig, Herr von Veilchenpelz! Antonius Stradivari von 1725. — Zahlung auf der Stelle — oder ich will nicht gesund vor Ihnen stehn!

Der Kammermusikus Grinsel hatte mit der Geige unterm Arme seine Wanderung angetreten. Was nur ein leichtes Spiel werden sollte, lag nun als eine schwerdrückende Nothwendigkeit auf seinen Schultern. „Gottlob, daß ich nur erst die Stadt hinter mir habe!" seufzte er, und dennoch bemächtigte sich seiner unendliche Angst: es war kein andrer Weg zu nehmen, als über den Kirchhof! Die Füße wurden ihm schwer wie Blei, als er diesen schauerlich stillen Raum betrat; es war immer als gehe dicht hinter ihm eine dunkle Gestalt, und wolle jeden Augenblick an ihm vorüber, und ihm ins Ohr flüstern.

Da schob das aufgehende Mondlicht den Nachtschleier von Hügeln und Grabsteinen, und der zitternde Wandrer, starr vor sich niederblickend, wollte seine Schritte verdoppeln, als Klapsteins Hund

jenen schneidenden Schmerzlaut ausstieß, in welchem Grinsel deutlich seinen Namen zu hören glaubte, und von schüttelndem Schrecken gefesselt war er überzeugt, der Demagog fordere drohend aus dem Grabe hervor seinen ehrlichen Namen zurück. Das Entsetzen trieb ihn vorwärts und dennoch mußte er die Augen zurückwenden. Er sah nichts, und rasch wanderte der lebendige Todte weiter durch die Mondnacht. Er hatte beschlossen, bis an die Landesgrenze nur Nachts zu reisen, Tags über dagegen in einsamen Dorfschenken, bei Köhlern und andern von der Gesellschaft entfernten Menschen still zu liegen, denn wiewol er sich möglichst unkenntlich gemacht und wirklich fast nichts zu fürchten hatte, so fürchtete er eben deswegen Entdeckung desto mehr, und jene dunkle Gestalt dicht hinter ihm verließ ihn fast gar nicht.

Nach mehren Tagen schritt er glücklich mit aufgehender Morgensonne über die Grenze. Wie er bisher immer stumm und still, aber mit einem unbeschreiblichen Schmerz in der Brust und ohne aufzublicken gerade vor sich hingewandert war, so lösete sich jetzt ein schwerer Seufzer tief aus der Seele und erleichtert sah er zum Erstenmal um sich her. Wenselburg war nur noch zwei Meilen entfernt; weil er sich nun ganz sicher hielt, so

beschloß er, das Tageslicht nicht ferner zu scheuen, um den kurzen Weg zurückzulegen, und seiner Mosette den Trauerflor nicht vom Haupte, sondern von der Seele zu streifen, und endlich — endlich dem Gefühle ganz und voll sich hinzugeben, daß die dunkle flüsternde Nachtgestalt ihn verlassen und die Welt wieder freundlicher vor ihm ausgebreitet liege.

In einiger Entfernung fuhr ein Wagen schnell die Landstraße herauf, und da Leute in Reisewagen zu derjenigen Menschenklasse gehörten, welche der Kammermusikus möglichst vermeiden wollte, dem schon näher Herangefahrnen aber nicht mehr auszuweichen war, so trat er unter einen Baum und wandte sein Gesicht abwärts von der Straße. Das Fuhrwerk war auch schon halb an ihm vorüber und er wollte so eben seinen Weg eiligst fortsetzen, als eine weibliche Stimme hinter ihm rief: „Nein gewiß, er ist es! Laß den Wagen halten.“ Der Kammermusikus, von der Angst getrieben, nun dem Verrath und damit tausend Verdrießlichkeiten, am Ende gar der Obrigkeit in die Hände zu fallen, bot seine äußersten Kräfte auf, der Gefahr zu entkommen. Dabei fiel ihm nun erst ein, wie leicht man ihn für seinen Bruder ansehen und als Demagogen einfangen könne. Die Beine hinter ihm

mußten wol länger und jünger sein, als die seinigen, denn nun waren sie mit weiten Sätzen dicht hinter ihm, und nun ergriff eine Hand so kräftig seinen Rockschoß, daß an weitere Flucht nicht zu denken war, vielmehr dem Erschrockenen der Geigenkasten unter dem Arme wegglitt und nur ein glücklicher Griff des Verfolgers den Schatz vor Zertrümmerung rettete.

„Lieber Herr Grinsel, sprach jetzt eine bekannte Stimme, theuerster Meister, warum fliehen Sie denn?" und Grinsel stand vor seinem Schüler Richard Bywater und wußte nicht, was er sagen sollte. Mosette kam ebenfalls schnell herbei und sank dem Vater mit thränen= aber auch freudeglänzendem Blick an die Brust. „Kinder, stammelte der Alte verwirrt, was wollt Ihr? Und Sie, Master Bywater — Sie haben schon einmal, denken Sie nur an Ihren letzten Brief, unedel an mir gehandelt — ich fürchte, Ihnen wiederum zürnen zu müssen. Was haben Sie mit meinem Kinde?" „Vater! rief Mosette, beruhigen Sie sich. Kommen Sie zum Wagen. Sie sollen Alles erfahren."

Der Alte bemerkte kein Zeichen der Trauer an seiner Tochter, daher folgte er halbberuhigt den Beiden und machte nur die Bedingung, daß der

Wagen nicht weiter fahren, sondern nach dem nicht fern an der Heerstraße liegenden Gasthofe wieder zurücklenken solle. Bald war man hier angelangt, hatte ein eignes Zimmer eingenommen, und nun bestürmte der Alte Tochter und Begleiter mit so mannigfachen Fragen, daß Beide gar nicht erst zu Worte kommen konnten, und als ihnen endlich dieses gelang, da unterbrachen sie sich wechselseitig so oft und hastig, oder sprachen zugleich und so verwirrt durch einander, daß der Kammermusikus sich die Ohren zuhielt und mit dem Fuße stampfend Schweigen gebot. „Daraus werd' ein Andrer klug! rief er, wollt ihr mich zum Besten haben mit eurem furiosen Tutti? Hübsch in der Ordnung! Bywater, beichten Sie, und Du, Mosette, rührst Dich als Ripienistin nur auf mein „Attacca!"

Man erzählte. Getreu seiner Verabredung mit der Geliebten hatte Bywater die Stadt nicht verlassen, sondern am Abend nach seiner Pseudoreise das erste Stelldichein nach der Trennung versuchen wollen. Gegen Mittag schon wird ihm ein Brief von der Post gebracht; er will ihn erbrechen, als Wagengerassel ihn ans Fenster lockt. Da muß er sehn, wie seine Mosette, reisemäßig gekleidet, neben dem Vater in einem offnen Wagen vorüberfährt.

Er stürzt hinterdrein dem Thore zu und kaum hat er sich gemerkt, welchen Weg der Wagen nimmt, als er auch schon bei dem nächsten Pferdeverleiher das am wenigsten steife Thier satteln läßt und den Reisenden folgt. Nichts ist nach seiner Überzeugung gewisser, als daß der Vater sein heimliches Bleiben und den Grund desselben erfahren hat und nun die Tochter gegen fernere Zusammenkünfte in Sicherheit bringen will. So kommt Richard fast gleichzeitig mit den Beiden nach Wenselburg, sieht den Vater zurückreisen, und da er nun weiß, wo die Geliebte zu finden ist, fällt ihm jener Brief erst wieder ein. Er war schon alt, denn dem Dampfschiffe waren unterwegs die Kohlen ausgegangen, und der Inhalt war nicht erfreulich: er sagte genau, was Grinsel seinen Gläubigern aus Richards Schreiben, welches eine Folge dieses Briefes war, mitgetheilt hatte. Nur darin war der bestürmte Kammermusikus in der Noth von der Wahrheit abgewichen, daß Bywaters Pension für die ganze Zeit seines Aufenthaltes im Grinselschen Hause, nicht aber für das letzte Quartal allein, rückständig sein sollte. Ungeachtet der niederschlagenden Nachricht aus England hatte Richard dennoch guten Muth und versuchte, mit der Geliebten, die den fast unaufhörlich am

Hause Vorüberschreitenden gewiß schon gesehn haben mußte, zu sprechen. Das war aber schwieriger, als er dachte. Wenn Tante Spitzkugel auch nicht zur stabilen, wie Mosette zur fortschreitenden, Kirche gehört hätte, so war sie doch eine Tante, ferner eine alte Jungfer, und Beides ist oft schlimmer als ein Glaubensschisma. Dazu hatte der Vater das einzige Kind ihrer Obhut dringend empfohlen: es war also nichts natürlicher, als daß Mosette vom Morgen bis zum Abend in einem Hinterstübchen Hauben und Hüte drapiren und dann der andächtigen Putzmachertante aus dem „Erquickborn gläubig schmachtender Seelen" Gesänge und Gebete vorlesen mußte.

So waren einige Wochen hingegangen, und Richards immer wachsende Verzweiflung stand schon im Begriff, einen Engländerstreich zu machen — er wollte nämlich das Spitzkugelsche Haus in Brand stecken, die Brandflecken seines Gewissens dann aber durch eine edle That, nämlich durch Mosette's Rettung wieder verwischen — als ein zweiter Brief aus England, von einem starken Wechsel begleitet, allen Häuserbrand löschte, indem er den Herzensbrand zu hochauflodernden Flammen anfachte. Der Brief enthielt nämlich nur die ganz ordinäre Nachricht, daß Bywaters Oheim

mit Hinterlassung eines in Deutschland unerhörten Vermögens gestorben sei und dem einzigen Neffen den Besitz dieser Reichthümer gönnen wolle, aber er müsse sogleich nach England zurückkommen. Nun war Richards nächster Gang gradezu in das Spitzkugelsche stille Jungfernhaus, denn ohne die Geliebte wär's ihm unmöglich gewesen, Deutschland zu verlassen. Er hatte Mosette niemals am Fenster gesehn, deshalb, schloß er, mußte sie nothwendiger Weise dahinten irgendwo stecken, und beging daher geflissentlich den Fremdenirrthum, die Zimmerthür gleich vorn im Hause nicht zu bemerken, vielmehr schritt er ohne Umstände über den ganzen langen Hausflur und öffnete ganz hinten, für den Nothfall mit einer Haubenbestellung im Kopfe, richtig Mosettens Thür. Das stille Mädchen erglühete und erschrak heftig bei seinem Anblick. Statt die Haubenbestellung vorzubringen, umarmte Richard die Geliebte, drückte einen Kuß auf ihren bebenden Mund, einen Brief in die zitternde Hand und ging wieder davon, ohne von der Tante, die im Vorderzimmer der Morgenandacht oblag, bemerkt zu werden.

Der Brief sagte Mosetten vom Glücke des Geliebten und sprach den sehnlichsten Wunsch aus, mit ihr ein stillvertrauliches Wort zu reden, ohne

die Tante, deren Gesicht eine Landkarte des infernalischen Welttheils im Himmel sei, deshalb weitläufig anzusprechen. Der kürzeste Weg, als der beste, sei, wenn Mosette das Gefängniß heimlich verlassen könne. Jeden Augenblick stehe der Wagen bereit, der sie mit dem ungeduldig harrenden Geliebten zum Vater bringe. Das Alles weckte nun eine unendliche Freude in der Brust des lieben bekümmerten Mädchens und dennoch schwankte sie. Heimlich das Haus zu verlassen — den Gedanken mochte das reine Gefühl nicht dulden. Die Tante zur Vertrauten des Briefes zu machen ging nicht, weil ihr Portrait darin lag. Sie um einen Gang aus dem Hause zu bitten, war vergeblich, oder sie wäre mitgegangen. Ein Vorwand, die Kirche zu besuchen, wäre dem frommen Kinde Lüge gewesen. Und sie durfte nicht einmal in ihre Kirche, weil die Tante, die jeden Schritt der Nichte gewissenhaft bewachen wollte, sie zu betreten scheute: wogegen wieder die stabile Kirche dem Mädchen nicht zusagte, ohne die lästige Begleiterin auch nicht zu erreichen war. Dieser Zwiespalt ward noch größer, wenn Mosette bedachte, daß der Geliebte, von Ungeduld getrieben, jeden Augenblick wieder erscheinen, mit der Tante zusammentreffen und dann ein widerwärtiger, die Erlösung nur

hemmender Scandal entstehen könne. Und diese ängstigende Betrachtung entschied endlich unter Mosettens Zweifeln, indem sie zu dem ersten Einfall, heimlich das Haus zu verlassen, wieder hinführte. In diesem Schritte, meinte das gute Kind, lag doch wenigstens Wahrheit, und die Folgen mochten sein, welche sie wollten, so stand sie nach wenigen Tagen gerechtfertigt vor aller Welt, wenn auch nicht vor der Tante.

So hatte sie denn heute den ersten freien Augenblick benutzt, war aus dem Hause geschlichen und mit Richard davon gefahren. „Und nun, fragte Mosette mit naiver Verlegenheit, hab' ich Ihren Segen verwirkt, lieber Vater?"

Während dieser Mittheilungen gerieth der Kammermusikus in den schwersten Kampf seines Lebens, und dennoch war die Erschütterung seines Gemüths nicht heftig genug, die Thränen, welche seine Seele durchwogten, hervorstürzen zu lassen. So war denn sein ganzer, mit eiserner Beharrlichkeit gesponnener und ausgeführter Todesplan eine furchtbare Verhöhnung des heilig waltenden Geschickes! Selbst daß ihm der Bruder in die Hände gestorben war, konnte seine That nicht entschuldigen, wenn er auch damals geglaubt haben mochte, der Himmel wolle die Ausführung derselben

begünstigen und erleichtern, denn die That selber war Sünde, und was ihm Fingerzeig des Himmels schien, war Versuchung. Hätt' er Dieser widerstanden — nach wenigen Tagen, eben jetzt wäre der rettende Gottesengel auf das Haus des Niedergedrückten mit jubeltönendem Flügelschlage herabgeschwebt. Aller Noth entbunden konnte der Kammermusikus, geehrt und geachtet von Collegen und Mitbürgern, neben der geliebten Tochter, dem reichen redlichen Schwiegersohn den Rest seiner Tage in der glücklichsten Ruhe verleben, und seine Rose wäre, frei von Nahrungssorgen, bei ihrem gefühlvollen Sinne gewiß mit liebender, treuwaltender Anhänglichkeit eine Lebensgefährtin geworden, wie sie jedem Wunsche als die freundlichste Erfüllung erschienen wäre. Und nun — „Ich kann, erwiederte Grinsel seiner Tochter mit fast gebrochener Stimme, ich kann, mein theuerstes Kind, weder segnen noch fluchen — ich bin todt!“ Er wollte den Kopf stützen, aber er sank im Sopha zurück. Rosette stürzte mit einem Ausruf des Schreckens vor ihm nieder und Richard wollte nach Hülfe hinauseilen, da erhob sich der Gebeugte schon wieder, legte die Hand freundlich lächelnd auf das Haupt der vor ihm knieenden, mit angst-

vollem Blick nach ihm aufsehenden Tochter und winkte Richard zurück. Die fortwährende Geistesanspannung seit mehren Wochen, die Begebenheiten der letzten Tage, die nächtlichen Wanderungen hatten die starken Nerven, seine ganze kräftige Natur doch zu sehr herabgestimmt, als daß die letzte Scene und die daraus hervorgegangenen Betrachtungen spurlos an dem eisernen Körper vorübergehen sollten. Aber eben so schnell überwand er die augenblickliche Betäubung, richtete sich empor und sprach: „Es war nichts, Kinder! Seid nur ruhig und hört mich an. Ihr werdet sehen, daß ich nicht wahnsinnig bin. Nur einen Tropfen Wein gebt mir.“ Bywater sprang fort, sich selber scheltend, daß er Essen und Trinken so ganz vergessen habe. Bald stand Beides auf dem Tische, und als der ermattete Grinsel sich etwas erquickt hatte, begann er nach kurzer Einleitung die Ereignisse der letzten Tage den immer mehr und oft fast ungläubig staunenden Zuhörern zu erzählen.

„Seht Kinder! beschloß er dann, das ist die Geschichte eines tollen, am Himmel verzweifelnden Menschen. Die vorschriftsmäßige Terminologie reuiger Sünder versteh' ich nicht, aber ihr könnt glauben, daß mein Irrthum schwer mir auf der

Seele liegt. Nur eine Betrachtung richtet mich auf: wäre das Alles nicht geschehn, und der steinreiche Schwiegersohn hätte dann großmüthig aller Noth ein Ende gemacht, — wahrlich! das alte lustig gemeine Leben wäre wüster und verwüstender wieder hereingebrochen und die Thorheit des Alters wäre Kinderspott geworden. Darüber bin ich nun hinaus! Aber nach der Residenz darf ich nicht zurück, nicht einmal in Deutschland kann ich bleiben. Nehmt mich nach England mit hinüber und laßt meine Rose nicht zurück. Das gute Weib muß schrecklich gelitten haben, ich muß ihr wahrlich jeden Tag zum Dankfeste machen."

Bywater sprang auf. „Und das kann ein Deutscher? rief er. God damm! das ist ein Schimpf für den ganzen englischen Spleen. Und wenn Sie auch wollten und könnten, ich duldete Sie durchaus nicht in Deutschland. Ein solcher Mann kann nur großbritannische Luft athmen. Fort nach England!"

Rosette hatte den Vater an ihre Brust geschlossen. Die Erzählung wirkte so gewaltig auf ihre weiche Seele, daß ihr immer war, als höre sie die Nachricht von Tod und Begräbniß des Vaters aus fremdem Munde, und sie strebte nun nach

der innigen und festen Überzeugung, daß der Vater selber gesprochen, daß sein Herz wirklich noch schlage an ihrer bebenden Brust.

Als sie endlich ruhiger geworden waren, hatten sie noch manche Verabredungen zu treffen, Briefe zu schreiben, tausend Einrichtungen zu machen, zu schnüren und zu packen, bevor nach zwei oder drei Tagen Vater und Tochter nach Bremen, Bywater aber nach der Residenz, fahren konnten. Jene wollten in Bremen Mutter und Bräutigam erwarten, um dann gemeinschaftlich nach dem großbritannischen Asyl hinüberzusegeln. Schon saß der Kammermusikus neben der Tochter im Wagen und Bywater reichte den Geigenkasten hinauf, da sprang der Alte plötzlich auf und wehrte mit beiden Händen den Kasten ab. „Nein! sprach er in heftiger Bewegung, die Geige kommt nimmer wieder in meine Hände. Wenn ich Alles genau überlege, so ist sie es, die das Unheil der letzten Zeit über mich herbeigeführt hat, und ich mag wahrlich nicht gern daran erinnert sein, oder ich muß, so ein gutes Ende sich auch daran knüpft, dennoch fürchten, in meinen alten Tagen den Verstand zu verlieren. Jener Cellist aber, der Klapstein, ist eben der rechte Mann für das Instrument, denn er versteht nichts

davon. Mag er sie von mir erben zum Dank für die Noth, die er mir bereitet hat, und kommt auch diese Erbschaft in unrechte Hände, so theilt sie nur ein fast allgemeines Loos. Weg damit!"

Bywater nahm, beifällig nickend, die Geige mit dem Versprechen zurück, sie richtig dem Cellisten auszuliefern, und so fuhr man denn endlich nach verschiedenen Richtungen ab.

Die Witwe in der Einbildung, die gebildete Rose, hatte der inneren und äußeren Vorbereitungen in so mannigfacher Weise sich zu erfreuen gehabt, daß sie über die ersten und heftigsten Erschütterungen bei dem nach ihrer Zuhausekunft vorgefundenen Todesfalle leidlich genug hinwegkam. Indessen hielt sie es der Decenz angemessen, ihren Schmerz in den ersten beiden Tagen bei einer mitfühlenden Freundin auszuweinen.

Als sie in ihr Haus zurückgekehrt war, kam Manches so, wie Grinsel vorhergesagt. Gnaden- und andre Gelder wurden gebracht, worüber sie als Witwe quittiren mußte; sodann verlangte man verschiedene Papiere von ihr zur Begründung der Pensionsansprüche und ein behagliches Gefühl von

Wohlhabenheit, wie sie's seit dem Hochzeittage nicht empfunden, durchdrang beruhigend ihre Brust. Dazu ging Mandelschaf fleißig ab und zu, und versäumte keine Gelegenheit, einen Lebensplan für die Freundin zu entfalten, wie ihn, nach seiner Versicherung, nur die reinste Neigung im Verein mit sichrer Benutzung der Mittel und Umstände schön und auf die Dauer zu entwerfen vermocht habe, — worin er denn auch seiner Wenigkeit die gebührende Stelle angewiesen hatte. Freilich lag eben keine Heirath im Vorgrunde, nicht einmal im Hintergrunde, denn dergleichen war dem Fagottisten zu prosaisch, und Rose hätte ja dann auch ihre Pension, also einen Theil der Mittel verloren, auf welche bei Verwirklichung des köstlichen Lebensplans besonders gerechnet werden mußte: aber das Verhältniß sollte eben in seiner Ungebundenheit die Kraft der Fessel besitzen und bewahren, und damit die große Aufgabe gelöset werden, den ewigen Conflict zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zum Bilde der reinsten Schönheit zu erheben. „Sie wissen selbst, sprach er zuletzt, theuerste Freundin, Sie wissen am besten, welch ein Schmerz mein ganzes Gemüth erfüllt und verdüstert. Wie oft und schön hat Ihre große Seele diesen Schmerz

mitempfindend besänftigt! Aber eben darum versagt mir das Geschick, die an das Grab verpfändete Liebe zu lösen, um sie dem Leben, besonders den bürgerlichen Einrichtungen, mit der ganzen Kraft und Fülle meiner Jugend wieder zu schenken."

Rose lächelte bei so zarten Empfindungsworten still vor sich nieder und richtete dann bei ausnehmend schönen Stellen einen eben so ausnehmend schwärmerischen Blick auf den süßflüsternden Redner. Es fiel ihr nicht ein, daß das sie getroffene Geschick ihr eine ernste Gelegenheit darbot, allen ärmlichen Bildungstransparentschimmer ihrer Seele in der Morgensonne wahren Gefühls, reiner, fester und echtweiblicher Gesinnung auf ewig untergehen zu lassen, — sie müßte ja dann ihr Gefühl als ein falsches erkannt, an ihrer Gesinnung wenigstens irgend einmal gezweifelt haben, und wie kann dahin ein Mensch gelangen, der sich selber immer als trefflich voraussetzt und die eignen Gebrechen nur an Andern bemerkt? Rose war überdem von ihrer Gouvernantenschaft her noch gewohnt, sich für klüger und besser, als die Kinder zu halten, an denen täglich, stündlich zu hofmeistern war, und als sie nicht mehr erzieherte, traten ihr an die

Stelle der Kinder natürlich die großen Leute. Und dann war Rose jetzt Witwe eines Mannes, bei dem sie Herzeleid genug erfahren; ihr zur Seite dagegen saß ein Fagottblasender Poet, eben so verschroben, wie sie, also gänzlich mit ihr sympathisirend! Wenn daher selbst ein ganz ungebildetes Weib Mandelschafs sogenannten Lebensplan, worin die erniedrigendste Kränkung lag, welche je ein Weib treffen kann, mit wahrhaft schönem Stolze verachtend abgewiesen hätte, so ließ dagegen Rose die lieblichen Reden ihr ganzes Wesen zerschmelzend durchklingen und durchdringen. Dabei war es immer, als hörte sie neben diesen Reden noch die Worte aus Mandelschafs Kegelbahn:

— endlich, ach du Süßer! endlich, endlich,
Erkennst du, daß Vergangenheit und Zukunft
Nur Dornen sind im Rosenkranz des Daseins,
Nur trüber Bodensatz im Festpokal
Der Lust, o Freund, kredenzt —

Da schloß Mandelschaf seinen Sermon:

Und dieser Plan ist keine Seifenblase!
Wie nur das Schöne wahr und wirklich, und
Wie du mir Psyche für Maria's Leib,
So, Allgeliebte, so laß mich umschließen
Mit meiner ganzen Seele Jugendkraft —

Er kam nicht dazu. Vielmehr erschienen eben

jetzt mehre Gerichtspersonen in der Absicht, den Nachlaß des Geschiedenen gehörig zu inventiren, damit er zum Besten der Gläubiger verkauft werden und ein gutes Zweidrittel vom Erlös in Sportelkassen und Advokatentaschen zerfließen könne, wie das hier so ländlich und sittlich war.

Die Gerichtspersonen wollten ihre Arbeit von oben anfangen: man stieg daher die Treppen hinan, und — „was ist das? rief der Secretair, mit der Hand nach Bywaters Thür zeigend, und einen ernstzürnenden Blick auf die Witwe zurückwerfend. Der Papierstreif, welchen die Gerichtssiegel als Schloß an der Thür hielten, war ungeachtet seiner Unverletzbarkeit freventlich zerrissen. Grinsel mußte nothwendig diese Hülle sprengen, wenn er als Nachtfalter davon flattern wollte. Rose verstand nichts von der heiligen Sache, und als der Secretair mit krauser Stirn und zuckenden Lippen eine Erklärung hervorgerichtert, glaubte sie mit den einfachen und unbefangenen Worten: „Ich weiß nicht, wie das zugegangen" dem Themisbonzen genug gethan zu haben. Dieser aber wurde noch heftiger und konnte erst nach weitläuftigem Demonstrationsdonner, gegen welchen Mandelschafs poetische Entschuldigungsflöte vergebens antrillerte,

dahin gelangen, in Gegenwart der stets ängstlicher werdenden Frau und ihres ohnmächtigen Defensors ein Protocoll über den Befund der Sache aufzunehmen und die Thür von Neuem zu versiegeln. Darauf ward der Witwe, die mit thränenden Augen bat, sie nicht ins Unglück zu stürzen, angekündigt, sie habe sich morgen freiwillig auf dem Rathhause zu weiterer Vernehmung und Untersuchung einzufinden, widrigen Falls man sie holen lassen müsse.

Das war zu viel für die unschuldige Frau. Wie dem Fagottisten am Ende seines Gedichtes die alte Kathrine, statt einer Göttin, aus der Bodenluke entgegengreint, so starrte Rose jetzt aus den paradiesischen Traumgefilden, vor wenigen Minuten noch von dem dichterischen Geliebten ihren trunknen Blicken entrollt, in einen düstern Kerker voll zischender Schlangen und klirrender Ketten, und nicht als Psyche, sondern als Delinquentin sank sie jetzt in die Arme Desjenigen, der wirklich alle Jugendkraft aufbieten mußte, die Aufgeregte zu halten. Er ließ sie sanft auf das Kanapee nieder und rannte davon, theils Hülfe für die endlich von Ohnmacht Gefesselte herbeizurufen, theils zwischen Bürgermeister und Rath um Schonung für die unschuldige Frau umher zu betteln, und

hier zeigte sich ihm die passendste Gelegenheit, seinen Füßen eine angemessene Schule beizubringen. Es war nämlich so hergebracht, daß der erste Bürgermeister an den zweiten Rath, dieser aber an den Secretair verwies, welcher nichts eiliger zu thun hatte, als die Leute nach dem zweiten Bürgermeister zu schicken, und da Dieser in der Sache nicht arbeitete, so mußte man den ersten Rath ansprechen, der nicht einmal für sich selber, geschweige für Andre zu Hause war.

So war denn der Fagottist Mandelschaf sehr nahe daran, Erfinder der modernen Schnellläuferei zu werden, wenn die Sterne nicht beschlossen hätten, ihn anstatt in den Tempel des Erfinderruhms an den Abgrund der Verzweiflung zu führen. Von einem Mitgliede des Gerichts erhielt nämlich Mandelschaf endlich die trostreiche Nachricht, daß die Witwe Grinsel Angst und Sorgen fahren lassen könne, da so eben sich ein Weg eröffne, sämmtliche Gläubiger vollständig zu befriedigen. Freilich ward dieser Weg nicht deutlicher beschrieben, als eben, daß er ein Weg sei: allein dies war dem Fagottisten schon genug, um auf ziemlich schwerfälligen Flügeln erschöpfter Kräfte nach der Geliebten zu eilen, — und eben vor ihrer Hausthür begann seine Ver-

zweiflung, denn sie war verschlossen und nirgends im ganzen Hause zeigte sich ein Lichtschimmer, vielmehr erfuhr Mandelschaf von dem Nachbar: die Dame sei mit einem jungen Herrn schon vor mehren Stunden davon gefahren.

Da stand nun der Fagottist auf der Gasse und suchte vorläufig Athem zu gewinnen, und als ihm das gelungen war, ging er mit der sichern Hoffnung davon, daß in seiner Wohnung ein Billet von seiner Rose, als Compaß auf dem Meere der Liebe, ihn erwarte. Sein Weg ging am Hahn im Korbe vorbei. Die Fenster waren geöffnet, und aus dem kerzenhellen Gastzimmer vernahm er deutlich die Stimme des Cellisten Klapstein. Mandelschaf wollte sich eben wundern, den Kranken im Weinhause zu finden, als Dieser sprach: „Seht Günther! die Tollheiten des alten Grinsel spuken noch fort bis ins dritte und vierte Glied. Hat jemals ein Mensch etwas Ähnliches in die Zeitung setzen lassen! Hört nur:

„Theuerste Mitsterbliche!

Mit Hinterlassung einer noch trauernden Witwe, einer liebenswürdigen Tochter und des allgemeinsten Rufes hat am 9ten ein Mann das Ewige mit dem Zeitlichen verwechselt, dessen

Name im Andenken zahlreicher Freunde fortleben wird, den zu nennen aber eben deswegen überflüssig ist.

Zugleich empfiehlt sich dessen Witwe dem Mitgefühl und der Freundschaft sämmtlicher Bekannten bei ihrer Abreise mit Tochter und Schwiegersohn dankbar und ergebenst.

Richard Bywater.“

„Der Mensch, meinte Herr Günther, ist der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, daher die Verwechselung des Diesseit und Jenseit gar leicht erklärlich.“ Da trat Mandelschaf ins Zimmer. „Mandellämmchen! rief ihm der Cellist entgegen, trefflicher Poet! es ist gut, daß Ihr kommt. Wir trinken ein Gläschen zusammen und Ihr sollt erfahren, wie ich so plötzlich kerngesund geworden bin. Stellt Euch um des Himmels willen vor, da sitz' ich eben mit dem behaglichsten Genesungsgefühl in meinem Stübchen, als der Grinselsche Schüler aus England die Thür öffnet, den bekannten Geigenkasten vor mir auf den Tisch stellt und erzählt, daß ihm bei seiner Abreise vor mehren Wochen die Eile diesen Kasten und in demselben den herrlichen Antonius Stradivari von 1725 in die Hände geworfen. Jetzt habe er sich freie Dis-

position über das Instrument rechtlich verschafft, und da ich den Besitz desselben immer sehnlichst gewünscht, so wolle er mit dem Geschenk des Stradivari mir Gelegenheit geben, mich öfters meines alten würdigen Freundes und Collegen, des heimgegangenen Grinsel, in Liebe zu erinnern. Und da hab' ich nun den Stradivari! In meiner Freude wollt' ich wahrhaftig die Mosette heirathen: der Bywater aber meinte, das Mädchen habe keine Neigung für mich übrig. Gut! sagt' ich, so will ich wenigstens der Witwe — das gute Frauenzimmerchen mag ihre liebe Last haben — ich will ihr zwanzig Louisd'or geben, die ich doch längst für den Kauf der Geige bestimmt hatte. Da meinte aber der Bywater wieder, die Witwe brauche kein Geld; sie reise nach Bremen und werde dort, wenn ich recht gehört habe, den Roland heirathen. Ich kenne den Mann nicht, er soll aber steinreich sein. Aber ich bin glücklich und folglich gesund: ich rette meine Grundsätze, meinen Hund, mein Geld und — habe die Geige!"

„Nach Bremen! schrie Mandelschaf. O schrecklicher Verrath der Liebe! Was geht mich Euer Glück an? Ich habe den Mittelpunkt meines Daseins, die Basis, das prometheische Princip meiner

poetischen Natur verloren! Rose ist fort und mit ihr jeder Gedanke, die im Grabe schlummernde Liebe im Gesange zu verherrlichen. Ach — wär' ich nur noch, was ich gewesen, es gäbe in der ganzen Christenheit keinen glücklichern Juden!"

„Aber Freundchen! entgegnete Klapstein, — ich habe früher nichts dazu sagen mögen — aber wie kommt Ihr eigentlich auf den wunderlichen Einfall, durchaus ein Jude sein zu wollen? Es gibt — flüsterte Klapstein dem Fagottisten ins Ohr — es gibt hier doch Leute, die recht gut wissen, daß Eure Mutter eine christliche Schneidertochter und Euer Vater ein eben so christlicher Husarenlieutenant war —" „Wer sagt das? rief Mandelschaf entrüstet. „Das Kirchenbuch," antwortete Jener gelassen. „Indessen, fuhr er besänftigend fort, liebstes Freundchen! thut das etwas zur Sache — ich meine, zu Eurer Poesie? Sind in der jetzigen verhängnißvollen Zeit unter getauften und ungetauften Juden einige Dichter, so kann es unter Diesen auch christliche Fagottisten, abstammend von Schwert und Nadel, geben."

„Nun ist es aus mit mir! schrie Mandelschaf aufspringend. Was mir, wie allen übrigen Erdensöhnen, die Poesie möglich machte, das Geheim-

nißvolle meines, wie alles Daseins -- dieser Isisschleier liegt zerrissen mir zu Füßen. Die nackte, nüchterne Wahrheit vernichtet mit ihrem unerfreulichen Glanze die Zauberschatten der Sehnsucht in meiner Brust und todt, wie meine Maria, liegt nun mein Leben, meine Poesie, der ganze Zweck meines Daseins im Kothe der Wirklichkeit. Ja! so schrecklich todt bin ich, daß ich nicht einmal jene Sehnsucht wieder zurückzusehnen vermag — sie, die Vergangenheit und Zukunft in meiner Brust verschmolz unter dem Bilde Rosamaria's! Klapstein, Euer Verrath hat wie ein Zauberwort mich plötzlich in die Gegenwart geworfen, und jetzt erst fühl' ich die große Wahrheit meines letzten Gedichtes, worin die Gegenwart Kathrine heißt. — Ach! es ist doch ein schönes Gedicht, und mein letztes, mein Schwanenlied! Ich ahnte das gleich, als mir der Novellengedanke kam, und jetzt ist es mir klar geworden, daß ich Prosa schreiben muß."

„Spart Mühe und Dinte! sprach Klapstein, die Gläser füllend. Kommt, trinken wir einmal. Kann's denn nun fehlen, daß ich an Grinsels Statt Primgeiger werde? Auf mein Primgeigerwohl — so! Ich habe mir freilich damals bei der nächtlichen Vision den Zeigefinger etwas ver-

staucht und mit dem reinen Griff wirds hapern, aber was thut's? Ich habe die Geige! und wo mein Stradivari tönt, denkt kein Mensch an meine Applicatur. — Nun auf Euer Wohl, Mandelschäfchen! Dankt Gott, daß die alberne, wetterwendische Person, die Rose, fort ist. Der Bywater sagte mir, sie gehe einem schönen Glück entgegen, drum laßt sie gehn."

„Ja — ich denke groß! entgegnete Mandelschaf pathetisch. Wenn Alle gewonnen haben, wenn Alle glücklich sind, da ist es schön, der Einzige zu sein, der verliert und unglücklich ist. Ich fühle mich stark, das Unglück einer ganzen Welt auf meinen Schultern zu tragen; und sollt' ich darunter zusammensinken, wer trägt dann ein Mausoleum, dem meinen gleich? Lebt wohl!"

Er ging. Klapstein sah ihm lange nach mit gefülltem Glase an den lächelnden Lippen. „Freund Günther, sprach er dann und leerte sein Glas, theuerster Gastgeber, in diesem Zimmer hier sind doch schon wunderliche Dinge vorgegangen, aber an dem Fagottisten und Belletristen da — Ihr könnt mir's glauben — ist Hopfen und Malz verloren. Geberdet sich wie unsinnig, daß die Rose seine mageren poetischen Fagottistenbissen verschmäht,

weil sie's besser haben kann! Ist das nicht toll und unchristlich? Nein — ich gönne der Menschheit alles Gute, und der Rose sammt ihrer Mosette das herrlichste Glück in meiner stillen Genügsamkeit. Wally! komm, gutes Thier, es ist schon spät. Gute Nacht, Freund Günther — Ihr gebt mir Recht, nicht wahr? Was will ich denn mehr? Ich habe ja die Geige!"

Der verlorne Sohn.

„Und nun eben in der Nacht, wo kein Mensch zu haben ist, muß das verwünschte Rad mir ablaufen!" sprach ein Reisender, beschäftigt, das Rad auf mögliche Weise wenigstens bis zum nächsten Orte gegen ferneres Ablaufen zu sichern. Ungeduldig klopfend und hämmernd wollte der Reisende schon dem Ärger bei mehrmaligem Mislingen seiner Anstrengungen durch einen derben Fluch Luft machen, als er seitwärts vom Kornfelde her ein Geräusch vernahm und aufmerksam spähend bald einen Knaben von etwa vierzehn Jahren durch den Graben auf die Landstraße schreiten sah. Er rief ihn zu sich, und in demselben Augenblicke klirrte Etwas auf dem Steinpflaster hin. Der Knabe tappte danach, bald faßte seine Hand den aus der Wagenachse vom Rade weggestoßenen Riegel, und schnell ging er damit auf den Reisenden zu, der, über den Fund nicht wenig erfreut, nun mit leichter Mühe den Wagen wieder in fahrbaren Stand setzte. Nach der Börse greifend, sprach er

zu dem Knaben: „Du hast mir einen großen Dienst geleistet; dafür nimmst Du wol ein Geschenk, nicht wahr, Kleiner?"

„O, mich hungert so! erwiederte Dieser, ich kann nicht mehr!" Er mußte sich am Wagen halten, wenn er nicht zusammen sinken wollte. „Ich habe, sprach der Reisende, nicht Zeit; wenn Du aber mit mir fahren willst, so ist im Wagen für Dich wol etwas Vorrath." Der Knabe kletterte schon am Wagen hinauf und rief: „O wie gern fahr' ich mit, und wär's auch noch so weit! Ich will artig und gehorsam sein, wenn mich nur die Mutter nicht wieder sieht." Diese Worte fielen dem Reisenden auf, und als der Knabe etwas Brot und Wein genossen hatte, während welcher Zeit sie schon eine gute Strecke weiter gekommen waren, fragte Jener: „Was hast Du denn mit Deiner Mutter?" und der Knabe erzählte seine Geschichte.

Am frühen Morgen hatte die Mutter ihm das jüngste Kind zur Aufsicht übergeben und dabei gesagt: sie werde schon rufen, wenn die Schulstunde schlage. Vor dem Hause spielte nun der Knabe mit arglosem Frohsinn um den Kleinen, als plötzlich die Mutter mit Hast aus der Thür trat und ihn schlug, weil er die Stunde verspielt habe. Sie

entriß ihm das Kind und stieß ihn scheltend fort. Weinend über diese Mishandlung, voll Angst über den Empfang des alten strengen Lehrers betritt der Knabe die Schule. Der Lehrer, mit den Kindern eben den Morgenchoral schließend, fährt ihn mit rauhen Worten an, ergreift den Stock und schlägt den Knaben, daß er jammernd niedersinkt. Ein Schrei ängstlicher Theilnahme entfährt den anderen Kindern, aber die gleich darauf folgende Todtenstille spricht deutlich genug die Furcht vor gleicher Behandlung aus, denn der Lehrer ruft: „Wer muckst hier? An der Strafe dieses Bösewichts spiegelt Euch! Trotz aller Vermahnungen, ordentlich jede Drohung und Züchtigung verhöhnend, kommt er heute wieder zu spät. Wo hast Du Dich wieder umher getrieben? Die Natterbrut ist nicht werth, daß wir sie länger hier dulden. Fort mit Dir in den Keller, und dann betrittst Du diese Schwelle nicht wieder!“ Damit ergreift er den schluchzenden Knaben, schleudert ihn aus dem Zimmer, und stößt ihn in den finstern Keller hinunter, wo der Arme, von der kalten feuchten Luft durchrieselt, niedersank und lange Zeit besinnungslos dalag.

Als er endlich aus seiner Ohnmacht erwachte, und in die ihn umgebende Finsterniß starrte, glaubte

er zu Hause im Bette zu liegen und in der Nacht, wie es ihm sonst wol begegnet war, aus einem Traume zu erwachen. Aber er fühlte bald den kalten Boden unter sich, seine tappende Hand ergriff eine schwere feuchte Scholle, und erschreckt die Hand zurückziehend, standen die Vorfälle dieses unglücklichen Morgens wieder lebendig vor seinen Augen. Die scheltende Mutter, der tobende Lehrer bewegten sich drohend vor ihm hin und wieder, und die furchtsamen Schulkinder sahen auf ihn mit unstäten Blicken. Da sprang er empor und erhub ein lautes Geschrei. Er krallte die Finger in die Mauer, er schlug mit geballten Händen gegen die Thür, er stemmte sich mit dem Rücken dagegen, während er in zorniger Angst mit den Füßen stampfte — aber es war Alles vergebens: es hörte ihn Keiner, Niemand kam, ihn zu erlösen. Da schlug er beide Hände vor das Gesicht, lehnte so den Kopf gegen die Thür und ein stilles Weinen rang sich los in einem unendlichen Thränenstrom. Zorn, Furcht, Verzweiflung löseten sich allmälig in der unschuldigen Knabenseele zu dem Entschluß auf, das älterliche Haus nicht wieder zu betreten und in die weite Welt zu laufen. Seine Thränen waren endlich gestillt, er richtete sich auf und sagte ruhig: „Wenn

ich nach Hause komme, so kann mich der Vater nicht schützen. Die Mutter schlägt mich gewiß todt, weil ich nicht wieder in die Schule kommen darf, und ich weiß doch nicht, was ich Böses gethan habe."

Jetzt vernahm er Fußtritte, die Thür ward aufgeschlossen und der Lehrer trat herein. „Das ist hier Deine letzte Strafe, sprach er mit scharfknarrendem Baß, nun geh nach Haus, und laß Dich vor mir nicht wieder sehn, und wenn Du nicht besser wirst in der Welt, so wirst Du noch oft an Deinen alten Lehrer, dem Du nicht folgen wolltest, mit Thränen denken müssen." Er begriff von dem Allen nichts, aber er wurde so gerührt, daß seine Thränen von Neuem hervordrangen. Er wollte dem Lehrer die Hand reichen und um Verzeihung bitten, Dieser aber schob ihn mit den Worten zur Thür hinaus: „Geh nur gleich! Du bist ein nichtsnutziger Bube." Da stieg der Knabe schnell die Treppe hinauf, wandte sich nach der Hinterthür des Hauses, die auf den Wall hinaus führte, und war, als der Lehrer ihn zurückrufen wollte, schon mit einem Sprunge auf dem Walle, und mit wenigen Schritten zum Stadtthor hinaus. Es war nun sein fester Vorsatz, in die Welt zu laufen, denn er hatte ja noch einmal

hören müssen, daß er die Schule nicht wieder betreten dürfe; seine stammelnde Bitte um Vergebung war rauh zurückgewiesen; er sah die zornige Mutter mit erhobner Hand vor sich stehn und hörte die heftigen Worte: ich bring' ihn um, den Jungen! ich schlag' ihn todt! und die kindliche Angst trieb ihn mit hochklopfender Brust in das nahe Kornfeld. In einer Furche des Feldes ging er gedankenlos fort; die hohen Halme rieselten eintönig über ihm zusammen; die bärtigen Ähren raschelten an Gesicht und Händen hin, daß er bald ganz betäubt wurde. Er mußte still stehn: es war ihm, als habe er noch keinen Schritt gethan und das ganze Kornfeld bewege sich mit ernstem Rauschen an ihm vorüber. Er wollte weiter, ins Freie, aber seine Kräfte hatten ihn verlassen. Ein leises, und dennoch alle Nerven ergreifendes Klingen und Zittern durchschauderte seinen ganzen Körper und er mußte sich niedersetzen. In wenigen Augenblicken sank auch sein Kopf schwer zurück und ein fester Schlaf erlösete den unglücklichen Knaben von allen Schrecken der nächst vergangenen Stunden, von der Hülflosigkeit der Gegenwart.

Ein fernes, den Boden erschütterndes Rasseln dröhnte schon lange und immer stärker in seinen

Schlummer herüber, endlich erschollen ein heftiger Krach und ein lauter Schrei fast zugleich, und nun erst erwachte der Knabe. Um ihn her war es dunkel, er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, um aus dem Kornfelde nach der Landstraße zu kommen. Nun aber vernahm er Hammerschläge, ging dem Tone nach, und bald stand er am Rande des Feldes, in der Nähe des umgeworfenen Wagens.

Der Reisende hatte schweigend der verwirrten Erzählung des Knaben zugehört und sprach endlich nach kurzem Nachsinnen: „Höre, wenn Du bei mir bleiben willst, wenn Du Dich gut hältst, soll es Dir an nichts fehlen. Wie heißest Du denn?" — „Eberhard Werner, und mein Vater ist Tischler." — „Du bleibst also bei mir?" — „O mit Freuden!" — „Nun gut! ich will es schon mit dem Vater ausmachen. Setze Dich nur in der Wagenecke recht fest und schlaf, Du wirst noch müde sein."

Es war wirklich des Reisenden Absicht, Eberhards Vater Nachricht von dem Knaben zu geben. Auf der eiligen Reise wollte sich jedoch hierzu keine Gelegenheit finden, und in den nachherigen Zerstreuungen wurde dieser Vorsatz um so schneller vergessen, als diesem Herrn überhaupt natürliche und bürgerliche Lebensverhältnisse nur dann nicht

gleichgültig waren, wenn er dabei zu verlieren fürchten mußte, denn er war eigentlich nichts weiter, als ein Spieler, und eben auf der Reise nach Karlsbad begriffen. Sein voriger Diener war ihm, wie es solchen Herren nicht selten begegnet, mit einer Summe Geldes entlaufen; denn da sie glauben, in ihren oft verwickelten Verhältnissen nur gewitzigte, verschlagene Menschen mit Vortheil gebrauchen zu können, so müssen sie sich schon gefallen lassen, diese Eigenschaften gelegentlich gegen sich selber geltend gemacht zu sehn. Der Reisende half daher einer augenblicklichen Verlegenheit ab, wenn er sich des Knaben annahm, der, in hübscher Livree sich etwas dünkend, zuthätig und gelehrig war. Sein Herr gab ihm den Namen Heinrich aus demselben Grunde, aus welchem Vornehme ihre Diener gewöhnlich Christian, Heinrich oder Friedrich zu taufen belieben, weil etwa der Vorige so hieß, ein andrer Name daher der bequemen Gewohnheit weichen muß. So besorgte denn Eberhard mit neuem Namen, in neuer Kleidung, in einer neuen Welt die Geschäfte seines Herrn, welche größten Theils nur darin bestanden, Billete an Herren und Damen zu bringen, Geld auszutragen und einzuholen und Bestellungen der verschiedensten Art auszurichten.

Auf der Reise der bunte Wechsel der Gegenden und Gegenstände, die wie Traumbilder vorüberzogen; in Karlsbad die fremde, glänzende Welt, der Reiz, die Neuheit seiner ganzen Umgebung, die in ihrem Reichthum und Schmuck so auffallend gegen die frühere Beschränktheit abstach, riefen in Heinrichs Jugendseele die alte kindliche Fröhlichkeit schnell genug wieder hervor. Bald schwächer und immer weniger beklommen dachte er daran, daß er Vater und Mutter verlassen habe. Daß sie seinetwegen wol betrübt sein müßten, konnte er sich gar nicht denken, denn jener in Angst und Noth seiner Einbildungskraft erschollne Ruf: „ich schlag' ihn todt, den Jungen!" hatte sich wie eine Riesenfaust seiner Brust eingekrallt: er hörte ihn überall und jedesmal, wenn er der Mutter gedachte, und die Eindrücke der Jugend sind zu stark, als daß selbst ein ganzes Leben lang genug wäre, sie zu vertilgen. Auch mußte sein Herr den Ältern ja längst Nachricht gegeben haben, er war daher ruhig und unbesorgt, und bald auch sollte jeder Gedanke der Art für lange Zeit verschwinden.

Unter den mancherlei Briefchen, die Heinrich auszutragen hatte, waren nämlich die meisten an eine alte Witwe gerichtet, die in einem der ansehnlichsten Häuser auf der Wiese einen vornehmen

Herrn und ein noch sehr junges Fräulein als Brunnengäste aufgenommen hatte. Sehr oft wurden diese Briefchen auch von Geschenken begleitet und dann war die Alte besonders freundlich, ohne Heinrichen jedoch ein Wort mehr zu sagen, als etwa: neun Uhr Abends, oder: morgen früh sieben Uhr. Dann konnte der unbefangene Bote wol bemerken, daß sein Herr genau um die bestimmte Zeit ganz verändert erschien: das sonst helle Haar, Backenbart und Augenbrauen waren in das glänzendste Schwarz umgezaubert; das bleiche Gesicht, von einem leisen bräunlichen Ton überflogen, schimmerte auf den Wangen in sanftem Roth. Die Kleidung unterschied sich ebenfalls von der sonst gewohnten: an die Stelle des leichten, eleganten Morgenanzuges, oder geschmackvoller Ballkleider hatte nun Alles und Jedes einen militärischen Schnitt, und in einen weiten Mantel gehüllt, den Federhut tief ins Gesicht gedrückt, verschwand der moderne Proteus unter der Thür der alten Witwe. Kam er dann wieder zurück, so war er gewöhnlich sehr verdrießlich, verschloß sich oft im Zimmer und war längere Zeit für keinen Menschen sichtbar.

So war das Ende der Brunnenzeit fast heran gerückt und es wurden schon einige Anstalten zu baldiger Abreise getroffen, als eines Abends ein

Mann in Reisekleidern erschien, der sich Sekretair Grüner nannte und sogleich zum Herrn geführt sein wollte. Das geschah, und Heinrich, welcher im Vorzimmer einige Sachen wegzuräumen hatte, vernahm deutlich, daß sein Herr dem eintretenden Sekretair Grüner entgegen rief: „Da ist ja der alte Fuchs! Gegen alles Erwarten kann ich nun doch der Hoffnung mich wieder überlassen.“ — „Ja wol, dachte Heinrich, sieht der Herr Grüner einem alten Fuchs ähnlicher, als einem ehrlichen Menschenkinde,“ denn das Geheimnißvolle, Lauernde, Scheue, im Gegensatz mit einem plötzlichen Aufdrängen, ja Zufahren in Grüners Benehmen hatten ihn beinahe erschreckt. Dieses, sowie die Anrede seines Herrn erweckten in dem arglosen Heinrich eine seltsame Unruhe: unwillkürlich fiel ihm die alte Witwe, das Fräulein und der vornehme Herr ein — es wäre ihm nicht möglich gewesen, das Vorzimmer zu verlassen und ohne sich davon einen Grund angeben zu können, oder überhaupt nur etwas deutlich zu denken, blieb er ganz nahe bei der Thür seines Herrn stehn, welcher nach einigen für Heinrich unverständlichen Hin- und Widerreden endlich laut ausrief: „Rede mir das nicht aus, Grüner! Du hast das Mädchen nicht gesehn; sie ist Tag und Nacht mein einziger Ge-

danke, und es muß ein Mittel geben zu ihrer Gunst." — „Auch Gewaltmittel?" fragte Grüner. „Gleichviel, gleichviel! entgegnete der Herr mit Heftigkeit, wenns nur zum Ziel meiner brennendsten Wünsche führt. O diesen aufblühenden Busen an meiner Brust, diesen zarten Leib von meinem Arm umschlossen, dieses lächelnde Auge schmachtend, hinsterbend unter der Glut meiner Küsse —" „Nu! nun freilich, wir wollen ja schon sehn, ich will's nur beschlafen," hörte Heinrich den Sekretair greinend antworten, und zugleich wurde die Thür geöffnet, daß Heinrich erschrocken sich im Winkel derselben verbarg. Der Sekretair trat heraus und ging ohne Heinrichen zu bemerken fort. Diesem aber lag die Frage: auch Gewaltmittel? und die Antwort: gleichviel, gleichviel! so schwer im Kopfe, daß er fast die ganze Nacht darüber schlaflos zubrachte, ohne eigentlich zu wissen, warum er immer an diese Worte denken mußte, warum er Mistrauen gegen seinen Herrn und Abscheu vor Grüner empfand, warum der Gedanke an das Fräulein ihn mit unendlicher Angst erfüllte. Hellere Jugendbildung, ein späteres Alter mit reicheren Erfahrungen würden diese Räthsel schnell gelöset und seinen Vorsätzen mehre Bestimmtheit und Sicherheit gewährt haben. So wie er

nun aber einmal war, beschloß er ohne weiteres Nachdenken kühn genug, das Fräulein wenigstens vor jeder Gefahr zu warnen, wenn es nicht in seinen Kräften stehe, sie zu retten. Darum schlich er unablässig um Grüner und seinen Herrn, suchte jedes Wörtchen zu erhaschen, alle ihm gewordene, sonst nicht vorgekommene Aufträge, so gut es gehn wollte, damit zu verbinden, um den Grünerschen Plan zu entschleiern und danach die Ausführbarkeit seines eignen Vorsatzes zu bestimmen. Der Zufall kam ihm zu Hülfe, da die Verschwornen sogleich die Nothwendigkeit erkannten, den kleinen Diener so weit zum Vertrauten machen zu müssen, daß er bei ihrem Vorhaben wenigstens nicht im Wege sei, und so war bald Heinrichs einzige Sorge nur die, was er nun eigentlich zu thun habe.

Grüner hatte, da kein gelinderes Mittel sich erfolgreich bewähren wollte, nichts geringeres als eine Entführung ausgesonnen, doch mit der Eigenthümlichkeit, daß der Vater des Fräuleins sich dem Mädchenräuber noch oben drein dankbar verpflichtet glauben sollte. Dieser Zweck war um so gewisser zu erreichen, als der Vater den Liebhaber seiner Tochter nur in der angebornen Gestalt, die Tochter dagegen nur in der angekünstelten kannte, und in Dieser sollte die Entführung gewagt werden.

Daher nahm der würdige Liebhaber jede Gelegenheit wahr, mit dem Vater zusammen zu treffen, zuerst versteckt, dann immer deutlicher von Gefahren zu sprechen, die besonders der schönen Tochter bei der Abreise über Eger nahe ständen. Der Vater drang natürlich auf Erklärung, die ihm um so nöthiger schien, je unbegreiflicher jede Gefahr für die eben erst dem Kindesalter entblühende Tochter sein mußte. Der Liebhaber sprach nun das Wort „Entführung" unumwunden aus, erzählte, wie der junge Fürstensohn der Comtesse schon längst sich zu nähern gesucht habe, wie seine Bewerbungen erfolglos geblieben, seine Leidenschaft dagegen so wenig unterdrückt sei, daß er beschlossen habe, mit Hülfe mehrer handfesten Leute bei der Abreise des Fräuleins der Kühnheit Glück in Anspruch zu nehmen. „Und woher, fragte der Vater betroffen, zweifelnd, gekränkt, daß seine Tochter die fürstlichen Bewerbungen ihm verborgen, woher wissen Sie das Alles?" Diese Frage wurde erwartet und deshalb stand Grüner nicht fern. „Obgleich Ihre Frage, sprach der Liebhaber scheinbar empfindlich, kein großes Vertrauen in meine wohlgemeinte Absicht bethätigt, so mag sie doch in Ihrer Lage natürlich und verzeihlich sein, und so stelle ich hier meinen Gewährsmann." Grüner wußte nun so

geheimnißvoll und doch mit so klaren Winken seine Verhältnisse, das Glück anzudeuten, wodurch er Mitwisser des Entführungsplanes geworden, daß der Vater überzeugt Beiden sein anscheinendes Mistrauen abbat, und seine Verlegenheit um ein Mittel äußerte, diesen Plan zu hintertreiben, ohne den kühnen Fürstensohn zu compromittiren. Ein solches Mittel war denn auch schon bereit: Der Vater mußte von seiner Abreise nach Eger überall reden, aber im Vertrauen merken lassen, daß er Gründe habe, seinen Weg nach Teplitz zu nehmen. Nichts sei dann gewisser, als daß der Fürst, dem dieser vertraute Entschluß schon zu Ohren kommen solle, den Weg nach Teplitz ebenfalls einschlagen werde, während der Vater wirklich nach Eger unterwegs sei. Für jeden möglichen Fall wollten aber die Theilnehmenden, da sie doch abreisen müßten, auf der Straße nach Eger zur Hülfe bereit sein, und so wurde denn die Reise auf die dritte Nacht festgesetzt, während man überall merken lassen wollte, daß sie erst auf den dieser Nacht folgenden Morgen bestimmt sei.

Am Abend vor der verhängnißvollen Nacht wurde nun ein Wagen, mit vier raschen Pferden bespannt, von einem tüchtigen Kutscher geführt, von zwei bewaffneten Reitern begleitet, auf die

Straße nach Eger geschickt. Die beiden Verschwornen versahen sich mit Waffen, auch Heinrich mußte geladene Pistolen zu sich stecken, sich zu Pferde setzen und mit den ebenfalls berittenen Glücksjägern dem Wagen folgen. Sie mochten etwa eine Stunde langsam fortgeritten sein, als Heinrich angewiesen wurde, hinter einem buschigen Hügel zu halten und genau auf jedes näher kommende Geräusch zu achten. Sobald er Wagengeroll vernehme, sollte er schnell den Weiterreitenden nachtraben und ihnen Kunde bringen.

Da hielt nun Heinrich mit hochklopfendem Herzen in der schweigenden Nacht, lange Zeit unschlüssig über sein Beginnen. Er griff nach den Pistolen und sagte zu sich selber: „Ob ich sie losfeuere? — Der Knall — was soll der? Wird mein Herr glauben, daß er verrathen sei und mich im Stiche lassend das Weite suchen? Oder er kann ihn auch für ein günstiges Zeichen halten, umkehren, und was dann?“ Er sollte nicht weiter über den Knalleffect nachdenken, denn jetzt rollte es ganz in der Ferne wie ein Wagen und Heinrich, als ob er verrathen sei, verbarg eilfertig seine Pistolen, indem er zugleich mechanisch sein Pferd antrieb. Er ritt zurück, bald unterschied er deutlich den schnell heranfahrenden Wagen, und je näher dieser kam,

desto eifriger trieb er sein Pferd an, welches nun in raschem Trabe den Wagen, den wirklich erwarteten, erreichte. Heinrich näherte sich dem Kutscher, rief ihm Halt! zu; Dieser, die Stimme kennend, hielt die Pferde an und fragte besorgt: „Was gibts?“ Aber Heinrich wandte sich an den Kutschenschlag mit den Worten: „Mein Herr läßt inständigst bitten, sogleich umzukehren, Sie sind verrathen.“ Er wartete die Antwort nicht ab, wandte sein Pferd, ritt schnell seinem Herrn nach, und trieb es zu noch stärkerm Trab an, als er einmal umschauend bemerkte, daß der Wagen wirklich umgekehrt sei. Er mußte sich über sich selber wundern, da er noch neben dem Kutscher haltend nicht das Geringste von dem wußte, was er dem Herrn eigentlich sagen wolle, und es befiel ihn einige Angst, wie er nun bei seinem Herrn zurechtkommen werde. Indessen, als er Diesen eingeholt hatte, faßte er sich bald und meldete: als er Wagengeroll vernommen, sei er schon im Begriff gewesen, schnell herzureiten. Da habe er bemerken müssen, daß der Wagen plötzlich ablenkend einen Seitenweg einschlage. Er habe dem Kutscher zugerufen, dieser aber, wahrscheinlich in der Meinung, daß sein Zuruf nur eine Falle sei, habe die Pferde zum schnellsten Trab angetrieben und sei ihm bald

aus dem Gesicht gewesen. „Verdammter Irrthum!“ knirschte der Herr und hatte Lust, dem Heinrich eine Ohrfeige zu geben; aber Grüner lachte laut auf und sagte: „Hin ist hin! Um unsern Plan ist es schade, gewiß! er war zu fein angelegt.“ — „Was aber zu thun?“ fragte der Herr noch immer zornig. „Nichts! entgegnete Grüner kalt, nichts, als unser ordinäres Gesicht und Haar wieder herstellen, und die Reise fortsetzen, denn in Karlsbad haben wir nichts mehr verloren. Übrigens ist die Erde rund und Zeit bringt Rosen — ich will sagen, das schöne Püppchen ist noch nicht so sicher, als es wol jetzt im erleichterten Herzchen träumen mag.“

So wurde denn die Reise wirklich fortgesetzt, und Wien nach etlichen Tagen bei zunehmender Dämmerung erreicht. Aber es schien, als sollte diese Stadt noch nicht das Ziel sein: die Reisenden eilten vielmehr durch eine Vorstadt, schlugen dann eine ziemlich verfallene Straße, welche sich zwischen Gärten und unbebauten Plätzen hinzog, ein und gelangten endlich an eine Gartenmauer, wo neben Gestrüpp und wild durch einander rankendem Gebüsch Halt gemacht wurde. Grüner bog das Gebüsch zurück, zog an einer Klingel und bald wurde die versteckte Thür geöffnet. Man ging unter alten

Fruchtbäumen einem Hause zu, neben welchem sich ein Ziehbrunnen befand. So unansehnlich das Äußere des Hauses ließ, so bequem war die innere Einrichtung. In manchen Zimmern wurde sogar eine gewisse Zierlichkeit und Eleganz sichtbar, welche die Vermuthung erwecken konnten, als werde dieser Theil des Hauses von einem Frauenzimmer bewohnt. Indessen konnte Heinrich nichts weiter entdecken, als eine rüstige Frau von einigem Umfange, deren Bewegungen, deren Stimme so unweiblich waren, daß man sie wol derb nennen und der Versuchung nicht widerstehn konnte, die ganze Erscheinung für einen Mann anzusprechen. Sie wurde Frau Laylie genannt und nach dem Schlüsselbunde zu urtheilen, welches ihr auf der rechten Hüfte rasselte, mußte sie etwa die Hausverwalterin sein.

Am nächsten Morgen sagte der Herr zu Heinrich: „Ich habe mit dem Sekretair Grüner eine nothwendige Reise zu machen, wo wir Deiner nicht bedürfen. Wir werden vielleicht erst nach einigen Wochen zurückkehren, indeß magst Du hier bleiben und der Frau Laylie in Haus und Garten behülflich sein. Besonders ist Dir die Gartenthür anvertraut: nur wenn dreimal und nach kurzer Pause noch einmal geschellt wird, öffnest Du

die Thür, sonst aber auf keinen Fall, hörst Du? Gib genau Acht! Wird in andrer Weise die Klingel gezogen, so gibst Du schnell der Frau Laylie Nachricht und thust dann, was sie anordnen wird. Du wirst bequeme Tage haben, hüte Dich aber, daß ich keine Klagen bei meiner Wiederkunft hören muß, und noch einmal — höre genau nach der Klingel!" Diese Anrede klang Heinrichen wol größtentheils fremd, indessen versprach er dem Herrn doch Gehorsam und Aufmerksamkeit, worauf Dieser mit Grüner Haus und Garten zu Fuß verließ.

Wirklich hatte Heinrich ganz gute Tage. Die kleinen Dienste in Haus und Garten nahmen nur wenige Stunden hin, und die übrige Zeit kümmerte sich kein Mensch um ihn. Er war daher fast ganz sich selber überlassen, und da er nicht wußte, was er anfangen sollte, so verfiel er darauf, jeden Winkel des Hauses und der Umgebung durchzustören. So war ihm eines Nachmittags der alte Brunnen vor dem Hause besonders deshalb aufgefallen, weil er gar nicht benutzt wurde, gleichwol aber ein blendend weißer Eimer beständig über ihm hing. Heinrich blickte lange in die dunkle, bodenlos scheinende Tiefe hinab; er lehnte sich so weit er konnte über die Einfassung, aber es war ihm nicht möglich,

eine Spur von Wasser zu entdecken. Er warf einen Stein hinab und hörte bald einen dumpfen Schall, wie wenn der Stein auf ein hohl liegendes Brett gefallen wäre. Heinrichen wurde nicht Zeit gelassen, weitere Versuche und Untersuchungen anzustellen, denn eben jetzt erklang die Schelle der Pforte. Sie wurde richtig dreimal und nach kurzer Pause noch einmal angezogen, es war also kein Zweifel, daß ein Befreundeter des Herrn, wenn Dieser nicht etwa selber, Einlaß begehre. Hurtig lief Heinrich nach der Gartenthür, öffnete, und herein traten zwei Männer, die ihn kopfnickend grüßten und schweigend dem Hause zugingen.

Wer waren Diese? Warum sprachen sie nicht? Was wollen sie hier? Sollte Heinrich ihnen folgen, oder zurückbleiben? Diese Fragen durchkreuzten lange seinen Kopf, bis er endlich beschloß, die Fremdlinge genau zu beobachten. Er schlich daher ins Haus, guckte durch alle Schlüssellöcher, lauschte vor allen Thüren — aber überall war es ruhig und Frau Laylie saß allein in ihrem Stübchen hinter dem Spinnrocken. „Nun, die Erde kann sie doch nicht verschlungen haben!“ dachte Heinrich, indem er durch ein trübes Dachfenster in den dämmernden Garten hinabsah. Wirklich aber mußten die Männer in eigenthümlichen Verhält-

nissen zu der Unterwelt stehn, denn Heinrich mochte sich kaum recht umgesehn haben, so stieg zu seiner Verwunderung einer der Männer aus der Erde hervor. Der Andre folgte, dem Ersten einen Packen oder Beutel hinaufreichend, welchen Dieser mit einiger Anstrengung zu heben schien. Nun aber belferte die Frau Laylie auf dem Hausflur: „Heinrich! Heinrich! Wo steckt denn der Schlingel schon wieder?“ Heinrich rannte hinunter und Frau Laylie stieß ihn ungestüm und scheltend nach der Hausthür: „Öffne den Herren die Pforte, Du Grützkopf, und sei mir künftig besser zur Hand, oder es geht nicht gut!“ Heinrich stolperte hinaus: die beiden Männer standen schon wartend an der Pforte, er öffnete, und sie waren längst fort, als Heinrich noch immer nachsinnend dastand, und bedenklich nach dem Brunnen hinüberschielte. „Wenn's nur erst ganz dunkel wäre! sprach er. Aus all dem Geheimnißvollen, was meinen Herrn umgibt, hat noch nichts Gutes hervorgeblickt, und so mag's auch mit dem Brunnen da schlimm genug aussehn. Der Sekretair Grüner ist ein Schleicher, die Frau Laylie ein wüstes Weib, und die beiden stummen Männer, die während ihres Aufenthaltes hier unsichtbar waren, haben gewiß da unten gesteckt und Gott weiß was getrieben. Ich muß dazwischen herum-

gehn, wie verrathen und verkauft. Der Herr kehrt in wenigen Tagen zurück, vielleicht soll ich dann wieder an einem Abenteuer helfen, wie das mit dem Fräulein, und am Ende komm ich nicht so gut davon. Wenn's nur erst dunkel ist, so steige ich in den Brunnen; was da drinnen ist, muß ich erst wissen, und dann geh ich heimlich davon."

Unter dergleichen Betrachtungen, die jedesmal in den Refrain: „und dann geh ich heimlich davon!" ausliefen, war es wirklich dunkel geworden; die Wirthschafterin hatte sich wieder hinter den Spinnrocken zurückgezogen, und Heinrich glaubte nun ganz sicher seine unterirdische Fahrt beginnen zu können. Zuerst versuchte er die Leiter, welche die Männer herausgezogen hatten, wieder in den Brunnen hinabzulassen und als ihm dieses nach einiger Anstrengung gelungen war, holte er Feuerzeug und eine Laterne herbei, stieg, um jeder Entdeckung auszuweichen, erst im Finstern einige Leiterstufen hinab und zündete dann sein Licht an. Im Grunde des Brunnens führte ein schmaler und niedriger Gang seitwärts einige Schritte unter der Erde hin vor eine unverschlossene Thür, und Heinrich zauderte vor derselben, überlegend, ob er hineingehe, oder lieber wieder umkehre. „Da du, sprach er zu sich selber, doch einmal

beschlossen hast, davon zu gehn, was hilft's, ob du weißt, was hinter dieser Thür verborgen ist?" Zum Theil gab ihm die Furcht diesen Gedanken ein: manche Geschichten von Räuberhöhlen und Mördergruben, von Geistern und Gespenstern kamen in sein junges Gedächtniß zurück, und wirklich überliefen ihn bald nachzitternde Schauer so stark, daß er umkehren und eiligst das Weite suchen wollte. In der Angst aber hatte er die Thür aufgestoßen und sein Auge starrte beim ungewissen Laternenlicht in ein geräumiges Gemach. Stühle und Tische standen umher und auf den Letzteren schimmerten schöne Gefäße. Da flüsterte ihm die Neugier zu, daß die Stunde der Gespenster noch weit entfernt sei, und wenn er auch sein Glück weiter in der Welt versuchen wolle, so könne man doch nicht wissen, ob die Kenntniß dieses unterirdischen Raumes ihm nicht früh oder spät nützlich sei, und so schritt Heinrich denn beherzt in das Gemach, in dessen Hintergrund eine Treppe nach oben ging.

Es schien, als befinde er sich in der Werkstätte eines Metallarbeiters: er fand manche ihm fremde Geräthschaften, daneben Feilen, Schraubstöcke, mehre Arten Metalle, Stempel und dergleichen, ohne daß er zu begreifen vermochte, zu welchem Zweck das

Alles dienen sollte. Endlich hob er den Deckel eines Gefäßes ab, und wie mußte der junge Mensch nicht erstaunen, als dasselbe mit dem glänzendsten Silbergelde bis zum Rande gefüllt war. „Warum lassen die Könige denn das Geld so heimlich machen?“ dachte Heinrich, aber zugleich fiel ihm eine Geschichte wieder ein, die sein Vater oft zu erzählen pflegte. „Das sind hier wol gar Falschmünzer!“ rief Heinrich und zuckte mit der rechten Hand so stark, daß die Laterne zu Boden fiel und das Licht erlosch. Er wollte schnell die Laterne auffassen, aber der Schreck zog ihn nieder und er lag lange Zeit ohne Besinnung.

Indessen hatte die Frau Laylie schon mehrmals im Hause gerufen, denn die Pfortenglocke war geläutet. Als Heinrich nicht erschien, lief die Wirthschafterin von Kammer zu Kammer, von Zimmer zu Zimmer, und da ihr Suchen und Rufen überall vergebens war, in den Garten. Aber auch hier war Heinrich nicht zu finden und sie mußte nur selber die Pforte öffnen, denn wiederholtes Schellen kündete deutlich genug die Ungeduld des Einlaßbegehrenden an. Dieser war der Herr selber, der, verwundert, die Pforte von der Wirthschafterin geöffnet zu sehn, hastig fragte: „Wo ist Heinrich?“ Unmuthig versetzte die Frau

Laylie: „Ich weiß nicht, was dem Esel heut' im Kopfe stecken mag; ich hab' ihn schon lange gesucht, aber vergebens.“ „Er wird doch nicht —!“ rief der Herr, wie wenn Furcht und Zorn zugleich in ihm aufstiegen, aber er besann sich schnell und fragte gelassener: „Schon überall gesucht?“ „Nun, da unten, meinte Frau Laylie, kann er doch nicht sein.“ „Wer weiß, wer weiß!“ entgegnete der Herr, indem er rasch nach dem Hause zueilte und nach Licht rief.

Heinrich hatte sich aus seiner Betäubung wieder aufgerafft, und bei wiederkehrender Besinnung war ihm eingefallen, daß er sich schnell wieder Licht verschaffen könne. Bald auch fand er bei dem aufglimmenden Schwefelfaden die verlorne Laterne, und kaum war das Licht angezündet, als er Geräusch vernahm. Er konnte Fußtritte über sich unterscheiden und hörte Schlüsselgerassel. „Das ist die Frau Wirthschafterin Laylie!“ dachte Heinrich, wenn die mich hier findet, so erfährt mein Herr Alles und ich bin verloren.“ Er eilte mit möglichster Schnelle durch den schmalen Gang und kletterte hastig die Leiter empor. „Hier ist nun meines Bleibens nicht länger und wenn ich auch gern wollte, sprach er und ging auf die Gartenmauer zu. Es ist auch wol gut, daß ich von

diesen Menschen fortkomme, denn das nimmt gewiß kein gutes Ende mit ihrem Treiben und dann heißt es wol gar, mit gegangen mit gehangen.“ Als er einen Apfelbaum bei der Pforte erreicht hatte, löschte er das Licht aus, warf die Laterne von sich, kletterte am Baum empor und es gelang ihm, von einem Ast auf die Mauer zu kommen. Das Gebüsch außerhalb der Pforte diente ihm, sich auf der andern Seite der Mauer herabzulassen, und mit hier und dort zerrissenen Kleidern, mit zerfetztem Gesicht und geschundenen Händen eilte er tiefaufathmend vor Freude über die errungene Freiheit, und doch nicht ohne Furcht wieder ertappt zu werden, auf der Landstraße fort durch die sternenlose Nacht.

Der junge Freiherr Bonafort wollte das aus der Ferne herüberschimmernde Schloß noch vor einbrechender Nacht erreichen und ritt daher schnell auf der Landstraße fort. Der Eigenthümer des Schlosses war ihm befreundet und verwandt, und hatte ihn eingeladen, den Frühling auf seinem Gute zu genießen. „Auch meine Leonore, schrieb der Graf, wünscht den Gespielen ihrer Kindheit, den sie, obgleich er gegenwärtig Hauptmann sei,

sich immer noch als einen Knaben vorstellen müsse, wieder zu sehn, um sich zu überzeugen, daß er eben sowol herangewachsen sei, wie andere Kinder."

Dem Hauptmann ging es mit Fräulein Leonore nicht besser, und er mußte sich gestehn, daß ihn mehr die durch ihren Wunsch erweckte Neugierde, als die väterliche Einladung auf das Landgut hinaustrieb. Er fand bei seiner Ankunft einen Baron Seewald, mit dem er früher eine flüchtige Bekanntschaft unterhalten hatte, und Diesen hier zu treffen, mit Auszeichnung behandelt zu sehn, verstimmte ihn, denn Seewald gehörte zu den Menschen, gegen welche Bonafort, ohne deshalb einen besonderen Grund anführen zu können, die größte Gleichgültigkeit, ja, eine gewisse Abneigung empfand. Diese verstärkte sich hier fast plötzlich, da sie in geradem Widerspruch mit dem freudigen Erstaunen über Leonorens Erscheinung stand. Wie sie in ihm einen Knaben, so hatte er in ihr immer noch das kleine Mädchen gesehen, mit dem er Stunden lang im Garten gespielt, — und nun stand eine schlanke, blühende Jungfrau vor ihm, und dieses schöne Mädchen wurde von Seewald mit einer Aufmerksamkeit behandelt, die ein näheres freundschaftliches Verhältniß voraussetzen ließ.

Indessen wurde dem jungen Mann nicht Zeit

gelassen, sich langen Grübeleien hinzugeben, denn bald nach den ersten Begrüßungen zog ihn der Graf neben sich. „Sie kommen, sprach er, hier in das Getümmel einer Schlacht. Ich kämpfe mit dem Freunde Seewald schon eine gute Zeit gegen den Eigensinn meiner Leonore, ohne daß es uns bis jetzt gelungen wäre, sie zu überzeugen."

„Ich darf Sie, lieber Bonafort, fiel Leonore ein, nur dreist zum Schiedsrichter aufrufen, da die Veranlassung des Streites zu einfach ist, als daß eine Entscheidung zu meinen Gunsten großen Schwierigkeiten unterliegen könnte."

„Gut! sprach der Vater mit Eifer. Die Sache ist allerdings nur sehr einfach: indessen so auf ein Mal von allen städtischen Convenienzen losgerissen, können wir uns auf dem Lande nicht sogleich an die Natur, den Frühling, die Blumen, den Vogelgesang, den blauen Himmel gewöhnen. Der Sämann auf dem Felde, der Hirt auf der Wiese sind uns fremder, als ein Kammerherr in der Antichambre, oder ein Präsident auf dem Divan. Ein liebeseufzender Major steht unsrer Vorstellung näher, als ein heirathslustiger Großknecht. Wir ergreifen daher auch die gewöhnlichsten Dinge mit Lebhaftigkeit, wenn sie uns nur entfernt an jenes städtische Leben erinnern, und so ist denn der

Gegenstand unseres Kampfes nichts Geringeres, als der Liebeshandel einer Kammerjungfer."

„Erlauben Sie mir fortzufahren, lieber Vater! rief Leonore. Ihrer freundlichen Laune gefällt es, ein Vexirspiegel vom Gegenstand unserer Debatten zu sein. Meine Marie ist die funfzehnjährige Tochter eines hier im Orte lebenden Zimmermannes. Sein guter Verstand, ein braver, schlichter Sinn und das Beispiel von Häuslichkeit und Thätigkeit, welches die Mutter ohne Lärm und Anmaßung gab, waren die Erzieher des einzigen Kindes, und da der Himmel diesem Mädchen die gutmüthigste Empfänglichkeit nicht versagte, so haben die alten Leute die größte Freude an der klugen und sittsamen Maria. Nun hat es mir oft Zeitvertreib und Vergnügen gewährt, in die Haushaltungen solcher Menschen, die wir gewöhnlich gar nicht kennen, deren Thun und Lassen wir daher oft ganz falsch beurtheilen, einen tieferen Blick zu werfen, und da konnte mir die blühende Zimmermannstochter nicht fremd bleiben. Ich glaubte Anlagen zu finden, die, gehörig geleitet, ihrer Thätigkeit eine noch bessere Richtung geben müßten, und es bedurfte nur weniger Worte, so überließ das geschmeichelte Vatergefühl, der Ehrgeiz der Mutter mir gern die Tochter. Allein, so wenig

Marie in ihren Besuchen des älterlichen Hauses beschränkt wurde, so vermißten doch die Alten sehr bald das Töchterchen hier und dort und überall. Dazu gesellte sich der schon lange Jahre gehegte Wunsch nach einem Sohne, das Einzige, was die Behaglichkeit ihres Stilllebens dann und wann mit einem stummen Gram beschattete. Nichts konnte daher den guten Leuten willkommener sein, als daß sich der Sohn eines entfernten Verwandten bei ihnen einfand, und der rührige Bursche wußte sich so schnell in die Ordnung, die Gewohnheiten und kleinen Launen der Alten zu schicken, daß Diese ein neues Leben zu führen glauben, ohne das alte zu vermissen. Eben so wenig empfinden sie es nun schmerzhaft, ihre Tochter nur an bestimmten Tagen zu sehen, welche dann aber dem Hause, den Gesichtern der Alten ordentlich ein festliches Ansehn geben. Die fröhlichen Kinder wissen mit allerlei Spielen und Erzählungen, mit Scherzen und Singen die Alten so sehr einzunehmen, daß sie in ihre eigne Jugend sich versetzt sehen, und, wie es bei alten Leuten gewöhnlich ist, sich selber im Spiegel der Kinder als Braut und Bräutigam wiederfinden."

„Ja, ja! rief der Graf, so sieht freilich die Geschichte ganz unschuldig aus, und Sie, mein

Freund, werden kaum begreifen, wie man nur darüber zanken kann. Aber, erstlich: hat es mir nie gefallen wollen, daß Fräulein Leonore ein Mädchen aus der nächsten Umgebung gewissermaßen als Adoptivtochter zu sich nahm. Wir sind dann immer in den Fall gesetzt, das Schicksal bei solchen Leuten zu spielen, und da wir, wie meine Widersacherin selbst eingeräumt hat, die Bedürfnisse dieser Menschen gar nicht so genau kennen, sie oft falsch beurtheilen; da wir ferner selbst unter einem Schicksale stehen, so verwickeln wir uns fast unausbleiblich in Händel und Verdrießlichkeiten, die manchmal ernsthaft genug sind."

„Es ist indeß, warf Bonafort noch etwas schüchtern ein, es ist wol ein schönes Eigenthum der Frauen, sich in dieser Weise einen wohlthätigen Wirkungskreis zu bilden, und wir dürfen auch das Gute nicht verkennen, welches häufig daraus hervorgeht."

„Zweitens —" wollte der Graf, den Einwurf ignorirend, fortfahren, als Seewald sich gedrungen fühlte, seine eigne Ansicht auszusprechen. „Mich dünkt, hub er an, die Sache bedarf kaum einer Erörterung, da wir im Grunde doch wol einig sind. Wenn man sich einer Person niederen Standes annimmt, so geschieht das keineswegs unter

der Verpflichtung, ihr besondere Opfer zu bringen, oder sich Zeit Lebens an ihr Wohl und Wehe zu fesseln und in Noth und Tod ihr Schützer und Helfer zu sein: vielmehr tritt hier ganz natürlich das hergebrachte, selbst gesetzlich geordnete Verhältniß des Herrn zum Diener ein. Bedürfen wir des Menschen nicht weiter, wird er uns zur Last, oder machen es sonstige Umstände nothwendig, nun! so wird er entlassen. Für seine Dienstleistungen ist er belohnt, und mit dem Ende derselben hört jede Verpflichtung auf."

„Das Verhältniß ist hier nur ein anderes! erwiederte Leonore mit einiger Empfindlichkeit. Ich würde die gute Marie nur in dem einzigen Fall entfernen, wenn sie der Sorge, die ich für sie übernahm, sich unwürdig zeigen könnte."

„Und immer, wandte der Vater ein, würde noch auszumitteln bleiben, ob wir in einem solchen Falle nicht einen Theil der Schuld trügen."

„Auf die Weise, sprach Bonafort lebhaft dazwischen, auf die Weise wäre das Leben aber fast eine Unmöglichkeit! Der Gesellschaft können und sollen wir uns nicht entziehen: eine Folge davon ist, daß wir mit den Anderen wandeln und handeln und auf den mannichfachsten Wegen verkehren müssen, und was Gutes oder Schlimmes daraus

hervorgeht, wer weiß das immer so genau zu berechnen?"

„Wir konnten in unserm Falle die Marie nur lassen, wo sie war! entgegnete der Graf. Denn um auf meinen zweiten und wichtigsten Punkt zu kommen, so werden Sie schon errathen haben, daß sich unter den jungen Leuten ein Liebesverhältniß entwickelt hat. Wir sind daher schon genöthigt, unsre Sorge und Aufmerksamkeit nun auch auf den Burschen auszudehnen, wenn wir nicht etwa, was leicht gesagt, aber schwer gethan ist, der Liebe dieser Kinder einen Damm entgegen setzen wollen. Und wer weiß, was nun alles an Menschen und Begebenheiten sich einstellt, unser Sommerleben auf dem Lande zu beschränken, den Residenzwinter unangenehm zu stören! Was sollen wir mit dem Menschen anfangen? Der alte Vetter entdeckt einen tüchtigen Zimmermann in ihm; die Frau Base sagt, es stecke ein guter Schreiber oder Verwalter in dem Jungen; die kleine verliebte Marie hat die Überzeugung, er sei ein anschlägiger Kopf und könne gar studiren; Leonore theilt diese Überzeugung gewissermaßen und denkt, er müsse zu einem Secretair oder dergleichen schon heranzubilden sein. So gehen die Menschen nur von ihren Neigungen aus, und wenn ich der meinigen ebenfalls gedenken

soll, so glaube ich, der Junge könnte ein guter Soldat werden, denn ich habe mir in meiner militärischen Laufbahn einen sichern Takt erworben, und kann es einem Menschen gleich an der Nase absehen, ob sie für den Pulvergeruch richtig construirt ist."

„Und die Neigung des Knaben?" fragte Bonafort.

„Die kennen wir eben nicht! antwortete der Graf lächelnd. Doch es ist schon spät! Ich denke, wir trennen uns, und suchen bei der Ruhe der Nacht ein Auskunftsmittel in dieser so höchst wichtigen Angelegenheit zu gewinnen."

Er verließ mit Leonoren das Zimmer. Seewald hatte diesem ganzen Gespräche längst mit innerem Verdrusse zugehört. Seine Einbildungskraft, aufgeregt durch den Eifer, sich dem Grafen und Leonoren immer mehr unentbehrlich zu machen, stellte die feinsten Situationen aus den Winterlustbarkeiten der Residenz mitten in den Frühlingsgarten des gräflichen Landhauses als ein Luftschloß genußreicher Gegenwart und glänzender Zukunft hinein. Und nun nöthigte man ihn ohne Weiteres an einem Streite Theil zu nehmen, den er im Stillen trivial schelten mußte. „Das Mädchen soll, sprach er zu Bonafort, wirklich mit einiger

Schönheit ganz gute Eigenschaften verbinden. Da jedoch der Graf, ohne widerlegt zu sein, die Nachtheile gezeigt hat, welche die zu große Theilnahme an dem Schicksale geringerer Personen begleiten, so scheint mir nichts leichter und angemessener, als das Mädchen wieder in die alten Verhältnisse zurück zu führen, so kann sie, so mögen die Ihrigen ihr ferneres Wohl und Wehe selber bestimmen; ihre Herrschaft ist jeder Verantwortung entbunden und Allen ist geholfen."

Die eintretenden Diener, welche die Fremden nach ihren Zimmern zu begleiten kamen, machten weiterer Erörterung ein Ende. Man trennte sich und Bonafort verweilte noch lange Zeit gedankenvoll an seinem Fenster, in den mondbeleuchteten Garten hinunterblickend.

Die Blumenterrasse, welche das Schloß sanft empor trug, verlor sich unten in einen grünen Plan, von Bäumen und Gebüschen eingefaßt. Dem Portal gegenüber öffnete sich diese Einfassung wie eine tiefe Schlucht. Ein schimmernder Teich, auf welchem Schwäne hinruderten, wurde sichtbar und vom jenseitigen Ufer ragte die kleine Dorfkirche empor. Bonafort kannte jeden Baum, kein Busch war ihm fremd, denn wie oft hatte der Knabe mit Leonore hier gespielt! — Jene Mauernische

war eine Räuberhöhle: Bonafort lauerte versteckt darin, bis die Königstochter Leonore, von ihrem Gefolge verlassen, im Walde verirrt, mit ängstlichen Schritten vorübertrippelte, und von dem hervorstürzenden kleinen Räuber mit rauhem Geschrei ergriffen und fortgeführt wurde. — Dieser Eichbaum war ein Feenpalast: Leonore lag schlummernd auf dem grünen Rasensitze; Ritter Bonafort, auf einem Steckenpferde, mit hölzernem Degen, trabt daher, und, die Schlafende gewahrend, will er sie entführen. Da springt sie auf, breitet ein Tüchlein über ihn aus und er ist plötzlich in ein Schoßhündchen verwandelt, welches die mächtige Fee an seidnem Bande fortzerrt. — Dann wieder spielte die Schäferin Leonore mit den Lämmern auf dem grünen Plan, und der Fischer Bonafort kam vom Teiche herüber. Auf einem Brettchen trug er einen großen Tannzapfen als Goldfisch in der Mitte eines Blumenkranzes. Er setzte den Kranz der Schäferin auf das Lockenköpfchen und überreichte ihr den Goldfisch: aber, sowie sie diesen berührte, war er in ein Scepter verwandelt, der Kranz eine Krone, das Brettchen ein goldner Wagen, und die Lämmer waren ein Postzug muthiger Schimmel geworden. Das Schloßportal öffnete sich, die Wärterin trat als Hofdame heraus,

führte Prinz und Prinzessin zur Abendtafel und dann zu Bette.

Bonafort mußte lächeln, wenn es ihm auf Augenblicke schien, als hüpfe das Prinzenpaar aus den Mondstralen wieder hervor und wandle über den Plan dem Schlosse zu. Es lag eine stille Abendluft, ein sanftes Mondlicht auf dem Reiche der Kinderträume, aber es war Alles so fern. Jahre waren vergangen: er hatte dies Reich und Leonore nicht gesehn; in der militärischen Laufbahn waren sie oft seinem Gedächtnisse entschwunden. Jetzt, wo sie wieder auf ihn zutraten, jetzt war Alles anders geworden. Jenes Kinderreich ging nur wie ein flüchtiges Wolkenbild am Sternenhimmel seiner Erinnerung vorüber, und von Leonore trennten ihn Schranken, die er anerkennen mußte, wenn er auch lebhaft das Unbehagliche derselben fühlte.

Tiefbewegt wollte Bonafort eben vom Fenster zurücktreten, als er unter den Bäumen eine weiße Gestalt hinwandeln sah, in welcher er bald Leonore zu erkennen glaubte. Sie ging auf die Eiche zu, welche so oft einen Feenpalast vorstellen mußte, und ließ sich auf den Rasen nieder. In diesem Augenblicke waren Vergangenheit und Gegenwart so völlig in Eins verschmolzen, daß Bonafort schon

im Begriff war, als kühner Ritter, ohne zu bedenken, wie lästig ihm jetzt die Rolle eines gefesselten Schoßhündchens werden müßte, hinunter zu eilen, als eine Männergestalt sich dem Rasensitze näherte. Bonafort glaubte deutlich zu sehen, wie das Mädchen erwartungsvoll ihre Arme gegen den Mann, welcher kein Andrer als Seewald sein konnte, ausbreitete, und von kaltem Schauer durchrieselt, fand er nun Vermuthungen bestätigt, die sich ihm schon beim Eintritt in das Schloß aufgedrungen hatten. Seewald war der Geliebte, vielleicht schon Verlobte Leonorens, die eben noch so vertraulich als die schönste Feenkönigin vor Bonaforts Blicken stand. Alle diese Träume wurden nun zerrissen; die Abneigung gegen Seewald trat schroffer hervor; Leonore verschwand ihm mit einem Mal wie eine völlig Unbekannte, die im Gedräng an ihm vorüberstreifend sich spurlos verlor, und mit tausend Zweifeln und Entschlüssen trat er vom Fenster zurück.

Aber dem Baron erging es noch schlimmer. Er hatte Marie noch nicht gesehn, wol aber gehört, daß sie mit ihrem blauäugigen Schelmengesichtchen ein ganz allerliebstes Mädchen sei, und da es einer von den Hauptzwecken seines Daseins war, mit schönen Mädchen in bestmöglichsten Ver-

hältnissen zu stehn; da seine Bewerbungen um Leonore ihn nur langsam dem Ziele seine Wünsche zuführten, also noch Zeit genug zu einer die Frühlingslangeweile angenehm bemäntelnden Episode übrig blieb, so war er bisher eifrig bemüht gewesen, Marie ihren alten Verhältnissen wieder zu geben, wo es ihm dann offenbar leichter werden mußte, eine bukolische Liebhaberei anzuknüpfen. Auf seinem Zimmer wollt' er sich noch einige Plänchen recht durchdenken, als er vom Garten herauf leise Gesangstöne vernahm. Bald sah er dieselbe weiße Gestalt, in welcher Bonafort das Fräulein erkennen wollte, unter den Bäumen hinwandeln. Er eilte aus dem Schlosse, nichts weniger im Kopfe, als ein Stelldichein ohne Verabredung, welches die Göttin des Glücks oder der Liebe nicht herrlicher und unerwarteter ihm schenken konnte. Freilich sah er sogleich, daß nicht Leonore, sondern ein ihm völlig unbekanntes Mädchen unter dem Baume saß. Vielleicht war es Marie, und wie er sonst Manches mit den Freiheiten der großen Welt zu entschuldigen, wenn nicht zu rechtfertigen wußte, so sollte sein jetziges Abenteuer, es mochte nun ausfallen, wie es wollte, auf ländliche Frühlingsungezwungenheit sich stützen. Er ging daher rasch auf das Mädchen zu, welches, ihn

verkennend, die Arme ausbreitete und vernehmlich flüsterte: „Wie lange muß ich auf Dich warten, böser Junge!“ Seewald wollte ihren Irrthum, die Überraschung, das Schattendunkel benutzen, und, da er sich im schlimmsten Falle ebensowol mit einem Irrthum entschuldigen konnte, das schöne Mädchen umarmen, als er ziemlich unsanft von hinten angepackt und: „Verwegener Schelm!“ angeschrien wurde. Er strauchelte, fiel und streifte die Stirn so scharf über eine Baumwurzel hin, daß Blutstropfen hervor drangen. Zornig raffte er sich auf, aber der Thäter wie das Mädchen waren, indem sie in dem Gefallenen plötzlich einen der fremden Herren erkannten, von Schrecken überwältigt, davon gelaufen, und dem Baron blieb nichts übrig, als, ein Tuch vor die Stirn haltend, ihnen einige Flüche nachzuschicken und sein Zimmer zu suchen.

Was sollte er thun? Jedem Mittel zugänglich, das beleidigte Standesgefühl zu rächen, hielt er es dennoch seiner Ehre nachtheilig, Genugthuung beim Grafen zu suchen und indessen mit verwundeter Stirn sich der Neugier, den mannigfachsten Vermuthungen, vielleicht gar dem Spott auszusetzen. Daher, und weil er gewiß sein konnte, daß sowol das Mädchen, als der unbekannte Gladiator aus

Furcht schweigen würden, wollte er aus Klugheit schweigen, und, eine Unpäßlichkeit vorschützend, so lange das Zimmer hüten, bis die unbedeutende Wunde geheilt, und ein guter Anschlag zur Versöhnung seines Ehrgefühls gereift wäre. —

Am nächsten Morgen saßen der Graf, Leonore und Bonafort beim Frühstück auf der Terrasse. Dieser, um so verstimmter, als ihm Leonore ruhig und klar erschien, hörte kaum darauf, daß Seewald unpäßlich und wol für einige Tage nicht sichtbar sei; nur fiel es ihm auf, bei Leonore deshalb auch nicht die kleinste Veränderung zu bemerken. Da nun einmal von Seewald die Rede war, so konnte er doch seine Neugier nicht unterdrücken, auf welche Weise Derselbe wol mit dem Grafen bekannt geworden sei, indem er heimlich hoffte, zugleich dem eigentlichen Verhältnisse des Barons zu Leonoren auf die Spur zu kommen, wenn man auch Gründe haben sollte, damit zurückzuhalten.

„Ach, das ist eine eigne Geschichte, sagte der Graf, die ich Ihnen wol einmal gelegentlich erzähle. Jetzt kann ich Ihnen nur sagen, daß wir dem Baron im höchsten Grade dankbar verpflichtet sind, indem er uns einer großen Gefahr entzogen, und damit das Glück und die Ruhe der Gegenwart gesichert hat. Wir müssen dabei noch seiner

edlen Uneigennützigkeit die vollste Anerkennung schenken, eine Uneigennützigkeit, die fast an Stolz gränzt, mir aber doch wohl gefällt. Wir hatten jeden Winter Gelegenheit, ihn in der Residenz zu sehn; niemals aber schien er Neigung zu haben, sich uns näher anzuschließen, bis er endlich im letzten Winter gegen meine dringenden Einladungen nachgiebiger wurde, und nun auch wol den Sommer bei uns zubringen wird. Doch, wie gesagt, die Geschichte ist etwas weitläuftig und es fehlt mir jetzt die Zeit. Es ist mir nur verdrießlich, ihn eben jetzt krank zu sehn, wo wir eine kleine Festlichkeit vorhaben, die nun verschoben werden muß."

Er zog sich ins Schloß zurück und Bonafort ging schweigend an Leonorens Seite die Blumenterrasse hinab dem Teiche zu. Was er früher im Stillen gewünscht hatte, mit der Gespielin seiner Knabenzeit noch einmal alle schönen Scenen zu durchleben, sollte jetzt freundlich gewährt sein, und dennoch wagte er nicht, jener Spiele zu erwähnen. Erst jetzt sah er eigentlich die Jungfrau zum ersten Mal, und aus dem süßen Zauber blühender Jugend und Anmuth konnte er die schlanke Gestalt nicht wieder in das kleine Mädchen zurückdenken, welches schalkhaft lachend und doch mit kindlicher

Ernsthaftigkeit ihn einmal am seidnen Bande fortgezerrt. Er ahnte wol, daß auch sie jener Kinderzeit gedenken könne; er glaubte dies sogar mit Gewißheit auf ihrer Stirn, aus ihren Augen zu lesen, die verklärt dem Schauplatz ihrer schönsten Tage zugewendet schienen, und dennoch mochte er kein Wort wagen. Er zweifelte, ob er zu einer Vertraulichkeit noch berechtigt sei, die nach seiner Ansicht nur ein fortgesetztes geselliges Verhältniß erhalten konnte; die dann nicht einmal Statt finden dürfe, wenn Leonore Seewalds Verlobte war, und eben diese letzte Betrachtung gesellte seiner Schweigsamkeit zugleich ein so unstätes Benehmen zu, daß Leonore bald lächelnd, bald ernst verlegen seinem Bücken nach einem unscheinbaren Grashalm, seinem Hinstarren in den dunklen Laubgang, seinem bald eilfertigen Fortschreiten, bald plötzlichen Stehenbleiben zusah. Er konnte sich es nicht länger verbergen, daß er Seewald eines solchen Glückes unwürdig hielt; er fühlte sich eifersüchtig, und sogleich unterbrach er sich doch selber mit der Frage: „Liebe ich sie denn?“ Aber er wußte keine Antwort zu geben. Nun beschloß er, sich über Leonorens Verhältniß zu Seewald auf irgend eine schickliche Weise sichere Auskunft zu verschaffen, um sein eignes bestimmen zu können; dann zog er

wieder aus des Grafen allgemeinem und kurz abgebrochnen Berichte den Schluß, man habe Gründe, ihm Vertrauen zu versagen, und dies kränkte sein Gefühl zu tief, als daß er irgend auf ein Mittel denken mochte, eine Auskunft, welche Mistrauen nicht gewähren wollte, durch List zu erlangen. In diesem Selberstreit zwischen Eifersucht, Liebe, gekränkter Freundschaft und Groll darüber, daß kein Entschluß in ihm aufdämmern wollte, stand er jetzt am Ufer des Teiches. Er bückte sich, steckte die Hand mechanisch in das hohe Gras und ergriff einen Tannzapfen.

Die Schuppenränder dieses Gewächses schienen noch dieselbe Zauberkraft zu besitzen, wie in der Knabenzeit: sowie sie seinen Fingern sich eindrückten, waren alle Mistöne der Gegenwart verklungen. Jene Wunderwelt voll Zaubrer und Königstöchter, voll Riesen und Schäferinnen, voll stürmender Meere und Waldeinsamkeit, voll stralender Schlösser und verborgener Klausen spielte plötzlich wieder mit der buntesten Farbenpracht vor seinen Augen. Er richtete sich empor und reichte Leonoren mit schmerzlichem Lächeln, mit glühenden Wangen, aber noch immer schweigend, den Tannzapfen hin.

„Nun hab' ich Ihre unstäte Schweigsamkeit verstanden, lieber Vetter! lispelte Leonore tiefauf-

athmend. Ich dachte mir wol, Sie würden mit mir auf demselben Wege der Erinnerung gehn, und fürchteten vielleicht ein spöttisches Lächeln. O nein! Warum sollten Zeit und Trennung nur vernichtend auf unser reinstes Glück einwirken?"

Lieber Vetter! tönte es noch lange in Bonaforts Brust, eh' er sich fassen, ehe er antworten konnte. Dennoch fragte er plötzlich: „Und Seewald?" Aber er erschrak eben so schnell vor seiner Frage: er wußte nicht, wie sie ihm nur über die Lippen kam, denn er wollte ganz etwas Anderes sagen; er fühlte nur, daß er sich selber nicht verstand, als sie ihm entschlüpfte, und als Leonorens Auge zweifelnd, überrascht einen großen, ernsten Blick auf den Frager richtete, da mußt' er sich beschämt abwenden; ja er hätte vielleicht diese Übereilung durch eine zweite überboten und sich stumm entfernt, wenn nicht Leonore gefaßt ihm die Hand entgegen gehalten hätte, indem sie sprach: „Ihr Antheil an meinem Schicksal ist mir theuer, aber Sie haben nicht Ursache, sich einiger Sorge hinzugeben."

Es lag ein gewisser Stolz in diesen Worten, die Bonaforts Verlegenheit nur vermehrten. Leonore bemerkte dies, und schnell einlenkend fuhr sie mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit fort:

„Lassen Sie uns dies Gespräch abbrechen, diesen Augenblick vergessen, lieber Vetter. Ach, wir haben uns ja so viel und wol Besseres zu sagen.“ Sie hing sich an seinen Arm, und indem Beide am Ufer des Teiches hinwandelten, sprach sie: „Der Vater hat schon einer kleinen Festlichkeit erwähnt, die jedes Jahr in der Blumenzeit, wenn die Felder bestellt sind und ihr Grün schon die Hoffnung einer gesegneten Ernte ausspricht, für die Dorfbewohner ebensowol veranstaltet wird, wie später das Erntefest. Es wäre schön, wenn wir dieser Frühlingsfeier noch einen besondern Schmuck verliehen und unsere Kinderfreuden einmal wieder erweckten, indem wir das ganze Fest in ein heitres Märchen verwandelten.“

Die Unbefangenheit, das Vertrauliche in Leonorens Worten und Bezeigen gaben dem Begleiter Besonnenheit und Freiheit in einem Grade wieder, daß er heimlich über sein, den ganzen Morgen bewiesenes seltsames Benehmen, selbst über seine Übereilung lächeln konnte, und nun ward es ihm möglich, leicht aufzuathmen und zu reden. „Ich fürchte nur, hub er an, wir werden mit unsrem lieben Märchen kein Glück machen, wenn es hier mit den ländlichen Festen wie an den meisten Orten bestellt ist. Wenn ich sonst dergleichen Auf-

zügen beiwohnen mußte, kam es nur auf meine augenblickliche Stimmung an, ob ich darüber lachte oder verdrießlich war. Was sollen doch diese Bauermädchen in einer idealischen Kleidung mit künstlichen Blumenketten anfangen? Sie sind dazu bestellt und längere Zeit darauf abgerichtet sich in Formen zu bewegen und Sachen zu singen oder zu sagen, von denen sie durchaus nichts verstehen. Die jungen Männer müssen ebenfalls mit zierlichen und sauberen Geräthschaften, die sie nicht fest anzugreifen wagen, erscheinen und die Unbeholfenheit der Mädchen unterstützen und vermehren. Geht es hoch her, so wird gar eine transparente Allegorie, oder ein Altar mit loderndem Spiritus angebracht; die Schuljugend, mit dem Küster an der Spitze, muß sich gruppiren und einen unabsehbaren Vorrath von Vortrefflichkeiten mit schreiender Kirchengurgel absingen. Die ganze Karavane fühlt lebhaft, wie herzlich elend ihr zu Muth ist, und selbst, wenn den Leuten Getränk, Tanz und Musik überlassen werden, dauert es immer einige Zeit, bevor sie ihre eigenste Natur wieder gewinnen. Lasse man dergleichen Aufzüge doch mit anderen Thorheiten der Bühne, wo sie, sich selber parodidirend, dem Zuschauer das Lachen nicht verbieten, denn er hat seinen Platz bezahlt. Gilt es aber

den Ausdruck wahrhafter Liebe, Freude, Hoffnung, Ergebenheit, so lassen Sie uns diese natürlichen Gefühle auch mit Wahrheit aussprechen."

„Ei freilich! erwiederte Leonore, lächelnd über den langgedehnten Zorn ihres Begleiters, den sie aber doch als einen Ableiter seiner Verlegenheit achtete. Freilich, lieber Bonafort, wollen wir wahr und natürlich bleiben, als wären wir noch Kinder, und dann sind wir es wol in einem andern Sinne, als man diese Ausdrücke häufig gebrauchen hört. Sehn Sie wol, wie viel wir uns noch zu sagen haben? Fast über jedes Wort müssen wir uns verständigen, so fremd sind wir einander geworden."

Sie waren jetzt zur Gartenthür gelangt, die auf das Feld hinaus führte. Indem sie einen Weg einschlugen, welcher sich auf einer Seite an grünenden Saatfeldern, auf der andern am Flusse hinzog, theilte Leonore dem Begleiter ihren Festplan mit, und das bald ernste, bald scherzhafte Prüfen, das vielseitige Besprechen desselben, welches Alles schon ein gewisses Vertrauen entwickeln mußte, lösete das Fremde und Gezwungene so sanft und schnell von ihnen ab, daß es bald schien, als wären sie niemals getrennt gewesen. So waren diese Seelen sich wiedergegeben, ohne Das-

jenige, was sie so rein und unbefangen verband, noch für etwas Anderes, als die wärmste Freundschaft zu halten.

Kein Mensch im ganzen gräflichen Schlosse konnte sich unglücklicher fühlen, als Marie. Sie hatte die Nacht mit Angst und Bekümmerniß verwacht, jeden Augenblick fürchtend, Fräulein Leonore werde sie rufen lassen und nach ernstlicher Strafrede den Befehl aussprechen, nie wieder vor ihr zu erscheinen, denn eben sie war die unschuldige Veranlassung zu jenen Auftritten im Garten gewesen. Schon in der ersten Morgenfrühe war sie auf dem Wege zum älterlichen Hause, Rath und Trost zu suchen, als ihr der junge Vetter entgegen trat und das zitternde Mädchen umarmte. „Nun siehst Du, sprach sie, indem sich Beide auf einen Balken niedersetzten, welchen der Vater heute bearbeiten wollte, nun siehst Du, warum ich immer eine solche Furcht hatte, mit Dir allein spät Abends im Schloßgarten zu sein. Ich habe die ganze Nacht geweint, weil ich nicht weiß, was ich anfangen soll, wenn nun mein Fräulein die Geschichte hört. Sie wird gewiß recht böse sein, und am

Ende muß ich noch das Schloß verlassen, und die Leute sagen mir ärgerliche Dinge nach. Wir hatten ja Zeit und Gelegenheit genug, uns bei Tage zu sehn."

Der Vetter war wegen der Folgen seiner Kraftäußerung unbekümmert und hätte gewiß die ganze Nacht vergnügt geschlafen, wenn ihn nicht die Besorgniß für Marie gedrückt hätte. Die Nacht war er unzählige Mal um das Schloß hergeschlichen, weil aber Alles ruhig blieb, hatte er sich endlich, um die Alten nicht zu stören, vor dem Hause des Zimmermanns von einigen Holzstücken einen Sitz zurecht gemacht und den Morgen erwartet. Als er Maria schon so früh kommen sah, ward ihm freilich angst, daß er entdeckt sei, und sie nun seinetwegen zu leiden habe; jetzt vernahm er aber, ihre Angst entspringe nur aus der Ungewißheit wegen der nächsten Zukunft, und so sorglos und herzlich wie immer schloß er Maria an seine Brust und sprach: „Du kannst ja nichts dafür und der Herr von Bonafort ist gewiß zu gut, als daß er nicht bald gemerkt haben sollte, er sei nur aus Irrthum und Übereilung anstatt eines Bedienten gefallen. Er hat Dich nicht gekannt und ich ihn nicht, wir sind also Alle unschuldig."

Marie schien sich etwas zu beruhigen, nur

fragte sie zweifelnd: „Ist's denn aber auch gewiß der Herr von Bonafort gewesen? Dem andren Herrn, dem Baron, trau' ich gar nicht recht. Er hat ein Gesicht wie Wachs so bleich, und es ist so ganz und gar kein Zug und nichts darin, woran man sehen könnte, ob er gut oder böse ist. Die Nase läuft auch ganz gerade und spitzig zu; es ist gewiß eine recht adelige Nase, aber es sieht aus, als wüßte sie's, und wolle Hochwohlgeboren titulirt sein."

„O die sollte mir mit solchen Einfällen kommen! rief der Vetter, und seine blauen Augen lachten in zorniger Begeisterung, indem er aufsprang, den Kopf zurückwarf und die braunen Locken schüttelte. Die sollte mir kommen! Ich habe sie noch nicht gesehen, aber meine Nase würde keine Antwort schuldig bleiben; denn was sie nicht ist, kann sie noch werden. Sieh, das war's eben, liebe Marie, weshalb ich einmal so gern mit Dir recht allein sprechen wollte, daß Vater und Mutter und kein Mensch davon erführe. Ich habe nämlich gefunden, daß ich Etwas in der Welt werden muß. Ein Handwerk, oder dergleichen, ist mir zu weitläuftig, und es dauert damit zu lange, bis ich so weit komme, daß Du meine Frau wirst."

„Ach, lispelte Marie und sah hocherglühend in

den weiten Himmel, ach wer wird auch daran gleich denken!"

„Ich! antwortete der junge Held, und Du denkst auch daran, Du weißt es nur nicht so. Aber ich sage Dir, mit einem Handwerk ist es nichts; darum hab' ich schon lange gedacht, ich wollte Soldat werden, und gestern ist mir eingefallen, den Herrn von Bonafort, der ja Hauptmann in der Residenz ist, den wollt' ich einmal fragen, ob er jetzt einen Soldaten nöthig hätte."

„Da, rief Marie, da würdest Du schön ankommen! Du hast ihn ja gepackt, daß er gefallen ist und vielleicht gar Schaden genommen hat. Das wird er so leicht nicht vergessen."

„Ei, so ein Hauptmann, entgegnete der Vetter, sieh' mal, so ein Hauptmann ist ein ganz andrer Mensch, als ein simpler Herr von so und so. Der sieht Alles mit Soldatenaugen an und trifft gleich den rechten Fleck. Er weiß ja nun, daß meine achtzehn Jahre stark genug sind, ein tüchtiges Gewehr zu handhaben. Und dann, liebe Marie, wenn wir auch jetzt gerade keinen Krieg haben, wo es mit dem Hinaufrücken manchmal erstaunlich schnell geht, so ist gewiß ein alter Feldwebel oder Gefreiter da, der die Gicht hat und seinen Abschied nehmen muß, um Thorschreiber zu

werden. Da werd' ich dann wieder Feldwebel, reise hieher in der schönsten Uniform, und mit einem großen Schnauzbart tret' ich hin vor den Vater und spreche: „Lieber Herr Vetter, jetzt könnten Marie und ich wol einander heirathen."

„Und der Herr Vetter, erscholl es jetzt plötzlich über ihnen, der Herr Vetter, so wie die Frau Base antworten dem Herrn Feldwebel: „Er ist ein Narr!"

Die jungen Leute fuhren empor. Sie sahen umher und hinauf, da guckte Mutter Brigitte aus dem kleinen Kammerfenster und rief herab: „Das sind mir saubere Geschichten! Schwatzt der Mensch da schon über eine halbe Stunde lang in den Tag hinein, daß sich die Morgensonne umkehren möchte vor Lachen über den Gelbschnabel."

Indem die Mutter das Fenster schloß, wurde die Hausthür geöffnet und Vater Alpstein trat mit Zimmergeräthschaften heraus. „Guten Morgen, Kinder!" grüßte er, aber sie schwiegen verlegen: der kleinlaut gewordne Feldwebel, weil er nun doch bei aller Vorsicht seine Pläne verrathen sah und fürchtete, einen dummen Streich gemacht zu haben; Marie, weil sie ungewiß war, ob der Vater nicht böse sei, da sie aus den Worten der Mutter schließen mußte, daß Beide ihre Angst und

deren Ursachen schon kannten. „Nun! hub endlich der Vater an, ihr könntet meinen Morgengruß schon erwiedern, wie es für Kinder schicklich und anständig ist.“

Marie fiel dem Vater schluchzend an die Brust und konnte nur kaum vernehmbar hervorstottern: „Ihr seid uns gewiß nicht mehr gut!“ Alpstein warf sein Werkzeug zur Erde, schloß das Kind fest in seine Arme und sprach: „Nur nicht weinen, Marie, nicht weinen! Das kann so ein alter Zimmermann nicht leiden, und seine Tochter muß keine Furcht kennen. Geh Du nur getrost wieder nach dem Schlosse, Du bist ja unschuldig und der lange stumme Feldwebel da mag sehen, wie er sich aus dem Handel zieht. Jetzt aber nimmt er die Axt anstatt des Gewehrs zur Hand.“ Die hinzugekommene Mutter aber entgegnete mitleidig: „So nüchtern kann er doch nicht arbeiten! Hier ist das Frühstück: das wird auf die Nachtwache und die heldenmäßigen Gesinnungen gar trefflich schmecken.“ „So iß und trink erst! fuhr Alpstein fort. Dann flink an den Balken hier, der mir alle Deine Streiche schon verrathen hat. Ich muß doch sagen, Du bist ein tüchtiger Kerl, und ich freue mich darüber, daß Du Soldat werden willst, denn das ist das Beste, was ein Mensch nächst dem Zimmer-

handwerk treiben kann. Vielleicht ist es jetzt das Einzige, was Dich vom Gefängniß oder von anderer Strafe befreit.“ „Gefängniß?“ rief Marie bestürzt. Aber Alpstein begütigte: „Nun, so schlimm wird's auch nicht gleich werden! Ich habe wol Gelegenheit, ein Wort drein zu reden. Geh Du jetzt nur hinauf nach dem Fräulein, es ist schon spät.“

Zögernd entfernte sich Marie. Der junge Vetter hatte sein Frühstück mit schweigendem Ingrimm verzehrt und eben so schweigend die Axt ergriffen. Er konnte nicht vergessen, daß die lange gehegte und eben reif gewordne Frucht seines Glücksplans durch seine treuherzige Unvorsichtigkeit vom Hoffnungsbaume schon abgefallen war und nun vor aller Welt nutzlos daliege, höchstens noch gut genug, eine Strafe von ihm abzuwenden, an die er gar nicht einmal glauben wollte. Darum schlug er mit solcher Erbitterung und Hast auf den trefflichen Balken los, daß die Splitter weit umher flogen. Alpstein war eben im Begriff, die andre Seite des Balkens zu bearbeiten: als er aber den jungen Menschen so erbarmungslos zuschlagen sah, schlug er lächelnd die Arme unter, betrachtete den gewaltigen Schläger eine Zeit lang mit kopfschüttelndem Schweigen, trat dann gelassen auf ihn zu

und, die Hand derb auf seine Schulter legend, sagte er weiter nichts, als: „Junge, verhau Dich nicht!“ Der Gedankenlose erschrak bei dieser Anrede, ließ die Axt sinken und sah dem alten Alpstein mit großen Augen in das ruhige Gesicht. Diese Ruhe war ihm peinlich; er trat einige Schritte von dem Alten weg und sprach halblaut: „Es ist am besten, ich gehe wieder.“ „Warum?“ fragte Alpstein verwundert. Jener erwiederte, dem Weinen nahe: „In der ganzen Welt komm' ich doch zu nichts, nun ich höre, daß mein Soldatenwerden der Einfall eines Gelbschnabels ist. Ich könnte ja leicht ein paar Tage im Gefängnisse sitzen — aber daß ich Marie nicht heirathen soll, ist himmelschreiendes Unrecht.“

Alpstein ergriff lebhaft seine Hand, zog ihn auf den Balken nieder und setzte sich neben ihn. „Höre! begann er, mit der Hand über die Stirn fahrend, und schwieg dann wieder nachsinnend. Höre, mein Kind, fuhr er nun nicht ohne Rührung mit unsichrer Stimme fort: Du solltest mich so nicht betrüben. Als Du etwa vor vier Jahren bei uns einsprachest, haben wir Deinem ehrlichen Gesichte vertraut und Dich wie einen Sohn gehalten, welchen der Himmel unsrer Ehe versagen wollte. Wir haben Dich gekleidet, es hat Dir an

nichts gefehlt, und Du hast uns immer Freude gemacht. Und da Du nun einmal in unserm Hause bist, so konnten wir nicht verhindern, daß unsre Marie der Wunsch Deines Herzens, und daß ihr Dein Umgang eine liebe Gewohnheit geworden ist. Wir Alten hätten auch nichts gegen eure Verbindung: aber es gibt auch in der Welt mancherlei Verhältnisse zu bedenken. Du weißt, daß ich damals bald an Deinen Vater schrieb. Der Brief kam zurück und die Postbehörde hatte darauf geschrieben, ein solcher Mann sei daselbst nicht aufzufinden. Das erweckte nun wol in mir einen kleinen Argwohn gegen Deine Wahrhaftigkeit, doch ließ ich nichts davon merken und betrachtete Dich im Stillen, und weil Dein Wesen und Thun immer aufrichtig und offen blieb, behielt ich Dich gern, und die Zeit ist so hingegangen. Nun aber wissen wir nicht, welcher Leute Kind Du bist, und ohne Deinen Geburtsschein und die Einwilligung Deiner Ältern würden wir nur vergeblich zum Pfarrer gehn. Wir müssen also zuvor uns an die Obrigkeit oder den Prediger in Deiner Geburtsstadt wenden; aber Du bist noch jung und so hat das Zeit. Am besten bleibt es immer, Du endest Deine Lehrzeit als Zimmermann, und benutzest die Jahre der Wanderschaft, Deine Vaterstadt wieder zu sehn, und —"

„Nimmermehr! fiel der Vetter, welcher bis dahin ruhig, aber nicht ohne tiefe innere Bewegung zugehört hatte, dem Alten mit solcher Heftigkeit ins Wort, daß Dieser wirklich erschrak. Nimmermehr, fuhr er rasch aufspringend fort, seh' ich meine Geburtsstadt wieder! Der Vater kann mich nicht schützen, und die Mutter schlägt mich todt."

„Eberhard — versündige Dich nicht!" sprach Alpstein mit verweisender Gutmüthigkeit. Er wollte fortfahren, und Eberhard, der verlorne Sohn, ihn nicht zu Worte kommen lassen, da erschien Marie, welche ihr Fräulein nicht gefunden und im Schlosse keine Ruhe hatte, wieder in der Pforte des Hofplatzes, und Eberhard, alle Balken überspringend, ließ den Alten stehn und flog an Mariens Brust. Er umschloß sie und rief in höchster Leidenschaftlichkeit: „Gibt es keinen Weg, Dich zu besitzen, als den zur Mutter, so kann ich auch den gehn, und wär's mein letzter Gang auf der Welt." Marie, schon betroffen über den stürmischen Eberhard, wurde nun angst bei seinen Worten, die sie nicht verstand. Sie wußte nicht anders, als Eberhard sei ein weitläuftiger Vetter, und mußte nun glauben, wegen einer näheren Verbindung seien hinter ihrem Rücken schon Unterhandlungen mit seinen Altern ohne günstigen Erfolg angeknüpft.

Dieser Gedanke preßte ihr, deren junge Seele noch von der Nachtwache, von tausend beängstigenden Vorstellungen und Besorgnissen zitterte, Thränen in die Augen, und kaum hörbar fragte sie den noch immer sie in den Armen haltenden Eberhard: „Ist denn Deine Mutter so schlimm?“

Eberhard wollte schon etwas erwiedern, da trat Fräulein Leonore mit Bonafort ein, und wie freundlich auch Beide guten Morgen boten, so fuhren doch Eberhard und Marie bei ihrem Anblick mit einem Ausruf des Schreckens aus einander, denn sie glaubten, nun solle Gericht gehalten und ein strenges Urtheil gesprochen werden. Nur Alpstein ging den Kommenden mit Besonnenheit entgegen, erwiederte ihren Gruß mit schweigender Verbeugung, und, die alte Troddelmütze in beiden Händen hin- und herdrehend, sprach er mit lächelndem Ernst: „Das liebe böse Gewissen, gnädige Herrschaften, drückt die Kinder da. Sehen Sie nur, wie glühendroth die kleine Marie da steht und nicht aufblicken kann, und der Junge starrt so wichtig über den Zaun, als sei die bunte Kuh drüben ein Meerwunder. Aber ich denke, die gnädige Herrschaft wird Gnade für Recht ergehen lassen, denn Marie ist ganz unschuldig, und Eberhards Faust nur von Eifersucht und Nacht irre geführt.“

Leonore, die nur gekommen war, Mutter Brigitte um ein Glas Milch anzusprechen, war über Alpsteins Anrede nicht wenig befremdet, und wiewol ihr Begleiter bald den Zusammenhang errieth, so glaubte er sich doch nicht berechtigt, es schien ihm sogar kleinlich, seine zufälligen Gartenbeobachtungen am gestrigen Tage mitzutheilen, und einen Namen, indem er ihn aussprach, vielleicht zu compromittiren. Er schwieg daher und überließ es dem ehrlichen Zimmermann, Leonorens Fragen zu lösen. Aber nun war es an ihm, befremdet zu sein, da er aus Alpsteins Munde vernehmen mußte, daß keinem Andern, als ihm selber, die Absicht aufgebürdet wurde, mit der kleinen Marie einen herablassenden Liebesscherz versucht zu haben. Ein ernster Blick Leonorens begegnete schnell vorübergleitend dem seinigen, als Eberhard vor ihm auf die Knie fiel, und er in der doppelten Überraschung nichts weiter sagen konnte, als daß hier durchaus ein Irrthum im Spiele sei. Zu gleicher Zeit hatte Marie des Fräuleins Knie umfaßt: Diese gebot ihr aufzustehen und ihr nach dem Schlosse zu folgen, und mit kaum bemerkbarer Verbeugung verließ sie den Hof. Der Freiherr, von den verschiedensten Empfindungen eingenommen, wiederholte gegen Alpstein und Eberhard nur flüchtig, daß er

ohne Antheil an dem gestrigen Vorfalle sei; daß sie sich beruhigen möchten und jedenfalls auf seine Fürsprache und Vermittelung rechnen könnten. Dann ging auch er.

Er überdachte die seit den wenigen Stunden seines Hierseins entstandenen Verhältnisse. Die schönen Träume von gestern Abend; sein seltsames Betragen heute früh, seine Wünsche, Zweifel und Hoffnungen während des Spazierganges mit dem Fräulein und die eben noch erlebte Scene gingen bunt durch einander, und fast hätte der gebildete Freiherr, der jugendliche Officier Lust bekommen, sich selber zu ironisiren, sich linkisch zu schelten und wieder über sein kindisches Benehmen zu lachen, wenn nicht Leonorens letzter Blick ihm ihre ganze Seele gezeigt hätte. Dieser Blick konnte nur an tiefer Kränkung, an vielleicht noch unbewußter Eifersucht entzündet sein, und dann hatte sie ja Den geliebt, dann liebte sie vielleicht Den noch, welcher nun ihre Verachtung fürchten mußte, wenn seine Schuldlosigkeit verborgen blieb. Sie konnte wahrscheinlich leicht, auch wol bald an den Tag kommen; aber was war bis dahin nicht schon verdorben! Der Graf erfuhr den Vorfall gewiß und dieses edlen Herrn und väterlichen Freundes ländliche Sommerlust war, wenn auch nur kurze Zeit, ge-

stört. Seewald, der widerwärtige, der verdächtige Seewald lachte wol gar schadenfroh, einen Stellvertreter seiner eignen Schuld gefunden zu haben und suchte gewiß das einmal entstandene Misverständniß zu benutzen, sich Leonorens Gunst zu sichern. Diese war für Bonafort dahin, und würde sie auch wieder erworben, — sie war doch einmal, dachte der grübelnde, der empfindlich gereizte Liebhaber, sie war doch einmal nicht sein, sie war einem Unwürdigen zugewendet gewesen! — Endlich sollte der Plan des Frühlingsfestes nun auch zertrümmert sein. An dem schönen Plane hatten so viele Geschmacksgesetzgeber von Aristoteles bis Bouterwek Theil genommen, selbst der wenig gekannte, der oft verkannte Solger ward citirt, — aber der Plan war nun dahin, und mit ihm eine lieblich glänzende Reihe einfach ländlicher, aber kunstreich geordneter Scenen. Denn das nächstens zu erwartende Fest sollte nur ein Vorspiel sein, dessen Gefolge sich durch die Monde der Blumen und Nachtigallen, der ersten Früchte, durch die Gewitter des Julius, die Kornernte, hinziehen und endlich in der Weinlese phantastisch, aber großartig und bedeutsam geschlossen werden. Einige Freundinnen Leonorens und mehre junge Männer sollten aus der Nachbarschaft zur Theilnahme ein-

geladen werden, aber die kamen nun auch wol nicht. Alles Schöne, Freundschaft, Liebe, Scherz und Frohsinn, eben noch so nahe, so gewiß, — ach! und ein süßes Glück, erreichbar in klarer Ferne, das Alles lag zerbrochen zu Bonaforts Füßen. Nichts konnte ihn hier noch fesseln, als Convenienz, mit einigem Anstrich von Freude am Landleben abgeschmackte Gesichter schneidend, und er dachte sich in seinem Ingrimm schon lebhaft, wie vortrefflich er drüben vor der Schenke sitzen, die Enten zählen und zwei Hähne mit inspirirten Brotbrocken zum furchtbarsten Kampf entflammen könne.

Bonafort machte ganz unwillkürlich die Handbewegung des Futterstreuens, die Lippen stießen schon den bekannten Hühnerlockton heraus, da vernahm er ein Gelächter und der dicht neben ihm stehende Graf sprach: „Herrlich, lieber Freund! Sie benutzen, kaum angekommen, das Landleben so praktisch, wie es kaum der Soldat erwarten läßt. Schon einige Zeit habe ich Sie beobachtet, und wenn mir auch Ihre früheren Gesticulationen wirklich etwas mystisch vorkamen, so sprachen doch die eben gesehenen ganz unverkennbar eine Scene des trostreichen Eldorado aller broterseufzenden theologischen Candidaten, der Vossischen Luise, aus.“

Der Freiherr, wie aus einem betäubend-phantastischen Traum erwachend, mußte nun selber lachen, und der Graf fuhr fort: „Nun bedarf mein störendes Lachen keiner Entschuldigung. Aber ich glaubte Sie doch in einer ganz andern Weltgegend, etwa bei Shakespeare's Sommernachtstraum, in Studien für unser Frühlingsfest vertieft zu finden, und muß Sie plötzlich in einer Situation sehen, welche lebhaft an die Musen und Grazien in der Mark erinnert. Sie hören, ich weiß schon um Ihre Heimlichkeiten mit Leonore; ich weiß sogar von Ihrem sentimentalen, aber verunglückten Abenteuer mit Marien und dem herkulischen Liebhaber. Ich möchte freilich wünschen, Sie wären nicht Gegenstand mannigfacher Beurtheilung geworden; aber jener Liebhaber verdient auf jeden Fall strenge Zurechtweisung, daß er, nicht zu den Bewohnern des Schlosses gehörend, wider meinen Befehl gewagt hat, Abends nach der bestimmten Stunde den Garten zu betreten. Sein ungezogenes Betragen verschlimmert dies Vergehn noch, und Sie sehen mich eben im Begriff, dem ehrlichen Alpstein anzudeuten, den Burschen nur wieder zu entfernen. Das ist überhaupt der beste Ausweg, ferneren Verdrießlichkeiten zu entgehn. Sie werden sich unsrer gestrigen Debatten erinnern."

„Und auch Sie, sprach Bonafort nicht ohne Aufregung, theuerster Graf, auch Sie wollen sich dem Glauben hingeben, ich könne, nach dem gestrigen scharfen Ritte wahrhaft der Ruhe bedürftig, mich Abends noch in verliebte Streifereien verloren haben? Von meiner Gesinnung oder meinen Grundsätzen, wie man's nennen will, mag ich nicht reden, denn ich kann den Glauben daran nicht aufdringen: aber ich dächte, mein verehrungswürdiger, mein väterlicher Freund würde sie als unbescholten längst erkannt haben."

„Lieber, empfindlicher, junger Freund! entgegnete der Graf, und reichte die Hand zur Versöhnung, haben Sie keinen Antheil an jenem Vorfalle, so vergessen Sie meinen Argwohn, wie ich. Aber wer war denn nun der Liebesritter? Doch, mag er sein, wer er will: ein Diener, der Koch oder Kutscher — gleichviel! der Eberhard muß fort. Und damit ich in meinem Hause nicht etwa durch Bitten und Einreden aufgeregt werde, ziehe ich es vor, das Hausrecht, welches überall anerkannt und geschont werden muß, Jenen zu überlassen. Wollen Sie mich begleiten?"

Bonafort war dazu bereit und benutzte sogleich die Gelegenheit, den Grafen von seinem Vorsatz abzubringen. Dieser aber wurde nur hartnäckiger,

je mehr Gründe der Freiherr vorführte; nur versprach er, den Handel im Wege gütlicher Überredung zu schließen. So traten sie auf Alpsteins Hofplatz, wo der Alte mit Eberhard in schweigender Emsigkeit den Sohlbalken schon mit dem Schlichtbeil zurichtete.

Alpstein ging den Kommenden entgegen, während Eberhard, welcher der Pforte den Rücken zugekehrt hatte, stumm und still fortarbeitete. „Eigentlich, redete der Graf den Alten an, hab' ich es nicht mit Euch zu thun, vielmehr war es meine Absicht, Jenem dort seine Streiche von gestern Abend streng zu verweisen."

„Das hat er auch wol verdient, entgegnete Alpstein. Ich hab's ihm auch schon gesagt, daß er im hochgräflichen Schloßgarten nicht einmal am hellen Tage, geschweige denn spät Abends etwas verloren hat. Doch wird es gewiß von besserer Wirkung sein, wenn der Herr Graf selber ihm andeuten wollten, daß er ein ungehobelter Narr ist."

Die letzten Worte lockten auch Eberhard herbei. Er stellte sich vor den Grafen hin und sprach: „Sie haben mich heute nun schon so oft einen Narrn gescholten, daß ich's wol sein muß, wenn's einmal nicht anders sein kann. Aber der Herr

Graf werden gewiß die Sache besser verstehn. Ich war in den Garten gekommen, um Marien zu sagen —"

„Schweig nur! erwiederte der Graf rasch, denn er erwartete eine lange Erzählung schon bekannter Dinge, und dergleichen Erzählungen konnten ihn manchmal zu einer Heftigkeit verleiten, an die er nachher lange Zeit mit Verdruß denken mußte. „Schweig nur, fuhr er fort: Deine Entschuldigungen sind ganz überflüssig. Genug, Du hattest in meinem Garten nichts zu schaffen. Ihr, Alpstein, werdet wohl thun, wenn Ihr den Burschen zu seinen Angehörigen gehn laßt, oder ihn einem andern Meister übergebt."

„Ich wollte ja fort! rief Eberhard: und das wollt' ich Marien eben gestern Abend sagen. Da fand ich aber Jemand bei ihr, den ich nicht kannte, und der Marie umarmen wollte, und da dies eine zu große Freiheit war, so dachten wir nachher, das könne nur ein Freiherr thun. Und eben den gnädigen Freiherrn da wollt' ich heute bitten, mich zum Soldaten zu machen, damit ich etwas Rechtes in der Welt würde."

„Gut! erwiederte der Graf lächelnd, so werden wir Dich los. Sehn Sie, Bonafort, daß ich Recht habe? Soldat muß der Junge werden. Er

sei Ihnen unter der Bedingung überlassen, daß er in den nächsten Tagen, wenn auch morgen schon, zur Compagnie abgeht."

„Aber — was soll ich alter Mann denn anfangen? sprach Alpstein mit unsicher bittender Stimme. Wir haben uns an ihn gewöhnt; er ist mir unentbehrlich bei der Arbeit, da er folgsam ist, und meine Manieren einmal kennt, in die sich ein Fremder nicht so leicht fügt. Darum freut' ich eben heute mich noch, daß ich den Knaben behalten, als er vor etlichen Jahren hülflos und von aller Welt verlassen vor meiner Thür erschien."

„Also hat er keine Ältern, keine Verwandte?" fragte der Graf. „Keine! nahm der tieferglühende Eberhard rasch dem Alten die Antwort vorweg. Die Post kennt keinen Tischler, der doch mein Vater ist und in Maiburg wohnt."

„Und wie heißest Du?" fragte Jener gespannt. „Ich weiß nicht anders, war die Antwort, als daß ich Eberhard Werner heiße."

Der Graf wandte sich bestürzt zur Seite, denn er hörte seinen eignen Namen, und selbst Bonafort war überrascht. Damit aber der Graf, dessen Bewegung dem Begleiter nicht entgangen war, Zeit gewinne, sich zu fassen, sprach er, sich zu Alpstein wendend: „Ich denke, wir finden doch

ein Mittel, Eure Wünsche mit dem Befehl des Herrn Grafen auszugleichen. Laßt nur den Eberhard immer bereit sein, auf dem Schlosse zu erscheinen: ich werde noch besonders mit ihm reden müssen."

Der Graf fixirte jetzt Eberharden mit scharfen Blicken, die doch unstät abschweiften. Dann fragte er, anscheinend ruhig und fest: „In Maiburg, sagst Du, wohnen Deine Ältern? Haben sie niemals vorher in der Hauptstadt, in Leeringen, sich aufgehalten?" „Nein, entgegnete Eberhard, aber meine Mutter ist da her gebürtig."

„Dann ist es gewiß!" flüsterte der Graf unhörbar und Bonafort, welcher ihn der gespannten Lage zu entziehen wünschte, wiederholte nochmals gegen Alpstein und Eberhard, daß man sie nach dem Schlosse werde rufen lassen; den gestrigen Vorfall aber könnten sie als beigelegt betrachten. Er nahm den Arm des Grafen, welcher sich, im Nachsinnen verloren, willig fortführen ließ, indem der Zimmermann mit tiefen Verneigungen ihnen noch bis zur Pforte hinaus folgte und Eberhard dastand, ohne eigentlich begreifen zu können, was dieses ganze sonderbare Gespräch zu bedeuten habe, vorzüglich aber, was nun aus ihm werden solle.

Baron Seewald saß, die Stirn auf die Hand gestützt, nachdenkend auf seinem Zimmer. Er hatte schon früher viel vom Freiherrn Bonafort mit Antheil reden hören und es war ihm nicht entgangen, wie gern Fräulein Leonore bei Erzählungen aus ihren Kinderjahren verweilte. Nicht weniger glaubte Seewald die Vertraulichkeit wohl erlauscht zu haben, welche den Freiherrn mit dem Grafen und seiner Tochter auf der Terrasse vereinigte, und nachher mit Dieser durch den Garten und noch weiter zu begleiten schien. Auch war der Freiherr gestern Abend bei den Kammerjungferdebatten offenbar sein Gegner gewesen, und das Alles, sowie manches Andre, welches in erzwungener Unthätigkeit der Einsame hören und sehen mußte, war mehr als genug, den Ankömmling mit Abneigung und Argwohn zu betrachten und auf Mittel und Wege zu sinnen, den Überlästigen nicht allein zu entfernen, sondern ihn auch dem Grafen und vorzüglich dem Fräulein auf irgend eine gute Weise verdächtig zu machen. Denn seinem Argwohn gesellte sich sogleich die Furcht, die Gunst des Grafen wie der Tochter und damit zugleich durch Bonafort ein Glück zu verlieren, zu welchem ihm Beide durch ihre öfteren Einladungen selber den Weg gebahnt. Auch er, wie Jedermann im Schlosse,

hatte schon vernommen, daß der Freiherr ein nicht zum besten bestandenes Abenteuer gehabt, und höchlich erfreut, sich selber außer dem Verdacht zu sehen, erhob er sich hellauflachend, drehete dann, stiller fortlächelnd, den Uhrschlüssel zwischen Daumen und Zeigefinger, warf einen Blick in den Spiegel und rief nun, plötzlich die Hände zusammenschlagend: „Ich hab's!"

Er setzte sich an den Tisch und brachte mehre Stunden mit Briefschreiben zu. Nachdem er dieses Geschäft beendigt und nochmals mit schlauer Wohgefälligkeit das Geschriebene durchgesehen hatte, wurde dasselbe dem schon wartenden Boten mit der Weisung übergeben, den Brief sorgfältig zu verwahren, damit er nicht verloren gehe, auch so schnell zu eilen, daß er noch vor Abend in der nächsten Stadt auf die Post geliefert sei. Nachdem der Bote schon im voraus einen Theil der versprochenen guten Belohnung erhalten und sich entfernt hatte, trat Seewald wieder vor den Spiegel und wußte mit Fertigkeit sein Haar also zu kräuseln und zu ordnen, daß die unbedeutende Stirnwunde ganz ungezwungen, aber sicher unter den Locken verschwand, denn es war ihm daran gelegen, sogleich wieder in der Gesellschaft zu erscheinen, damit der Verdacht, welcher gegenwärtig

den Freiherrn belastete, nicht etwa durch längere Zurückgezogenheit auf Denjenigen falle, der, sich allein schuldig fühlend, jetzt vorzüglich tausend Gründe hatte, schuldlos zu scheinen.

Indessen hatte sich der Graf mit Bonafort in ein entlegenes Zimmer des Schloßflügels begeben und sogar vorsichtig die Thür verriegelt. Er ging einige Mal unstät und nachsinnend auf und nieder, dann wandte er sich rasch gegen Bonafort und sprach: „Ist es nicht seltsam? Aber doch begibt es sich ja täglich, daß wir in weiter Ferne suchen, was uns vor den Füßen liegt. — Sie werden, lieber Freund, zum Theil errathen haben, weshalb ich Sie vor einigen Jahren, bald nach dem Tode meiner Gemahlin, mit einem Auftrage nach Maiburg belästigte, da eine Geschäftsreise Sie in jene Gegend führte. Doch ist es nicht selten wahres Bedürfniß, die Begebenheiten unseres Lebens, die Geschichte unserer Seele der Freundschaft zu vertrauen, eine Beichte abzulegen, weil wir nicht ohne Grund den Glauben hegen, nach einer solchen Mittheilung klarer in uns selber zu werden, als in der Einsamkeit des Nachsinnens. Außerdem aber bin ich Ihnen Vertrauen und Aufschluß schuldig, da ich Ihre Thätigkeit, Ihre Mitwirkung noch ferner ansprechen muß. Vielleicht auch liegt Etwas

in meiner Geschichte, welches Sie als Vergütung für Ihre Geduld betrachten können. Hören Sie mir daher geduldig zu."

„In meinem achtzehnten Jahre sah ich ein Mädchen, welches ich lieben mußte, wenn ich mich nicht höchst unglücklich fühlen sollte, denn es war mir ein frauenhafter Sinn beschieden, so daß ich mir keinen unglückseligern Zustand zu denken vermochte, als ohne ein schönes, geliebtes Bild meine Jugend, oder wol gar das ganze Leben hinzubringen. Aber das Mädchen erwiederte meine Liebebezeugungen entweder gar nicht, oder, wenn Laune sie trieb, mit Spott und Lachen. Sie ging endlich so weit, einen zärtlichen Brief, auf welchen der Verliebte seine ganze letzte Hoffnung gebauet hatte, mit höhnenden Ausdrücken abzuweisen. Ich war gekränkt, erniedrigt, vernichtet. In der Verblendung des höchsten Zornes schwur ich Verachtung dem ganzen Geschlechte. Alle meine Gedanken dreheten sich um diesen einen Punkt, und da ich schwach genug war, mich fort und fort diesen Grübeleien hinzugeben, so gelangte ich sehr bald dahin, daß ich das Widerspiel meines eigensten Gemüthes, aus einem Weiberfreund ein Weiberhasser, und endlich gar mit dem Gedanken vertraut wurde, den von einem launenhaften Mädchen

erfahrnen Unglimpf überall an dem Geschlechte zu rächen, nicht, indem ich den Frauen Verachtung bezeigen, sondern Liebe heucheln, und sie bei der geringsten Äußerung von Gegenliebe kalt verhöhnend von mir stoßen wollte. Es kamen wol Zeiten, wo in diese Verwirrung, in diesen Selbstbetrug ein Stral früherer Lebensklarheit fiel: aber mir fehlten Kraft und Stätigkeit, in die Finsterniß meines Gemüthes zu schauen; ich wandte mich mit Eigensinn und Abscheu hinweg; ich wollte meinen Feind nicht kennen lernen, weil er mir unbesiegbar schien. So artete der Frauenhaß nach und nach in Gleichgültigkeit gegen alle Lebensverhältnisse, ja endlich in Lebensverachtung selbst aus. Daher mußte nach mehren Jahren mir nichts erwünschter kommen, als der Krieg, wo ich auf die beste Weise das Leben mit allen seinen Qualen hingeben konnte. Doch wurde meine Hoffnung getäuscht. Nach ewigen Märschen endete der erste Feldzug nur mit der Aussicht auf die Langeweile der Winterquartiere. Da also der heimlichste, der liebste Wunsch unerfüllt geblieben war, so wollte ich das Leben und die Welt wenigstens zu vergessen trachten, und dazu gibt es im Leben Mittel genug. Zufällig wurde jedoch eins der unschuldigsten mein vorzüglichster Zeitvertreib. Tage, Nächte

lang konnte ich dem Billardspiel ohne Ermüdung und Überdruß opfern, und das Kunstreiche des Spiels bestach manchmal die kalte Gleichgültigkeit, womit ich sonst Alles ohne Unterschied trieb, so sehr, daß mein Spiel von wahrhafter Begeisterung getragen wurde. In solchen Augenblicken konnte ich sogar redselig und witzig werden, so daß Unbekannte meinten, es könne kaum einen jovialern Mann geben, während die Bekannten sich ins Ohr raunten, der Trübsinnige habe heut' einmal seine luminösen Schauer."

„Ich hatte, da die besseren Quartiere bereits besetzt waren, meine Wohnung im Hause eines braven und ziemlich begüterten Handwerkers bekommen, der mit seiner Frau und einer einzigen Tochter still und vergnügt wirthschaftete. Sie betrachteten den vornehmen Gast anfangs mit Besorgniß, denn sie fürchteten die gewohnte Ruhe und Behaglichkeit nun für lange Zeit gestört. Da ich indessen ihnen anspruchslos und freundlich begegnete, oft ganze Tage außer dem Hause zubrachte, so priesen sich die ehrlichen Leute bald glücklich gegen ihre Nachbaren, die unaufhörlich mit der Einquartierung zu zanken hatten. Besonders war Agnese, die siebenzehnjährige Tochter, unablässig bemüht, meinen Wünschen mit freundlicher Bereit-

willigkeit zu begegnen. Ihre Lebhaftigkeit war durch die eingezogene, regelmäßige Lebensweise der Ältern zwar nicht unterdrückt, aber so gemildert, daß sie die Vergnügungen ihrer wenigen Bekannten nicht vermißte, und so kam es, daß die jungen Männer ihre Schönheit und Lieblichkeit fast nur aus gelegentlichen Äußerungen anderer Mädchen kannten. Noch weniger aber wußte Agnese von der Glückseligkeit, im Herzen und Munde junger Männer zu leben. Ich war der Erste, dem sie näher stand, aber ich war zu vornehm. Sie dachte nur an die Ehre, die ein solcher Gast ihrem älterlichen Hause mache, wovon sie sich, da seine Bedienung ihr fast ausschließlich oblag, den größten Theil zueignete."

„Eines Abends, wo ich mit meinem Spiele besonders zufrieden, aber auch so ermüdet war, daß ich in feurigem Weine wohlgefällig Erquickung gesucht hatte, ging ich durch Schneegestöber und schneidenden Wind nach Hause. Schon war es späte Nacht, als ich an das Fenster meines Hauswirthes klopfte, mit Ungeduld das Öffnen der Thür erwartend. Da dies aber nicht so bald geschah, war ich schon im Begriff, mismuthig anderswo ein Nachtlager zu suchen, als das Fenster geöffnet und Agnese sichtbar wurde. Sie sagte

mit flüsternder Verlegenheit, es sei ihr unmöglich, den Schlüssel zu finden. So bleibt kein anderer Weg, erwiederte ich rasch, als hier durchs Fenster! — Kaum gesagt, war ich schon im Zimmer, wo mich erquickende Wärme so behaglich umfing, daß ich verweilte und dem überraschten Mädchen einige gleichgültige Worte sagte. Sie antwortete nur wenig und suchte sich im Schatten einer Ecke zu verbergen. Wochen lang war ich bei Tag und Nacht aus- und eingegangen, aber ich hatte das Mädchen dennoch so wenig betrachtet, daß es mir unmöglich gewesen wäre, Gesicht, Gestalt oder Anzug einem Andern zu beschreiben. Erst jetzt fiel es mir ein, daß Agnese mit unverdrossener Geschäftigkeit jedem meiner Wünsche zuvorgekommen war, daß sie selbst mein oft abstoßendes Bezeigen mit immer gleicher Freundlichkeit erwiedert hatte; jetzt erst sah ich, daß das Mädchen schön und im leichtesten Nachtkleide nur um so reizender war. Ihre vollen braunglänzenden Locken zitterten auf dem bewegten Busen und ihr großes blaues Auge lächelte unbewußt selbst unter der ängstlichen Verlegenheit hervor, als ich ihr näher trat. Ich fiel in den schrecklichsten Irrthum meines Lebens zurück. Die früheren Vorsätze, mich an einem Geschlechte zu rächen, das gegen mich ohne Schuld

war, erwachten wieder in mir. Ich dachte nicht an das Unwürdige, Niedrige dieser Gesinnung, die ein einfaches unschuldiges Bürgermädchen zum Opfer einer empörenden Grille machen wollte: aber mir ahnete auch nicht, daß das schönste reinste Gefühl sich aus den Ketten meiner Verblendung losringen werde, als ich nun das Mädchen umarmte. Sie zitterte, sie sträubte sich gegen meine Küsse, hinter denen ich auf ihr völliges Ergeben lauerte, um sie dann mit Verachtung fortzustoßen, aber sie ergab sich nicht. Sie wollte fliehen, nur die feuriger, stürmischer werdenden Küsse zogen sie zurück. Ich vergaß mich selbst und meine Vorsätze, und in dem Kampfe zwischen Scham und Glut, Natur und Selbstbetrug, Haß und Liebe war das süße freundliche Mädchen untergegangen."

„Agnese war betrogen um den Frieden ihrer Jugend, und ich — geheilt. Ich hatte nun zum ersten Mal die Schönheit, Reinheit und Wahrheit der weiblichen Natur erkannt; nun aber auch zum ersten Mal einen klaren Blick in den Abgrund meiner Gesinnung geworfen, und, mit Abscheu mich davon abwendend, wurden mir Welt, Leben und Liebe wieder befreundet. Und Agnese? Sie blieb sanft und freundlich, aber sie suchte mich überall zu vermeiden, und um ihre Freundlichkeit

legte sich eine Trauer, die mich erschüttern mußte, indem sie mich mit tiefster Wehmuth und Rührung erfüllte. Was konnt' ich denn thun, ihr Frieden und Frohsinn wieder zu geben, deren Raub mich dem Verderben entrissen, sie aber der Gefahr des Untergangs preisgegeben hatte?"

„Das Mädchen wurde mit jedem Tage stiller und trauriger. Die Ältern hatten ihren Zustand entdeckt, und mir, der ihnen ohne Rückhalt mein Verhältniß zu Agnesen eröffnete, gelang es nur schwer, des Vaters Zorn zu besänftigen, der Mutter Gram zu stillen. Mit den Frühlingstagen begann der Krieg: ich konnte diesen Menschen nichts zurücklassen als Gold und das Gefühl vernichteter häuslicher Glückseligkeit. Eben so wenig sollte mir vergönnt sein, Agnesens Andenken stets lebendig zu erhalten und für sie und ihr Kind zu sorgen, denn waren die vorigen Märsche des Reservecorps nur Zuleiter meiner düsteren Grübeleien gewesen, so mußte ich jetzt, als Oberst, bei der Hauptarmee alle Sinne und Gedanken auf das blutig uns umtobende Gewirr der Gegenwart richten."

„Jenes Ereigniß aber, welches bald, nachdem die Armee wieder ins Feld gerückt war, mich mit meiner Gemahlin verband, wird Ihnen nicht unbe=

kannt geblieben sein, da ein Theil der Armee Zeuge desselben war. Doch haben die Ansichten und Neigungen der Erzählenden, sowie der Grad ihrer Theilnahme diese Begebenheit, wie wir das bei den meisten Traditionen sehen, fast zum Märchen umgewandelt, und da ich einmal in dem Falle bin, Ihnen, mein lieber junger Freund, meine Confessionen vorzulegen, so mögen Sie nun auch jenes Ereigniß aus meinem Munde selbst vernehmen. Sie haben dann eine vollständige Übersicht vom wichtigsten Theile meines Lebens."

„Die Kanonen von Aspern verstummten schon gegen Abend des 21. Mai. Freund und Feind waren, von der blutigen Arbeit, von der Hitze des Tages erschöpft, heute durchaus unfähig zur Fortsetzung eines Kampfes, welcher in seinem Ausgange dem nun untergegangenen Meteor von Corsica beweisen sollte, daß noch eine andre Kraft, als die der Masse zum Siege führe. Wir hatten im Laufe des Tages so glänzende Vortheile davon getragen, daß der Ausgang der Schlacht selbst dem sieggewohnten Feinde kaum zweifelhaft bleiben konnte, vorzüglich aber hofften wir nun auf eine ruhige Nacht. Aber noch am Abend warf sich ein Corps französischer Cuirassiere auf den linken Flügel unseres Centrums, bei welchem ich ein Bataillon

führte, mit solcher Gewalt, daß wir alle Besonnenheit, allen Muth und die letzten Kräfte aufbieten mußten, das Durchbrechen unsrer Linie zu vereiteln. Mein Bataillon war das nächste, gegen welches die eisernen Reiter herandonnerten: aber mit einer Ruhe, deren Großartigkeit mich noch jetzt mit Staunen erfüllt, standen die Glieder. Der feindliche Führer, ein Mann von riesenhafter Gestalt, sprengte seiner Schaar vorauf, fortwährend sein hohes rabenschwarzes Roß stachelnd und mit dem Schwerte schlagend. Aber kaum sechs Schritte vor unserer Linie sank er blutend vom Pferde, und dieses gewaltige Thier, vom Spornen, von den Schwertschlägen, vom Geschrei, Geschützdonner und Kugelpfeifen rasend, stürzte vorwärts, durchbrach, oder vielmehr überflog mit einem ungeheuren Satze die Linie, und sprang so gewaltig gegen mein Pferd an, daß dieses, fortgerissen, überschlagend, mich besinnungslos zur Erde schleuderte. Nicht allein war ein Arm gebrochen, sondern im Herabsturz hatte mich noch das Bajonett eines fallenden Grenadiers gespießt, und ich wurde wirklich für todt weggetragen."

„Erst nach mehren Tagen kehrte das Bewußtsein schwach aufdämmernd wieder. Ich fand mich auf weichem Lager, fühlte mich von sanften Händen

berührt, hörte leises Geflüster und sank dann in den vorigen Zustand zurück. An einem Morgen endlich öffnen sich die Augenlider und ich blicke so frei und klar, wie nach einem erquickenden Schlaf umher. Ohnmacht und Betäubung waren gewichen und nirgend empfand ich Schmerz. Ich sah mich in einem Gemach, auf einem Lager, so reich und geschmackvoll, daß ich über den vornehmen Stand des Eigenthümers kaum zweifelhaft bleiben konnte; doch war mir Alles fremd und kein Mensch ließ sich sehen. Ich wollte mich aufrichten, doch hinderte mich der Armverband. Langsam und leise wird jetzt die Thür geöffnet; es trippelt kaum hörbar durch das Zimmer; eine weibliche Gestalt erscheint an meinem Lager, beugt sich vorsichtig zu mir her, und — ich weiß nicht, wie ich die Empfindung beschreiben soll, welche mir durch die ganze Seele flutete. Nicht Schreck, nicht Erstaunen, nicht Freude war es, sondern vielleicht das Alles zusammen, als ich jenes Mädchen erkannte, dessen schnöde Antwort auf das schriftliche Geständniß meiner Liebe mich Jahre lang unglücklich machte. Sie war schnell wieder zurückgetreten, als mein Blick dem ihrigen begegnete. Sie schien unschlüssig, ob sie bleiben oder gehen sollte, denn auf dem Wege zur Thür zögerte sie mitten im

Gemach. Die tiefste Rührung bewegte mir das Herz, in diesem Mädchen die Wärterin, die Retterin eines Menschen zu erkennen, welcher um ihretwillen das Grab gewünscht, den Tod gesucht hatte. Ich wollte sie zurückrufen, da ergriff mich fieberhaftes Zittern, farbige Kreise spielten vor meinen Augen durch einander und kaum hörbar stammelten noch die Lippen: O fliehe nicht! als ich in Ohnmacht versank."

„Das Übrige meiner Geschichte kann ich nun kürzer zusammen fassen. Clary hatte mich immer geliebt, aber ihr Gemüth, heiter und schalkhaft, konnte sich in die steinerne Ernsthaftigkeit nicht finden, welche mir die Eröffnung meiner Liebe dictirt hatte. Daher sollte, was ich für Hohn und Spott, ja für Verachtung in ihrer Antwort ansah, nur als eine wohlthätige Arzenei dienen, um mein schweres Blut, indem es aufgeregt würde, in leichter und klarer hüpfende Wellen zu verwandeln, damit wir Beide nicht allzusehr als schroffe Gegensätze auf dieser Welt daständen, und wirklich konnte ich nun, in meinem innersten Sinne ganz und gar umgewandelt, beim Wiederlesen jenes verhängnißvollen, immer sorgfältig aufbewahrten Briefes gar nicht begreifen, wie mir eine wol etwas übermüthige, aber im Grunde ganz unschuldige

Neckerei damals und auf so lange Zeit alle Sinne und Gedanken zu verwirren vermochte."

„Wir hatten uns wiedergefunden. Zur Aufklärung und Verständigung waren bei einem solchen Wiederfinden wenige Worte hinreichend. Clary war völlig unabhängig, da ihr Vater bei Austerlitz geblieben und die Mutter, vom Gram über diesen Verlust langsam verzehrt, nach zwei Jahren gestorben war. Der Priester verband uns, bevor ich noch völlig genesen war, gleichzeitig mit der Feier jenes Friedens, welcher die Kaisertochter auf den Thron des sinkenden Überwinders erhob. Die Bekannten und selbst viele meiner Freunde hielten mich längst für todt, als ich, mit meiner jungen Gemahlin zur Seite, sie überraschte, und da es mir unbequem war, unsere Erscheinung durch weitläuftige Erzählungen zu motiviren, so haben die guten Leute sich die Mühe nicht verdrießen lassen, diesen Abschnitt meines Lebens als Stoff zu den schönsten historisch-romantischen Novellen in ihren Unterhaltungen zu verbrauchen."

„In den Tagen eines schönen Glückes, einer heitern Ruhe, welche nun über meinem Leben aufgegangen waren, mußte ich bald jener Agnese wieder gedenken, deren Hingebung wie mit Zaubergewalt die schwarze Binde eines wahrhaft entsetzlichen

und mir selber qualvollen Wahnes mir von den Augen genommen hatte. Doch ihr Schicksal sollte mir Jahre lang fremd bleiben, und als ich endlich ihren Aufenthaltsort erfuhr, da war es schon zu spät, in der Sorge für den Sohn menschlicher Weise zu vergüten, was menschliche Schwäche an ihr verschuldet; denn der Knabe war, Jedem unbegreiflich, Jeden erschütternd, verschwunden. Es sollte mir nicht einmal vergönnt sein, ihr selber einen Beweis meines Andenkens zu geben, denn eine Anweisung für sie auf eine Summe, welche ihrem Mann in seinem Handwerke willkommen sein konnte, kam mit der Nachricht zurück, daß Agnese gestorben und ihr Mann, dem es bei Geschicklichkeit und Fleiß in dem kleinen Orte doch an Arbeit gefehlt habe, nachdem er das einzige ihm gebliebene Kind seines Ehestandes einem Verwandten anvertraut, wieder als Gesell auf die Wanderschaft gegangen sei."

„Sie selber, lieber Bonafort, waren Zeuge meines Befremdens, ja meiner Bestürzung, als der Bursche drüben sich einen Namen beilegte, welchen ich als den meinigen ansprechen muß. Ist dies ein Zufall, wie er sich oft ereignet? Kann der junge Mensch mit seiner Offenherzigkeit und Treuherzigkeit schon ein Betrüger sein? — Und doch ist es

wieder höchst wahrscheinlich, daß jener unglückliche Knabe seinen Tod im Wasser fand. — Sie haben schon einmal, mein Freund, ohne Vertrauter meiner Geschichte zu sein, mir darin bereitwillig dienen wollen: jetzt, wo es meiner Stimmung so ganz unmöglich fällt, irgend einen Schritt zu thun; wo Sie, unbetheiligt und mit allen Hauptumständen bekannt, freier und glücklicher zu handeln vermögen, jetzt muß ich Sie um einen gleichen Dienst ersuchen. Reden Sie mit dem alten Zimmermann, mit seiner Frau und Marien, mit Allen, von denen Sie Aufschluß über den Burschen hoffen, und Dieser mag selbst den Reihen einer weitläuftigen Untersuchung eröffnen, indem er Ihnen als Grundlage derselben seine Lebensumstände mittheilt. Doch, ich höre, man sucht uns. Es muß längst Mittag sein — kommen Sie! Und nach Tisch beginnen Sie schon, nicht wahr?"

Bonafort erbat sich die Erlaubniß, allein speisen zu dürfen, da es sein dringendster Wunsch sei, dem Vertrauen des Grafen möglichst bald sich dankbar zu erweisen, ihm aber die Einsamkeit nothwendig werde, die Umstände sorgfältig zu erwägen, um für seine Untersuchung den einfachsten und sichersten Weg auszumitteln. Er mußte dem Grafen verschweigen, daß es ihm bei aller Schuld-

losigkeit unmöglich falle, mit Leonoren vor Zeugen zusammen zu treffen, denn es war ihm das drückendste Gefühl, das Fräulein durch seine Gegenwart bei der Tafel unangenehm zu berühren.

Eben so gern würde sich die junge Gräfin der Gesellschaft entzogen haben. Sie fühlte nur zu lebhaft, daß sie ein kaltes Bezeigen gegen Bonafort kaum werde unterdrücken können, und vor dem bei der Tafel wieder erscheinenden Baron Seewald, welchem sie mit sichtlicher Wohlgefälligkeit so Manches von Jenem erzählt, erröthen müsse. Doch faßte sie sich endlich, da sie des Vaters ironische Klagen über die tausendgestaltigen weiblichen Launen fürchtete, und gegen Diese war ihre Seelenklarheit zu unduldsam, als daß sie nicht alle Kräfte aufgeboten haben sollte, mit Freiheit und Unbefangenheit zu erscheinen. Auf dem Wege zum Speisezimmer war sie fest überzeugt, Bonafort nicht zu finden, und als sie ihn nun auch wirklich nicht fand, war sie doch betroffen, denn was konnte diese Selbstverbannung anders zum Grunde haben, als ein unfreies Bewußtsein? Und dieses auf Bonafort lasten zu sehen, — sie wußte selbst nicht, was sie davon denken sollte.

Der Graf sprach nur wenig: die Erwartung Dessen, was vielleicht schon die nächste Stunde

ihm enthüllen konnte, zog ihn unwillkürlich in theilnahmloses Nachsinnen zurück. So fand sich denn Seewald, heimlich triumphirend über Bonaforts Nichterscheinen, im Zusammentreffen mit dem eignen klüglichen Abwälzen aller Unpäßlichkeit als Gesprächsführer in dem schönsten Elemente. Sorgfältig vermied er Alles, was an den Freiherrn erinnern konnte; er benahm sich, als sei Dieser überhaupt gar nicht vorhanden: aber mit großer Geschicklichkeit lenkte sein Vortrag ganz ungezwungen zu allerlei, mit seiner eignen Gartenscene nahe verwandten Geschichten hinüber, welche beweisen sollten, daß oft Demjenigen am wenigsten zu trauen sei, dessen Charakter und Gesinnung man bisher fest und tadellos geglaubt. Er erzählte leicht und angenehm, ließ gelegentlich und ohne Anmaßung eine ganz einfache, doch sicher begründete Philosophie durchschimmern, und wußte auch dem Witze seine rechte Stelle anzuweisen, so daß selbst der Graf, manchmal aus seiner nachdenklichen Schweigsamkeit auflächelnd, fast vergaß, wie mehre dieser Geschichten ihn sich selber vor Agnesens Fenster erblicken ließen.

Leonoren war es angenehm, den Baron so gesprächig und unterhaltend zu finden, denn als Zuhörerin war sie aller Ansprüche auf ihren Beitrag

zur Unterhaltung, welcher ihr heute schwer gefallen sein würde, ganz enthoben, und da ihr unbefangener Sinn, ihr reine Arglosigkeit noch weniger als des Grafen Gedankenabwesenheit irgend eine Absicht, eine Beziehung ahnete, so horchte sie bald aufmerksamer nach dem Erzähler. Aber es konnte doch nicht an thätigerm Antheil fehlen, wozu Seewalds philosophische und moralische Betrachtungen die nächste Gelegenheit boten. Sie sah sich zu Fragen, Einwürfen veranlaßt, und seine Erörterungen machten wieder Erläuterungen nothwendig: — kurz, man war im eifrigsten Gespräch von der Tafel aufgestanden, man war sogar auf die Terrasse hinausgetreten, ohne davon zu wissen. Nur der Graf war zurück geblieben, in der Einsamkeit mit Ungeduld auf Bonaforts ersten Bericht harrend.

„Sie reden mir das nicht ein, Baron! rief jetzt Leonore mit Lebhaftigkeit. Ich kann auf keinen Fall Ihre Meinung theilen, daß selbst der gebildetste Mensch nur ein Unterthan seiner thierischen Natur sei. Ich rede nur als Weib über solche Dinge und verstehe mich nicht auf abstracte Deductionen, nicht einmal auf eine andre Logik, als die, welche jedem Geschöpfe mitgegeben ist: dennoch halte ich meine Ansicht nicht zurück. Ich glaube

nicht an Einseitigkeit in der Natur, welche Sie nothwendig voraussetzen müssen, wenn Sie Recht behalten wollen; und wenn Sie zugeben, daß der Mensch aus Körper und Geist besteht, so müssen Sie mir auch einräumen, daß der Himmel schon für nöthiges Gleichgewicht zwischen ihnen gesorgt habe, oder Sie beschuldigen den Himmel eines wirklich unverzeihlichen Versehens. Eben dieses Gleichgewicht aber zu erkennen, auszubilden und zu erhalten, ist die Aufgabe jedes Menschen, der auf Bildung Anspruch haben will. Gewiß hat die Lösung dieser Aufgabe Schwierigkeiten: aber ich kann mich nicht entschließen, Denjenigen als gebildet anzusprechen, welcher diese Aufgabe verkennt, und noch weniger könnte solch ein Mensch jemals mein Freund werden."

Erwünschter konnte für Seewald nichts kommen, als Leonorens Schlußsatz. „Wer könnte, hub er mit fein lächelnder Schlauheit an, wer könnte wol einer so liebenswürdigen Philosophin zu widersprechen wagen? Wer muß nicht einer so schönen als wahren Ansicht der menschlichen Natur unbeschränkten Beifall schenken? Auch ist es ganz die meinige. Nur von Abweichungen sprach ich, und eben jetzt, wo ich so gern der Freude mich ganz überlassen möchte, in Ihrer Ge-

sinnung, in Ihren Grundsätzen den reinsten und vollsten Anklang meines eignen Strebens zu finden, eben jetzt muß ich schon wieder an eine solche Abweichung erinnert werden: Jener Eichbaum —"

Leonore wurde vom glühendsten Roth übergossen. Es war der Baum der Erkenntniß: derselbe, dessen Wurzel eine Stirn berührt haben sollte, auf welcher Leonore noch vor wenigen Stunden so manche menschliche Tugend, so manche männliche Liebenswürdigkeit gelesen hatte: und auch dieser Stirn sollte die Falte der Schwäche, der unreinen Leidenschaft nicht fehlen? Fast in demselben Augenblicke, wo Seewald sein letztes Wort aussprach, erkannte Leonore schon, welche Bedeutung und Deutung dessen Tischerzählungen eigentlich haben sollten, und in tiefster Seele schmerzhaft ergriffen, wandte sie sich mit den aus dem übervollen Herzen heraufzitternden Worten: „O lassen Sie!" zur Seite. Sie bedeckte die Augen mit der Hand, denn Thränen stürzten unaufhaltsam hervor. Diese so ganz unerwartete Wendung des scheinbar harmlosen Gespräches hatte sie so erschüttert, daß sie, von den widersprechendsten Gefühlen überflutet, keines Gedankens fähig war.

Noch stand der Baron, unschlüssig die Fortwankende betrachtend, auf derselben Stelle, da trat

Marie aus dem Hintergrunde des Gartens und eilte mit hastigen Schritten auf die Herrin zu. Seewald hörte kaum den Ausruf: „Er ist fort!" aus ihrem Munde, als er schon hinzutrat, und auf die antheillose Frage Leonorens: „Wer ist denn fort?" antwortete Marie schluchzend: „Lieber Gott! Wer kann's denn anders sein, als der Eberhard?"

„Daran, sprach Leonore kalt und wie in sich selber, daran ist Jener auch wol schuld, mit dessen Ankunft schon sich das Unheil in unser so schön geträumtes Leben geschlichen hat, und wer weiß, was morgen hereinbricht! Ich mag nichts mehr wissen, Marie, jetzt nicht. Bald vielleicht bin ich ruhiger. Heute Abend magst Du mir's erzählen, aber jetzt laß mich — es ist genug!"

Sie ging schnell in das Schloß zurück, und Seewald, welcher wol einsah, daß seine Thätigkeit für heute ihr Ziel gefunden, aber auch getroffen, wandte sich zu der lieben unglücklichen Kleinen, wie er sie nannte, streichelte ihr über die beschämten Wangen und fragte nach den näheren Umständen von Eberhards Verschwinden. Aber Marie war beängstigt, verwirrt; sie konnte nur unzusammenhängend erzählen und sprang von Eberhards unbegreiflicher Flucht plötzlich auf sein räthselhaftes Erscheinen im Hause der Ältern über. Da wurde

Seewald aufmerksam. „Eberhard heißt er? Ist vor vier Jahren in einem stahlgrauen Jäckchen mit Silberschnüren hieher gekommen? Hat blaue Augen? Braunes lockiges Haar?" Diesen und noch mehren schnell auf einander folgenden Fragen folgte eben so schnell Mariens Ja, und sie wunderte sich, wie nur der Herr Baron nach Dingen nochmals so angelegentlich fragen könne, die sie eben selber deutlich und ausführlich erzählt habe. Doch der Baron sagte ganz trocken: „Zufällig ist mir bei Deiner Erzählung ein Steckbrief ins Gedächtniß zurückgekommen, den ich vor einigen Jahren las, und nach Deiner Beschreibung kann der Eberhard kein Andrer sein, als jener von der Obrigkeit verfolgte Bursche, dessen Verbrechen mir übrigens nicht erinnerlich ist. Danke daher Deinem Geschicke, welches Dich und Deine Ältern von ihm befreien wollte, denn ihr hättet gewiß noch ein Unglück mit ihm erlebt." Nach diesen Worten verließ er Marie, die mit einem Schrei des Entsetzens fortstürzte, Vater und Mutter aufzusuchen. Aber das Haus war verlassen, und in ihrer Trostlosigkeit setzte sich das unglückliche Mädchen in den sonst so behaglichen Abendwinkel des Vaters und weinte unaufhörlich.

Dieser aber war mit der Mutter in Bonaforts

Zimmer auf dem Schlosse. Sie hatten dem Freiherrn schon Alles gesagt, was sie von Eberhard wußten, so daß Jener geneigt war, des Grafen Vermuthungen zu bestätigen, und schon sich freute, dies Mal glücklicher in Ausführung seines Auftrags zu sein, als früher in Maiburg. Er wollte jetzt die beiden Alten mit dem Bedeuten entlassen, ihm den Eberhard herzusenden, damit dessen eigne Erzählung von seiner Herkunft und seinen Schicksalen vielleicht noch einen und andern Widerspruch beseitige, da erhob sich Alpstein verwundert und sprach: „Den Eberhard? Wir glaubten der gnädige Herr wüßten schon, daß er davon gegangen ist.“ „Wie? Davon gegangen?“ rief Bonafort halb erschrocken. „Freilich! entgegnete Alpstein, leider ist der Junge fort und ich dachte, wir sollten hier nur Auskunft geben, damit man ihm besser nachspüren könnte, und wir unsern Eberhard bald wieder bekämen.“ „Ach! fiel Brigitte mit nassen Augen ein, gnädiger Herr, der Junge, der Eberhard, ist so gut, wie Keiner, und gewiß nicht wegen schlechter Streiche fortgelaufen.“

„Was kann ihn denn nur bewogen haben?“ fragte Bonafort, verdrießlich, diesen Tag, welchen er eben noch vergnügt und glücklich enden wollte,

nun doch so schlecht beschließen zu müssen, wie er angefangen war. „Ja, das weiß der liebe Gott! erwiederte der Zimmermann, und seine Frau wischte mit dem Zeigefinger durch die Augen. Das ist uns, fuhr Jener fort, ganz unbegreiflich. Er war nach dem Walde gegangen, einiges Bauholz auszuschlagen; aber er konnte dort kaum angelangt sein, als er auch schon wieder ins Haus trat, hastig auf seine Kammer lief und eben so hastig mit einem Bündel im Arme wieder in unsre Stube kam. Da sprach er: Ich muß fort, oder ich bin verloren. Verbrochen hab' ich nicht das Mindeste, aber draußen auf der Landstraße — o verrathet mich nur nicht! Lebt wohl, küßt Marie, ich komme ja bald, recht bald wieder! — Wir waren so verdutzt, daß er schon vom Hofe war, als wir ihn zurückhalten wollten. Er achtete nicht auf unser Rufen; er war aus dem Dorfe, wie nun die Nachbarn einzeln zusammen kamen, sich erzählen ließen und dann erst ein paar rüstige Männer seiner Spur folgten."

„Ach, was wird das helfen! jammerte Brigitte, der Junge ist zu schnell, die Nacht ist vor der Thür, da findet ihn kein Mensch. Und wenn er nun gar ins Wasser liefe — o du mein allergnädigster Herr Gott im hohen Himmel! ich könnte

ja vor Scham und Gram niemals wieder in die Kirche gehn."

Der Freiherr suchte die gute Frau zu beruhigen; selbst der Mann erinnerte sie, daß Eberhard gesagt, er komme bald wieder, und Eberhard halte sein Wort, denn er sei durch und durch wahrhaftig. Das beschwichtigte denn die Frau nicht wenig. Sie verließ mit dem Alten den durchaus verstimmten Bonafort, welchem nur das traurige Geschäft blieb, dem Grafen zu sagen: Sein wiedergefundener sei auch schon wieder ein verlorner Sohn.

Alpstein betrachtete nochmals seine Schreiberei. Vor ihm lag nämlich ein Kalender, in welchem er gewissenhaft alles Merkwürdige seines Lebens, seiner Familie und Wirthschaft, sowie die Ereignisse im Bereiche des Dorfes aufzeichnete. Jetzt schlug er das Buch zu, und indem er die Feder auswischte, sprach er zu Brigitten, die sich eine stattliche Sonntagshaube vor dem dunklen Spiegel aufsetzte: „Wunderlich bleibt es doch immer mit dem Dienstage! Man soll an dergleichen Dinge nicht glauben, sagt unser Herr Pfarrer, und er mag sonst wol Recht haben: aber was Einem so offenbar und mit Gewalt in die Hand geschoben

wird, das kann man denn doch nicht zurückweisen. So geht es mit dem Dienstage. Schon vor alten Zeiten haben die Menschen gewußt, daß er ein sonderlicher Kauz ist, und getrachtet, ihn zum Montage umzuschaffen. Darum halten wir diesen noch für einen halben Sonntag und fangen die Woche mit dem Dienstage an. Uns aber hat das nichts geholfen! So lange ich denken kann, ist er uns kein glücklicher Tag gewesen. Wurde wer krank, starb eine Kuh, oder ward uns auch nur ein Hund gestohlen, — es geschah richtig an einem Dienstage. Noch nicht lange war ich Gesell geworden, da richteten wir eine neue Pulvermühle und ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, daß ich dabei vom obern Fachwerk herabstürzte, mir alle Glieder zerschlug und lange liegen mußte. Das war auch so ein Tag und ich habe davon bis auf diese Stunde noch das Jucken und Zucken im linken Beine, wenn das Wetter umschlagen will. Auch ist die Mühle bald in die Luft geflogen. Kurz, es ist nun einmal in unsrer Haushaltung mit dem Tage nicht richtig, und sollte Dir auch nur das Essen anbrennen, was sonst die ganze Woche nicht geschieht. Da hab' ich denn eben auch wieder, weil mir's damals nicht gleich möglich war, Eberhards Flucht bei dem Dienstage

niederschreiben müssen, und daß wir nun heute den Frühlingstanz haben, ist mir gar nicht recht. Ich bliebe gern zu Hause, wenn's nur der Herrschaft wegen sich thun ließe."

Brigitte, welche noch nicht daran gedacht hatte, daß heute wieder ein Dienstag sei, band im Schrecken über diese Entdeckung die feine Florschürze verkehrt vor. In früheren Jahren zankte sie wol mit dem Mann über sein gottloses Vorurtheil: allein ihre frommen Grundsätze schienen nicht stark genug gegen so manche Erfahrungen, und ihr einfacher Sinn fand endlich sogar ihr festes Vertrauen auf die Vorsehung mit einem Glauben vereinbar, welcher sie antrieb, am Dienstage ganz besonders vorsichtig und aufmerksam in Keller und Küche zu sein. Nun erst fiel ihr ein, daß der Mann den Reißbrei angeräuchert gefunden hatte; sie achtete nur am Mittage nicht gleich darauf, weil sie den ganzen Tag mit sorgfältiger Prüfung und wahrhaft ängstlicher Wahl ihres Anzuges beschäftigt war, damit sie nicht allein anständig vor den Herrschaften, sondern auch im rechten Verhältnisse zu den übrigen Dörflerinnen erschiene. Der Scheu vor dem Dienstage gesellte sich zugleich Verdruß über die vergeblich an den Putz verschwendete Mühe und Sorgfalt. „Höre, sprach sie daher, ich

will doch einmal zu Marien hinübergehn, ob sie vielleicht zu Hause bleibt. Geht sie aber nach dem Gewächshause zum Tanz, so weiß ich doch wirklich nicht, wie wir dann wegbleiben können."

Alpstein lächelte über Brigittens Furcht im Kampfe mit der Eitelkeit. „Närrin! rief er, Du bist abergläubig. Da wir einmal die Erfahrung gemacht haben, daß dieser Tag uns misgünstig ist, so müssen wir frei und mit Vertrauen gerüstet erwarten, was er bringen will. Darum gehen wir nun doch nach dem Gewächshause, mag's kommen, wie's will."

Er steckte die Feder, die er bisher zwischen den Fingern gedreht hatte, hinter den Spiegel, hing den Kalender darunter, und ging dann, seinen Festrock anzuziehen, auch die alte Troddelmütze mit der saubern blauen Tuchmütze zu vertauschen, die er sonst nur an Sonntagen zu tragen pflegte. —

Der Graf fand sich bei der eben geendigten Mittagstafel mit Leonoren allein. Bonafort war heute, wie schon öfterer in dieser Zeit, abwesend, eine neuentdeckte Spur des verschwundenen Eberhard zu verfolgen, und wie gern er auch Diesen dem Grafen wieder zugeführt hätte, so war ihm doch die Gelegenheit willkommen, einem Orte fern zu sein, wo ihm das schönste Vertrauen verloren

gegangen, ohne einen günstigen und schicklichen Augenblick für seine Rechtfertigung zu finden, ohne aber auch zu bedenken, daß solche Augenblicke seltner werden mußten, je mehr er sich von Leonoren und selbst vom Grafen entfernte. Gegen Diesen war nämlich auch sein alter Groll wieder erwacht, weil er in seinen Confessionen des Barons und seiner Heldenthat mit keiner Sylbe gedenken wollen, vielmehr scheinbar vorsätzlich die sicherste Erwartung getäuscht habe. — Seewald hatte merken lassen, daß bei dem heutigen Feste auch eine besondere Überraschung nicht fehlen werde, und daher sich früher von der Tafel entfernt, um noch einige Vorkehrungen zu treffen.

„Es ist mir erwünscht, begann jetzt der Graf, in langsamen Zügen sein Glas leerend, recht erwünscht, mit Dir einmal ungestört reden zu können. Du weißt wol, ich halt' es nach bitteren Erfahrungen fast für eine Tugend, die ernsthaften Sachen nicht schwer zu nehmen, und bin daher räthselhaften Einleitungen zu künstlichen Vorbereitungen auf an sich ganz einfache Dinge sehr abhold. Willst Du jedoch, fuhr er lächelnd fort, das eben Gesagte dennoch in dieselbe Kategorie gestellt wissen, so bedenke, liebes Kind, daß die folgenden Worte zwar nicht zu den unaussprechlichen

gehören, aber doch zwischen uns noch niemals ausgesprochen sind. Kurz — es kann Dir nicht entgangen sein, welche Empfindungen den Baron in Deiner Gegenwart beseelen. Seine Wünsche sind noch gefesselt von zarter Scheu: dennoch hat er sich eben heute gegen mich verrathen, und Beide müssen wir nun förmliche Anträge wol bald erwarten. Was sagt Dein Herz, Leonore?"

„Es schweigt!" lispelte Diese. Was konnte sie auch Anderes sagen? Gleich bei den ersten Worten des Grafen erwartete sie das Folgende; nur kam ihr der Baron, vielleicht eben deshalb, weil Dieser so nahe stand, nicht in den Sinn. Und als sie nun seinen Namen hören mußte, schob ihre Einbildungskraft sogleich den Freiherrn Bonafort dazwischen. Das Selbstgeständniß drängte sich in dem unruhigen Busen herauf, Diesen allein geliebt, und — Diesen unwürdig gefunden zu haben, war ihr peinlich. Für Seewald sprach nichts in ihrem Herzen, als ein Gemisch von Anerkennung freundschaftlicher Aufmerksamkeit und Besorgniß für ihre Ruhe, und von Zweifeln an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, indem sie jener Scene gedachte, wo er so manche Vorfälle aus dem menschlichen Treiben als Spiegel für Bonaforts Seele und Gemüth mit einer Gewandtheit

entschleierte, die ihrer Ahnung, wenn auch noch dunkel, kaum anders, als von versteckten Nebenabsichten künstlich berechnet erschien. So viel daher auch in ihrem Herzen vorgehen mochte, so konnte sie doch mit Wahrheit jene Antwort dem Vater geben.

Dieser aber entgegnete: „Schweigt Dein Herz auch den Wünschen des Vaters? Wünsche, die, von dem Gefühl der Dankbarkeit, der reinsten Achtung eingegeben, dem Baron gern bethätigen möchten, daß ich weiß, was wir ihm schuldig sind.“

„Lieber Vater! fiel ihm Leonore ins Wort, sind Sie denn darum Ihre Tochter schuldig? — O ich möchte wol einmal Vater sein, um zu wissen, was ich einer geliebten Tochter, einem unschuldigen, bekümmerten Mädchen auf solche Frage zu antworten hätte!“

Im Ausdruck ihrer Worte lag eine so schmerzliche Naivetät, daß der Graf stutzte. Sein Gemüth war in diesen Tagen so vielseitig bewegt, daß er in manchen Augenblicken sich der Freiheit beraubt sah, die Richtung desselben zu bestimmen. Er fühlte, wie Manches er gut zu machen habe: die Gelegenheit, den klaren Grund, den Edelmuth seiner Gesinnung an den Tag zu legen, war durch

Leonorens Abneigung gefesselt, mit Eberhards Flucht verschwunden, durch Agnesens Tod vernichtet. Seine Tochter durch Überredung oder ähnliche Mittel einer Verbindung mit Seewald geneigt zu machen, lag seinem Charakter fern und vertrug sich mit seiner Liebe zu Leonoren um so weniger, je mehr Ansprüche darauf Liebenswürdigkeit und anmuthige Jugend des einzigen Kindes hatte. Dieses Kind nannte sich ein bekümmertes Mädchen, und mit besorgter Theilnahme fragte der Graf: „Warum bekümmert? Liegt irgend Etwas Dir auf dem Herzen, so kennst Du in meiner Brust den sichersten Schrein für Deine Freude wie für Deinen Schmerz. Sind aber meine Dir ausgesprochenen Wünsche der einzige Grund Deines Kummers, so höre, was ein Vater darauf sagen kann. Jene, häufig nur aus einem Gemisch von Älternliebe und Älterngewalt mit Rücksicht auf Verhältnisse, Vortheile und dergleichen entsprungenen, fast zu Gemeinplätzen herabgesunkenen Redensarten, als etwa: kindlicher Gehorsam, das Beste, die Wohlfahrt der Kinder; Freude an den Kindern erleben; Enkel auf den Knien schaukeln, und noch ein ganzes Heer solcher Sachen, gewöhnlich am Schlusse mit der göttlichen Fügung gekrönt, — diese Redensarten, einen wie schönen Grund sie an sich

haben, mag ich bei Dir nicht verschwenden. Dich hinzugeben um Verpflichtungen zu tilgen, kann mir niemals in den Sinn kommen. Finden daher meine Wünsche keinen Anklang in Deiner Neigung, kurz — ist es Dir unmöglich, dem Baron mit Deiner Hand auch Liebe zu geben, so schweigen meine Wünsche. Doch betrügen wir uns am meisten in den Empfindungen der Liebe und des Hasses, die, aus einer Wurzel entsprießend, wie eine Sphinx in unserer Seele ruhen, und Übereilung, vorwitzige Klugheit, unbedachtsames Verkennen haben schon manches Herz bei Lösung ihrer Räthsel zu Grunde gerichtet. Ich beschuldige Dich weder des Einen noch des Andern, denn ich kenne Dein ernstliches Bestreben, Dich klar und frei in Dir selber und der Umgebung gegenüber zu erhalten: aber ich kenne nicht weniger die menschliche Schwachheit, überall der Täuschung unterworfen. Daher lassen wir uns Zeit, nochmals zu prüfen, ob nicht irgend ein noch verstecktes Vorurtheil Dir Abneigung gegen einen Mann predigt, dessen unbescholtenen Charakter wir achten müssen, dessen ehrenhafte Wünsche wir nicht kurz zurückweisen dürfen, dessen Verdienst um unsere Wohlfahrt die vollste Anerkennung fodern darf."

„O mein theurer Vater! rief Leonore, in tiefster

Seelenbewegung ihn mit beiden Armen umschließend. Theuerster Vater — ich will Ihnen Alles sagen. Meine Ahnungen, meine Zweifel, die Widersprüche in meinen Empfindungen — es bedarf keiner Bedenkzeit, keiner Prüfung — Alles, Alles will ich Ihrer eignen Entscheidung gleich jetzt übergeben, und diese soll mir sagen, ob aus dem wogenden Widerstreit aller Gedanken und Gefühle wol jemals die Knospe süßer Neigung sich erheben, die Blume wahrhafter Liebe im Sonnenschein des Lebens ihren Duftkelch wiegen kann."

Sie neigte das Gesicht an die Brust des Vaters, welcher sanft die herabfallenden Locken von ihrer Stirn zurückstrich. Sie schien in diesem Augenblicke selber eine Blume zu sein: die Aufregung ihres Innern sprach sich in jeder Bewegung durch ein Schwanken aus, wie wenn ein Windhauch die Blumendolde streift, und ihr Gesicht leuchtete wie eine Rose im Doppellicht der sinkenden Sonne und heraufziehender Wetterwolke.

„Rede, mein Kind!" sprach der Graf erwartungsvoll mit bewegter Stimme. Leonore schob ihren Stuhl herbei, schmiegte sich dicht an den Vater, legte die rechte Hand auf seine Achsel und faßte mit der linken inbrünstig die seinige. Sie zögerte; sie konnte für die Erzählung alles Wider-

wärtigen, welches mit Bonaforts Erscheinung ihren Frieden untergraben, alles Unheils, welches an einem und demselben Tage hereingebrochen, keinen Anfang finden, denn im tiefsten Herzen sprach noch eine leise Stimme für Bonafort, kämpfend mit Seewalds Einflüsterungen, und für Jene wie für Diese das rechte Wort zu treffen und daraus den Zustand ihrer eignen Brust klar zu entwickeln, schien ihr mit jeder fliehenden Secunde des Schweigens unmöglicher.

Aber ihr sollte nicht vergönnt sein, heute schon einen Ausweg aus dem Labyrinth ihrer Seele durch des Vaters Ausspruch zu finden. Seewald erschien in der Thür und erbat die Erlaubniß, die junge Gräfin nach dem Gewächshause führen zu dürfen. Der Graf erhob sich, drückte die Hand Leonorens und flüsterte: „Morgen, mein gutes Töchterchen, morgen! — Unser Vetter, fuhr er laut fort, indem sie die Terrasse hinabschritten, Vetter Bonafort läßt heute doch lange auf sich warten. Ich hätte gern ein Tänzchen von Euch gesehen, um mir Eure Kindersprünge noch einmal recht lebhaft zurückzurufen.“

„Es ist, nahm Seewald das Wort, es ist doch wirklich eigen mit des Freiherrn öfterer Abwesenheit im Verein mit seinem schweigsamen, geheim-

nißvollen Bezeigen. Ich möchte wetten, es steckt irgend ein Abenteuer, ein Plan dahinter, und da man bei solchen Erscheinungen immer zuerst an Liebesverhältnisse denkt, so bin ich ebenfalls nicht frei von solchen Gedanken. Wir erfahren gewiß bald eine seltsame, romantische Geschichte."

Der Graf, welcher das leicht gekonnt, hatte keinen Grund, Seewalds Vermuthungen zu berichtigen, und Leonore mochte nichts erwiedern. So kamen sie schweigend dem Gewächshause näher, zur Seite hinter den Bäumen und Gebüschen, welche dem freien Plan am Fuße der Terrasse zur Einfassung dienten, versteckt. Durch die Blätter spielte bunter Lichtschimmer, und als die Nahenden jetzt der Krümmung des Weges folgten, standen Vater und Tochter überrascht vor dem zu einem erleuchteten Portal umgewandelten Eingange des Gewächshauses. Über dem Portale funkelten ihre Namenszüge und vor demselben standen Mädchen und Bursche festlich gekleidet, mit Blumengewinden in den Händen, in vorbedachter Ordnung. Jetzt begann die Musik und durch die Reihen schritt Marie, weißgekleidet und zierlich bekränzt, der Herrin entgegen. Sie überreichte Dieser auf gesticktem Atlaskissen ein Gedicht und nun begann ein Gesang der Mädchen und jungen

Männer. Die Verse huldigten der jungen Gräfin als dem Genius des Frühlings, und wanden sich, das menschliche Leben allegorisirend, durch Sommer und Herbst nach dem Kamin des Winters, welchen schon kleine Genien für den nächsten Frühling anmuthig umspielten. Die prächtigen, aus der Begeisterung des Verfassers emporgeschossenen Worte nahmen sich wunderlich im Munde der einfachen Landkinder aus. Indessen fühlte sich der Graf und Leonore freundlich angesprochen: sie mußten wenigstens die gute Absicht ehren, und Leonore dachte nur später erst an Bonaforts Philippika gegen dergleichen Hervorbringungen.

Leonore dankte den guten Kindern mit der ihr eignen Güte, und wandte sich dann zu Seewald, welcher sogleich als Anstifter dieser Festlichkeit erkannt werden mußte. „Sie haben mir eine schwierige Rolle in dem Genius des Frühlings zugetheilt, Herr Baron. Das einzige Gefühl, welches die Menschen beim nahenden Frühling ergreift, ist die Hoffnung, in wie verschiedener Weise dieses Gefühl auch sich aussprechen mag. Wie soll nun ein armer Genius sich gehaben? Kommt er fröhlich, mit Blumen bekränzt, unter Sonnenschein und Vogelgesang, so wird er ein Betrüger gescholten, wenn es dem Sommer und Herbst nicht gefällt,

genau seinen Fußstapfen zu folgen. Naht er sich nur zögernd und dann schnell verschwindend, Schneeflocken statt Blumen umherstreuend, dann ist des Haderns kein Ende, und wie mild und segenreich seine Nachfolger sich zeigen mögen, es denkt Keiner an eine gute Nachrede, denn wie lange schon ist er vergessen! — Doch, man erwartet von uns die Eröffnung des Balls! Komm, Marie!"

Sie legte Mariens Hand in die des Barons, wählte für sich selber einen schlanken Burschen, und so schritten sie, von allen Theilhabern des Festes paarweise gefolgt, unter hellaufschallendem Lebehoch in das Gewächshaus. Dieses war mit Blumenkränzen ausgeschmückt; durch mehre vom Garten zurückgebrachte Südbäume war der Tanzraum besonders ausgeschieden, und es gab einen lieblichen Anblick, als die Tanzenden im Sonntagsputze wie lebendige Blumen unter dem frischglänzenden Grün dieser Fremdlinge hinschwebten.

Der Graf, welcher mit den Schicksalen und Verhältnissen der meisten Anwesenden bekannt war, hatte sich gleich anfangs unter die Zuschauer begeben, mit Dem und Jenem freundlich gesprochen, und sah sich jetzt unter der Menge nach Mariens Vater um, welcher mit seiner Brigitte schon längst

in stummlächelnder Erwartung des Grafen Näherkommen entgegensah. „Es ist mir doch lieb, sagte der Graf, Euch hier zu finden. Ich dachte, der Verdruß über Eberhards Flucht hätte Euch zu Hause gehalten. Ich kann Euch sagen, daß einige Hoffnung da ist, ihn sehr bald wieder zu sehn. Mein Vetter Bonafort gibt sich seinetwegen alle Mühe und ist eben heute wieder nach dem seltsamen Jungen aus, da wir erfahren, daß er wie ein Einsiedler drüben im Gebirge stecken soll. Habt Ihr noch keinen Grund auffinden können, weshalb eigentlich der Eberhard davon gegangen ist?"

„Ach nein, Herr Graf! Es ist uns ganz unbegreiflich, wie der Junge nur dazu gekommen sein mag. Er sprach nur von einer Begebenheit auf der Landstraße, und da sind wir denn nach vielem Hin- und Hergrübeln auf den Gedanken gefallen, daß er vielleicht von seinen Ältern Wen angetroffen habe. Warum er aber deshalb so zu sagen heimlich und ohne Dank weglaufen mußte, das können wir freilich damit nicht reimen."

„Er könnte nur, sprach der Graf, den Vater gefunden haben, denn die Mutter ist todt." Er war in sich betroffen über eine Antwort, die ihm ein Selbstverrath schien; aber Alpstein fand nichts Auffallendes darin und meinte nur, die Nachricht

vom Tode der Mutter werde Eberharden am Ende nicht einmal sonderlich betrüben, da er stets eine unvertilgbare Furcht vor dieser Frau geäußert habe. „Ich wünschte doch, fuhr der Graf fort, den Freiherrn schon wieder zurück, denn wenn Eure Vermuthung gegründet wäre, so hätte mein Vetter nur verlorne Mühe."

Gleich darauf trat Bonafort wirklich in die Versammlung. Sein schnelles Reiten hatte ihn erhitzt, der Lichterglanz geblendet, und Beides zusammen gab ihm das Ansehn unstäter Aufregung und scheuer Eilfertigkeit. Er ging hastig, die Augen überall umherwerfend durch die Menge, um den Grafen zu finden, welcher ihm auch sogleich entgegen kam und mit ihm in den dunkeln Garten hinaus ging. Hier erfuhr der Graf, daß Eberhards Schlupfwinkel wirklich in einer Schlucht des Gebirges gefunden sei; daß er diese jedoch heute wieder verlassen, und, so viel man wisse, seinen Weg nach dieser Gegend eingeschlagen habe. Seine Grille, die ihn zur Flucht angetrieben, sei wol in der Einsamkeit verschwunden; er schäme sich wahrscheinlich nur, schon vor den Leuten zu erscheinen und halte sich gewiß in Alpsteins Hause still verborgen.

Sogleich ward ein Diener nach dem Gewächs-

hause gesandt, Alpstein herbeizurufen: man habe gute Nachricht. Alpstein, welcher das Gute dieser Nachricht schon ahnte, zog erfreut seine Frau bei Seite, flüsterte ihr schnell zu, sie möge Marie aufsuchen und sich mit ihr auf jeden Wink bereit halten, und eilte dann hinaus. Aber er hatte den Grafen und Bonafort noch nicht erreicht, als ein heftiger, aus dem Gewächshause herüberschallender Tumult ihn unschlüssig machte, ob er weiter gehen oder zurückkehren solle. Da stürzt ihm Brigitte mit dem schreienden Ausruf entgegen: „Marie ist fort!" — „Gestohlen! Entführt!" tönen viele Stimmen durch einander, und sogleich schwärmt die ganze Tanzgesellschaft in allen Richtungen durch den weiten Park.

Der Baron führte Leonore durch das tosende Gewirr nach dem Schlosse. Sie war fast in zorniger Bewegung, welche noch gesteigert wurde, als Seewald im Laufe seiner besänftigenden Suade gleichsam unbedacht einmischte: „Meine Vermuthungen scheinen sehr schnell eine wahrhaft niederschlagende Gewißheit erlangen zu wollen, und was die öfteren Reisen des Freiherrn, sein plötzliches, verstörtes Erscheinen im Gewächshause fast gleichzeitig mit Mariens Verschwinden zu bedeuten haben, muß sich bald zeigen. Doch kann ich nichts

eifriger wünschen, als einen Irrthum, welcher mich in Gefahr bringt, die sonst bekannte Unbescholtenheit des Freiherrn auf eine wahrhaft empörende Weise anzutasten. Nur ist es freilich wieder auffallend, daß der junge Bursche, gleichsam mit Vorbedacht, früher entfernt werden mußte, damit er heute nicht etwa im Wege stehe."

Sie waren jetzt auf die Höhe der Terrasse gekommen und Leonore sprach, in ihrem erschütterten Zustande von seltsamer, in Zorn und Wehmuth schwankender Aufregung ergriffen: „Seewald! Wenn Sie Recht haben, so bewundere ich Ihren Scharfsinn; so staune ich über ein Geschick, welches Sie mit Vorliebe gewählt hat, unser Retter aus Gefahren zu sein, von denen wir nimmer zuvor eine Ahnung hatten." „Gefahren? fragte Seewald verwundert. Nur von einer weiß ich, wo ein Zufall mich begünstigen wollte. Doch jetzt, hier, entdeckt sich mir nicht der schwächste Schimmer eines Sie selbst bedrohenden Gewitters, meine theuerste Freundin." „O dann, rief sie, dann muß ich die Unschuld und Reinheit Ihrer Gesinnung bewundern, und nicht ohne Beschämung der Zweifel gedenken, die mich beunruhigten."

Seewald ergriff stürmisch ihre Hand, sank auf das Knie und indem er einen feurigen Kuß auf

die Hand drückte, sprach er: „Leonore, dieses Geständniß, womit Sie allen Zweifeln Abschied geben, — ach! mich gibt dieses Geständniß tausend Zweifeln wieder hin. Ist der Glaube nicht Vermessenheit, in einer Brust zu leben —“ Mit einem zuckenden Druck entwand ihm Leonore die Hand. Sie wollte, sie konnte Seewald nicht weiter reden lassen; ihr ganzes Dasein war zersplittert. „Lassen Sie mich mir selber wiederfinden! sprach sie mit hervorströmenden Thränen. O gütiger Himmel — ich bedarf der Ruhe für dieses gefolterte Herz!“

Sie wankte ins Schloß, und Seewald, von den kühnsten Hoffnungen beseligt, ging in den Garten zurück, wo er den Grafen einsam und im Begriffe fand, ins Schloß zurückzukehren. „Eben recht, lieber Seewald! sprach er. Kommen Sie mit mir in ein Zimmer. — Das ist doch, fuhr er, ins Gartenzimmer tretend, fort, das ist doch wahrlich eine seltsame Geschichte. Jedermann hält sich in diesem Augenblicke fest überzeugt, daß kein Andrer, als der Eberhard, auf den tollen Einfall gekommen ist, einmal Entführung zu spielen. Aber ich bin kaum dem Lärm und Geschrei entflohn, so ist mir das auch schon höchst unwahrscheinlich. Man will einen wohlverschlossenen Wagen in Be-

gleitung eines Reiters gesehen haben. Wie sollte der Bursche dergleichen auftreiben? Freilich sagt man, er sei selber in der Nähe des Wagens bemerkt, aber Nacht und Einbildung täuschen gar leicht. Morgen wundern wir uns hoffentlich schon, den wahren Belmonte nicht sogleich errathen zu haben, denn Vetter Bonafort, welcher mich in dieser Zeit mehrfach verpflichtet hat, wird, kaum von einem Streifzuge zurückgekehrt, nun schon wieder der Spur des Mädchenräubers gefolgt sein, und bringt am Ende den Eberhard auch zurück."

Jetzt schien es Seewalden der schicklichste Augenblick, Bonaforts Bezeigen während seines Hierseins ungefähr mit denselben Farben, wie vor Leonoren darzustellen, und nach einer gleichgültig aussehenden Einleitung begann er auch wirklich sein Gemälde zu entrollen. Indessen war der Graf ruhiger, kälter, als seine Tochter; er war mit Bonafort selbst während der langen Trennung in Geschäftsberührungen geblieben und hatte den Vetter stets wahr und offen gefunden. Auch machte der Graf sogleich den Einwurf, daß Niemand besser, als er selber, den Zweck von Bonaforts öfteren Reisen kenne: doch das irrte Seewalden nicht. Er meinte, mit einer Reise lasse sich mehr als ein Zweck verbinden, und fuhr dann ruhig

und mit so fein berechneter Umsicht in seiner Relation fort, daß der Graf wirklich in seinem Glauben an Bonafort wankte und, den Kopf bedenklich schüttelnd, Seewalds Hand ergriff und sagte: „Das wäre denn freilich eine recht romantische Geschichte, wie Sie selber heute schon sagten, lieber Freund. Wahrlich, die Summe meiner Verpflichtungen gegen Sie steigt mit der Verlegenheit über die Art, mich dankbar zu bezeigen. Jetzt weiß ich Ihnen nichts zu sagen, als das alte Sprichwort: Kommt Zeit, kommt Rath, und guter Rath kommt oft über Nacht. Gute Nacht, lieber Baron!"

Beide begaben sich nach ihren Zimmern, und der siegesfreudige Seewald überließ sich den schönsten Träumen, während der ehrliche Alpstein seine Brigitte, welche zwischen Weinen und Schluchzen immer nur: „Mein Mariechen! Mein unschuldiges Kind! Meine einzige Freude!" stammelte, an die Hand nahm, sie durch die auf seinem Hofe versammelten Schwätzer ins Haus zog und sagte: „Ach ja, Brigitte, das ist wieder so ein Dienstag!" Er wischte sich eine Thräne von den Wimpern und verschloß die Hausthür.

Bonafort ritt in die schweigende Nacht hinaus. Mehre junge Männer aus dem Dorfe, welche ihm zu Pferde gefolgt, waren von ihm mit der Weisung zurückgeschickt, andere Richtungen einzuschlagen, die nach einigen Meilen wieder auf die große Landstraße zuführten, da es nicht wahrscheinlich sei, daß der Wagen, gleich anfangs wenigstens, diese Straße halten werde. Auch sei es, die Aufmerksamkeit des Reiters abzulenken, sichrer, die Spur der Räuber einzeln zu verfolgen; an schneller Hülfe werd' es ihm nirgend fehlen.

So verfolgte denn Bonafort einsam seinen Weg, mit den Augen überall umherschweifend, so wenig das bei der ihn umgebenden Dunkelheit auch nützen konnte. Doch waren es ganz andere Betrachtungen, welche seine Aufmerksamkeit begleiteten. Schon früher war ihm der Gedanke gekommen, Leonorens Argwohn und Kälte könne nicht selbständig im eignen Busen, welcher noch vor wenigen Tagen die reinste Freundschaft athmete, sich entwickelt haben, und jetzt ward es ihm fast gewiß, in Seewald einen Nebenbuhler zu sehn, welchem auch die gewaltsamsten Mittel keine Schwierigkeit in Verfolgung seines Zweckes darboten. Was Seewald schon Alles gesagt und gethan hatte, wußte Bonafort freilich nicht: aber er hatte beim

Abschiede vom Grafen jenen Nebenbuhler oben auf der Terrasse von den Knien sich erheben sehn und zu bemerken geglaubt, wie Leonore ihm die Hand gereicht und dann mit dem Tuche vor den Augen in das Schloß getreten sei. Mancherlei zum Theil höchst seltsame Combinationen erweckten bald in ihm den Glauben, mit dem Gelingen seiner gegenwärtigen Verfolgungsreise nicht allein völlige Gewißheit über seine Vermuthungen zu erlangen, sondern auch gegen Seewald als Mensch, Edelmann und Soldat auftreten zu können, um ein scheinbar fein gesponnenes Gewebe von Nichtswürdigkeiten, gleichviel, mit Degen, Kugel, oder durch die Hand der Justiz zu zerreißen.

Der Mond war aufgegangen, und indem Bonaforts Blick über den zwischen den Feldern weithin gedehnten weißgrauen Streif der Landstraße fiel, sah er in einiger Entfernung einen Menschen rasch vorwärts schreiten. Bonafort spornte sein Pferd und bald war der rüstige Wandrer eingeholt. Dieser sah nach dem Reiter hinauf; der Mondschein fiel auf sein Gesicht, und — „Eberhard? rief Bonafort, welcher noch den Glauben hegte, daß Dieser zum wenigsten Theilnehmer am Mädchenraube sei. Wo hast Du Marie gelassen?"

„Gelassen? erwiederte Eberhard: gnädiger Herr,

ich hätte sie gern zu Hause gelassen, aber — o es ist eben nichts Großes, aber etwas sehr Schlechtes geschehn, und ich ruhe nicht, bis ich Marie befreit habe und alle die Bösewichter bestraft weiß. Entlaufen können sie mir nicht: ich weiß schon, wohin ihr Weg geht, denn ich kenne das Haus durch und durch. Aber es wäre schön, wenn Sie mir beistehn wollten, gnädiger Herr."

„Du hast also keinen Theil an Mariens Entführung?" fragte der Freiherr wieder, und da er in diesem Falle die größte Hälfte seiner Combinationen aufgeben mußte, so folgte dieser Frage sogleich die zweite: „Warum hast Du Dich denn heimlich entfernt?" Eberhard antwortete: „Das ist bald gesagt! Sehn Sie, gnädiger Herr, just an dem Tage, wo Sie mit unserm Herrn Grafen auf den Hof kamen und mich gern forthaben wollten, mußte ich nach dem Walde. Da war ich aber kaum etwas fortgegangen, als unser Dorfbote mich einholte, und weil wir gute Freunde sind, so redeten wir Dies und Jenes zusammen, und er zeigte mir endlich einen Brief des andern gnädigen Herrn, den ich noch nicht gesehn hatte. Nun aber jagte mir die Aufschrift des Briefes einen so großen Schrecken ein, daß ich mir nicht anders, als durch schnelle Flucht zu rathen und zu helfen

wußte, denn bei dem andern gnädigen Herrn war ich ja vorher einmal im Dienst gewesen und mußte heimlich entlaufen, und darum jetzt seine Strafe fürchten. Damals sollte ich einen andern Namen führen und Heinrich heißen; ich bin aber immer der alte Eberhard geblieben, so viel Mal auch mein Herr selber sich verwandelt hat."

Eberhard erzählte nun dem Freiherrn, dessen Verwunderung und Neugier durch diese Nachrichten immer höher stiegen, seine ganze Lebensgeschichte, bei deren Schluß er nicht verschwieg, daß er heute sein Versteck im Gebirge nur verlassen habe, weil er gehofft, seine Marie während der Festlichkeit einmal unbelauscht zu sprechen, wenigstens zu sehen, und da sei er denn nur gekommen, ihren Hülferuf von der am Eingange des Dorfes liegenden Mühle her zu hören.

Wie Bonafort nun diesen Burschen mit vollster Überzeugung als den verlornen Sohn des Grafen Werner ansprechen mußte, so war es ihm auch gewiß, daß Dieser das Glück und die Ruhe der Gegenwart, wie er sich neulich gegen Bonafort selber aussprach, nicht dem Baron verdanke, vielmehr in dem unscheinbaren jungen Menschen seinem eignen Sohne schuldig sei. Eben so gewiß war der Baron nichts weiter, als ein elender,

glückreitender Spieler, als Falschmünzer ein dem Gesetze verfallener Verbrecher, und wenn Bonafort der versteckten Schlingen gedachte, welche dieser Mensch schon damals, als Leonore nur eben aus der Kindheit aufblühete, der geheiligten Unschuld gelegt hatte, so mußte er zurückschaudern vor dem Abgrunde, über welchem Seewald vielleicht in dieser Stunde brütete, um Leonore mit Hohngelächter hinabzustürzen und auch den Vater mit fortzureißen. Daß er allein es war, welcher Leonorens schönes Verhältniß zu Bonafort vergiftet, unterlag, wiewol der eigentliche Grund von Mariens Entführung dem Letztern fremd blieb, nun ebenfalls keinem Zweifel, und von tausendfältigen Gedanken, von den peinlichsten Empfindungen hin und hergeworfen, wollte sein Zorn ihn sogleich zurückkehren lassen. Dann aber entschlüpfte vielleicht der Secretair Grüner; vielleicht war dann auch die hülflose Marie verloren, zu deren Rettung nur wenige Tage nöthig waren. Dann wollte Bonafort dem Grafen Alles aus dem nächsten Orte schriftlich entdecken, ihn wenigstens warnen, — darüber aber ging auch Zeit verloren und es war nicht unwahrscheinlich, daß der Graf, durch Seewalds Anschwärzungen schon eingenommen, diesen Schritt nur als einen Kunstgriff, als eine niedrige

Rache höchstens bemitleidete. So wurde denn Eberhard im nächsten Orte beritten gemacht und die Reise nach Wien, um vor den Grafen und seiner Tochter möglichst bald mit unumstößlichen Beweisen hintreten zu können, schnell fortgesetzt.

Gegen Abend des zweiten Tages kamen sie in die Gegend der verhängnißvollen Pforte und sahen den Wagen, den sie auf ihrem ganzen Wege nur einige Mal in weiter Entfernung wahrgenommen hatten, und nur durch oft eingezogene Erkundigungen seiner Richtung gewiß blieben, eben abfahren. Sie hielten sich zurück, um nicht bemerkt zu werden, und da schon unterwegs ein Plan zur Ausführung ihres Unternehmens zu Stande gekommen war, so wandte sich der Freiherr nach der Stadt, um einen Wagen zu besorgen und einige Soldaten herbei zu führen.

Da stand nun Eberhard wieder vor der Pforte und mußte lachen, weil er sich damals bei seiner Flucht unnützer Weise die Kleider zerrissen, die Hände geschunden, und in der Angst nicht bedacht hatte, daß der Schlüssel inwendig, an einer Kette befestigt, immer im Schlosse stecke. Dann sprach er leise: „Als ich noch Heinrich hieß, da schwante mir's gleich, daß es einmal zu was gut sein müsse, wenn ich das unterirdische Wesen da hinten genau

durchstöberte. Ach, damals dachte mein Herz an Marie noch nicht, und daß Diese nun hier sein muß — es ist entsetzlich! Aber daß ich sie befreie, — ja das ist doch wieder schön!" Dieser letzte Gedanke vermehrte sein Verlangen nach dem Abend. „Und wenn ich, fuhr er wieder in seinem Selbstgespräche fort, wenn ich Dich nun habe, liebe gute Marie, und wir kommen wieder nach unserm Dorfe, da ziehen uns alle Menschen entgegen, sogar der Herr Pfarrer, und der Vater sagt zu ihm: Jetzt machen Sie nur keine Weitläuftigkeiten, Herr Pfarrer! Der Junge wird schon Vater und Mutter gehabt haben, so gut wie andere Leute. Da wir aber so glücklich heute sind, so wollten wir auch gern Hochzeit haben. — Und dann geht's nach der Kirche, Marie! Und der Graf und Fräulein Leonore kommen auch in die Kirche und freuen sich über uns. Der Graf aber, — o ich hab's dem Freiherrn wol abgemerkt, daß ich was Großes thue, — der Graf dankt mir vor allen Leuten, und den Baron hat der Teufel geholt."

Vor dem Teufel erschrak Eberhard selber. Er fuhr aus seinen schönen Träumen auf und sah, daß es schon dunkel genug sei, die Mauer unbemerkt zu übersteigen. Dies war denn auch bald

geschehn, und, von dem alten Apfelbaum versteckt, ward vorsichtig das Pfortenschloß geöffnet, um sogleich ungehinderten Ausweg zu haben, wenn er etwa vor des Freiherrn Ankunft mit den Soldaten entdeckt werden sollte. Dann schlich Eberhard von Baum zu Baum, von Busch zu Busch dem Hause zu. Wiewol er nichts vor des Freiherrn Ankunft unternehmen, vielmehr ruhig hinter der Pforte warten und von hier aus, so viel die Dunkelheit verstattete, das Haus beobachten sollte, so stieg doch seine Ungeduld mit jedem Schritte höher und ging bei dem Gedanken, seiner gefangenen, nach Hülfe flehenden Marie so nahe zu sein, in eine zornige Angst über, die ihm bald zuflüsterte, daß er in diesen Räumen als alter Bekannter ein gewisses Vorrecht habe; daß es nur seine und keines Andern Pflicht sei, Marie zu befreien. Er beschloß daher, ohne des Freiherrn Hülfe zu erwarten, sich sogleich als Held und Liebhaber zu bewähren, da jede Minute längern Zögerns ihn bedrohete, Marie von Neuem zu verlieren. Aber er wußte nicht, in welchem Theile des Hauses sie war: er trat daher an das Fenster der Frau Laylie und bemerkte durch eine Spalte der Fensterlade diese Frau mit dem Secretair Grüner hinter einem gedeckten Tische im eifrigsten Gespräch. Eberhard legte sein

Ohr an die Spalte und horchte mit halbgeöffnetem Munde.

„Es ist doch gerathen, sprach jetzt Grüner, gleich morgen davon zu ziehn, der Teufel kann sein Spiel haben. Verfolgt sind wir bis heute Mittag, das weiß ich, und hätten wir nicht, selbst bei unserm Vorsprunge, vier rasche Pferde gehabt und manchmal die Krümmungen der Landstraße durch Nebenwege verkürzt, wir wären sicher eingeholt. Man muß doch oft die besten Prinzipien nach den Umständen ändern! Nebenwege soll man, das ist ein alter Erfahrungssatz, bei solchen Gelegenheiten stets vermeiden und nur die Hauptstraßen halten, denn die Verfolger sind so einfältig, uns auf Diesen nicht zu suchen. Aber wie gesagt, der Teufel kann sein Spiel haben! Es liegt vielleicht nur an der unbeschreiblichen Anstrengung durch Tag und Nacht bei dieser Hitze, daß mir so wunderlich zu Sinn ist, als wollte mir nichts Gutes ahnen. Doch, das ist einerlei! Laß Deine Habseligkeiten nur zusammengepackt, gute Seele, früh um drei Uhr ist der Wagen wieder bereit. Bis dahin aber muß ich schlafen; ich bin todtmüde. — Was macht denn unser Püppchen da oben? Ach, daß ich so zerschlagen sein muß! Ich ginge wahrhaftig noch einmal hinauf. Das

Mädchen ist so schön, wie eine Fee, und gewiß auch so verliebt."

„Seht mir den sündhaften Graukopf! sprach jetzt Frau Laylie: den Schattendonjuan! Den verschimmelten Hugo von Trautwangen! Die Augen sind ihm so schwer, wie Mühlsteine, und will noch jungen Mädchen, die für ganz andre Leute großgewachsen sind, nachstellen. Für ihn sind auch die Zimmer da oben eingerichtet! Er weiß selbst, wie manches liebe Täubchen da nur in Seewalds Armen girren durfte, und daß der Schelm hier unten einem achtbaren Frauenzimmer schon seit Jahren Versprechungen zu lösen schuldig ist. Nein, guter Mensch! Du sollst mich nicht umsonst geküßt haben; Du mußt Dein Wort halten, Deine Hand mir reichen am Altare, oder meine Hand zerkratzt Dir noch das alte Heuschreckengesicht. — Ach, daß ich unglückliche Frau so in aller Unschuld meine Unschuld solch einem langweiligen Trödler aufhängen mußte!"

„Liebstes Allerweltseifersuchtsteufelchen! sprach Grüner, den langen Ehrentitel an drei Stellen durchgähnend, und stand auf. Laß uns doch erst in Sicherheit in Ruhe sein. Du kennst ja mein edles, treugesinntes Herz — nun, weine nur nicht! Da hast Du einen Kuß, aber nun gute Nacht!"

Er verließ das Zimmer. Eberhard trat vom Fenster zurück, spähete am obern Stockwerk umher und entdeckte bald hinter dem über der Hausthür befindlichen Fenster desselben einen schwachen Lichtschimmer durch die Gardine. „Dort also! seufzte Eberhard freudig: Da bist Du, Marie. Das Zimmer ist Keinem über dem Kopfe, das ist herrlich! Er blickte nochmals durch die Spalte der Fensterlade, und da er fand, daß Frau Laylie sich in den Alkoven zurückgezogen hatte, ging er rasch nach dem Brunnen, schob die Leiter hinein und stieg, wie vor einigen Jahren, auch diesmal vorsichtig mehre Stufen hinab, bevor er Licht anzündete. Der schmale Gang war bald durchkrochen; ohne sich aufzuhalten ging Eberhard durch die Münzwerkstätte der Treppe zu, welche im Grunde dieses Gemaches nach dem Hause führte. Hier stieß er an eine Fallthür, die sich leicht und geräuschlos heben ließ, und nun stand der tiefaufathmende Eberhard mit Marien unter einem Dache! Aufmerksam überall hinhorchend und schauend schlich er nun barfuß zuerst nach der Hausthür und versuchte, den Riegel derselben ohne Knarren und Pfeifen zurückzuschieben, wozu er doch einige Minuten Zeit verwenden mußte. Nun endlich ging es die Treppe hinan! Ungestüm pochte sein Herz.

Alle Stufen hätt' er gern mit einem Mal übersprungen: doch die Furcht vor Entdeckung maß ihm jede einzelne Stufe so langsam zu, daß er zwar geräuschlos weiter kam, aber in dieser ängstlichen Stille wiederum fürchtete, sein Herzpochen könne ihn dem schlafenden Grüner, noch leichter der hochzeitsüchtigen Laylie verrathen. Indessen kam er glücklich hinauf und stand endlich mit zwei langen bangen Schritten vor Mariens Thür, in welcher außen der Schlüssel steckte, wahrscheinlich um jeden Fluchtversuch Mariens möglichst zu vereiteln.

Der lauschende Eberhard, von heißer Glut übergossen, hörte Fußtritte, Seufzer, Schluchzen und wußte nicht, was er anfangen sollte, sich der Geliebten zu entdecken und zugleich einen verrätherischen Ausruf der Freude, des Schrecks zu unterdrücken. Doch mußte die Entdeckung auf jede Gefahr hin gewagt werden. Eberhard lispelte: „Marie — Marie!" Innen ward es still. „Marie!" flüsterte Eberhard nochmals und Fußtritte näherten sich der Thür. Eberhard zog den Schlüssel aus, um der Gefangenen vernehmlicher zu werden, und lispelte durch das Schlüsselloch: „Liebe Marie, sei ganz still! Ich bin Eberhard! Um Gottes Willen keinen Laut, keine Bewegung, wenn

ich eintrete.“ Die Thür wurde nun geöffnet und Marie, noch in ihren Tanzkleidern, lag weinend an seiner Brust. Fast wäre dem entzückten Eberhard selber ein Freudenruf entwischt, doch hielt er sich und sagte zu dem in seinen Armen schwankenden Mädchen: „Sei nur stark, liebe Marie! Nach einigen Minuten sind wir im Freien, da wollen wir recht aus Herzensgrund aufjubeln. Komm, komm — aber geh ja recht leise.“ Sie gingen hinab und Eberhard, dessen Besorgniß den rostigen Angeln der Hauthür mistrauete, führte Marie durch die Fallthür hinunter.

Mittlerweile war der Freiherr mit Polizeibeamten, Soldaten und einem Wagen zurückgekehrt. Einer der Soldaten mußte bei der Pforte bleiben, während ein zweiter von Bonafort nach dem Brunnen geführt ward, worauf er mit den Übrigen, nach Eberhard vergeblich umschauend, dem Hause zuschritt. Man fand die Thür unverschlossen, drang hinein und bald waren Grüner und Frau Laylie Gefangene, die in ihrem Schrecken, der doch Alles verrathen und verloren sah, sogleich Mariens Zimmer nachwiesen. Als Diese nicht gefunden ward, dienten die Betheuerungen der Gefangenen, daß ihnen selber Mariens Verschwinden unbegreiflich sei, nur dazu, Bonaforts Mistrauen zu vermehren.

Er vermuthete das Mädchen in der Münzwerkstätte verborgen und befahl dem Grüner sogleich, ihm den Eingang zu zeigen. Das geschah, und Bonafort stieg, von einem Soldaten begleitet, hinunter.

Eberhard und Marie waren jetzt an die Leiter gekommen, die aus dem Brunnen führte. „Ich will das Licht auslöschen und vorauf steigen, sprach Eberhard, folge mir nur getrost nach. Gleich sind wir oben.“ „Sieh, sieh! dachte der wachestehende Soldat hinhorchend: da stecken doch maulwurfliche Menschen drin. Wollt's erst nicht glauben; aber kommt mir nur!“ — „Holla!“ schrie er jetzt mit hocherhobener Kolbe, als ein Kopf sichtbar wurde. Eberhard erschrak heftig und Marie stieß unten einen Schrei aus. Als aber Jener die Uniform des Rufers bemerkte, sprach er zum Soldaten: „Laßt nur, guter Freund! Wir gehören mit zum Complott gegen —“ „Was Teufel! schrie der Soldat. Seht mir das Kieselgehirn! Thut noch breit damit, daß er zum Complott gehört. Nun, kommt nur einmal hervor; ich thue Euch nichts, — ich halt' Euch nur fest, daß Ihr beim Heraussteigen keinen Schaden nehmt und hübsch ganz und munter ins Gefängniß wandern könnt.“

Eberhard wollte die unten jammernde Marie

damit beschwichtigen: daß der Soldat nur im Irrthum sei, der sich sogleich aufklären müsse, da rief, aus dem Münzgemach in den schmalen Gang kriechend, der vordere Soldat dem Freiherrn zu: „Wir haben sie! Ich höre eine Weiberstimme!“ „Wir sind verloren, Eberhard!“ schluchzte Marie, fiel auf die Knie und drängte sich hart an die Brunnenmauer. Eberhard stieg wieder hinunter und trat dem herankriechenden Soldaten das Licht aus. Dieser griff fluchend in der Finsterniß umher und faßte Eberhards Bein. „Da ist noch ein Vogel!“ schrie er und versuchte sich an dem sträubenden Eberhard emporzurichten. Als Eberhard auch an Diesem Uniform fühlte, sprach er: „Nehmt doch nur Vernunft an, Freund! Ich bin ja der Eberhard und Marie ist auch hier. Sei unbesorgt, liebe Marie.“

Bonafort war indessen auch herangekrochen, hatte, die Stimme sogleich erkennend, den Soldaten bedeutet, und schlug nun ein lautes Gelächter auf, in welches Eberhard einstimmen mußte. Marie war nun besänftigt; aber sie fühlte sich beklommen in diesem engen, finstern Raum und verlangte sogleich hinaus. Der Soldat oben hörte das Gelächter mit Verwunderung und brummte: „Na, das ist denn doch ein saubres Völkchen! Lacht

nur, lacht nur! Heulen und Zähneklappern kommt doch früh genug." Der Soldat unten mußte seinem Kameraden sich zu erkennen geben, welcher, als er sein Wachehalten, seinen Pflichteifer nur verschwendet sah, in sich hineinbrummte: „Was braucht's denn solcher Kriecherei? Es ist aber gewiß so eine neumodische Erfindung, die Mädchen aus der Erde zu graben; oder gar eine Erdprobe, weil die Feuer- und Wasserprobe nicht mehr Stich halten will. Immer was Neues!" Nachdem Alle hervorgestiegen, war denn endlich die Mädchenbefreiung vollendet.

Die Gefangenen wurden abgeführt. Bonafort hob Marie aus Eberhards Armen, von seinem Munde, in den Wagen, und nun ging's nach dem nächsten Gasthofe der Stadt. Unter den mannigfachsten Fragen, Gegenfragen und Abrissen der letzten Schicksale und Begebenheiten fragte denn auch Marie: „Aber sag' einmal, Eberhard, ist's denn wahr, daß Du schon in einem Steckbrief gestanden hast?" „Das mag wol sein, entgegnete Dieser lachend: ich glaub' es aber kaum, denn es wäre doch wunderbar, wenn die Obrigkeit ehrliche Leute verfolgte, damit es den Bösewichtern nicht an Livreebedienten fehle. Nein, liebes Herz, gib Dich nur zufrieden! Das ist nur eine Lüge vom

Baron gewesen, damit Du mich leicht und gern vergessen solltest. Aber Du hast doch wol immer an mich gedacht, nicht wahr, Marie?" „Ach, ich habe nichts Anderes gedacht, seufzte Marie, nichts Anderes, als Dich und meine Ältern und die liebe gnädige Gräfin, und daß ich die Alle niemals in meinem Leben wiedersehen sollte, das wollte mir das Herz zersprengen. Ich war immer so angst, daß ich fast nichts gegessen habe die ganze Zeit."

„Du armes Kind!" rief Eberhard erschrocken. Wir kommen gewiß gleich nach dem Gasthofe. Und dann geht's fort, und Alle sehn wir uns wieder! Unser gnädiger Freiherr geht auch mit und bleibt auf dem Schlosse, und wenn wir Hochzeit machen, so soll kein andrer Mensch Deinen Kranz haben, als unsre Gräfin Leonore. Ich will Dir die Augen schon so verbinden, daß Du sie nicht verfehlen kannst. Und wenn die erst Braut ist, so soll es keinen glücklicheren Menschen auf der Welt geben, als unsern Freiherrn Bonafort."

Dieser schwieg. Eine tiefe Glut überflog seine Wangen, und doch mußte er lächeln über diese Wendung des ehrlichen, glücklichen Eberhard. Der Wagen hielt vor dem Gasthofe und die Drei stiegen aus.

„Ich hatte damals doch recht! sprach der Graf einige Tage nach Mariens Entführung zu Leonoren, mit welcher er in der Morgenfrische am Teiche lustwandelte. Ich hatte ganz recht, als ich, wiewol vergebens, gegen Dich und Bonafort ankämpfte. Ihr sprachet so viel von schönen, wohlthätigen Wirkungskreisen, und was aus der kleinen Marie, vorzüglich aber dem Eberhard Alles zu machen sei, daß ich kaum gehört wurde. Nun haben diese scheinbar unbedeutenden Menschen, wie ich vorher sagte, richtig uns auch in ihr seltsames Schicksal verflochten, — ja, ich werde Dir vielleicht bald deutlicher sagen können, daß ich selber persönlich größeren Antheil an dem Eberhard nehmen muß, als Dein gutes Herz jemals an Mariens unglücklichem Geschick. Aber es scheint mir doch ausgemacht, hätten wir die Marie bei den Altern gelassen, oder wenigstens das zierliche Kammerzöfchen nicht gehätschelt, wie ein eignes Kind, und überhaupt das ganze Verhältniß nicht so wichtig und ernsthaft genommen, alle diese Verdrießlichkeiten wären uns fern geblieben. Die Zustände konnten sich einfach und geräuschlos entwickeln; ich hätte schon längst über den Eberhard eine Gewißheit erlangt, die mir, ich kann's wol sagen, recht sehr auf dem Herzen liegt, und Du, mein liebes Kind,

wärest nicht mit einer Ängstlichkeit, einem Kummer erfüllt, welche Dich, wenn nicht abgeneigt, doch für den Augenblick unfähig machen, den Wünschen des Vaters, der stets dringender sich aussprechenden Neigung des Barons mit Entschiedenheit entgegen zu kommen."

„Lieber Vater, machen Sie mir keine Vorwürfe! Bald, das versprech' ich Ihnen, bald sollen Sie meinen Entschluß erfahren und gewiß mit Ihrer Tochter zufrieden sein. Gönnen Sie mir noch eine kurze Zeit. Jetzt ist es unsre nächste Pflicht, den bekümmerten Ältern die Tochter wieder zuzuführen. Ich wenigstens könnte das unscheinbarste Gut, das geringste Vergnügen nicht ohne tiefe Beschämung aus der Hand des Himmels nehmen, wenn Jene noch trostlos nach mir aufblicken müßten."

„Dann können wir, entgegnete der Vater, uns freundlichen Hoffnungen hingeben. Marie muß in wenigen Tagen wiedergefunden sein, da Seewald aus den Beschreibungen, so genau die Umstände sie gönnen konnten, den Wagen erkannt, und solche Vorkehrungen getroffen haben will, daß er wahrscheinlich heute, wenn nicht mit Marien, doch mit sicheren und guten Nachrichten zurückkehrt. Dann aber werden wir doch, so schmerzlich es auch sein

mag, ein ernstes Wort mit unserm Vetter reden müssen, dessen Verwilderung ich wahrlich hinter der schönen Maske nicht erwartet hätte. Doch ist es am meisten diese Maske, die mich gegen ihn aufbringt, denn jeder Mensch ist zu bessern, nur der Heuchler nicht."

Leonore sah bei diesen Worten gedankenvoll nach den sanft über den Teich hingleitenden Schwänen. Sie mußte des Tannzapfens gedenken, welchen ihr Bonafort an dieser Stelle gereicht, und es war ihr, als ob in des Vaters Beschuldigung, wiewol sie selber für Bonaforts Unschuld keinen bestimmten Grund in dem getrübten Innern vernahm, eine Ungerechtigkeit liege. Dagegen glaubte der Graf, nur ganz richtig, ganz gerecht zu urtheilen: er hatte keine Ahnung davon, daß dieses Urtheil eben Denjenigen treffe, welchen er durch die Hand seiner Tochter dem eignen Herzen noch näher zu bringen wünschte, dessen Rückkehr von ihm daher mit Ungeduld erwartet wurde.

Seewald war wirklich am frühen Morgen fortgeritten, aber nur, die Rückkehr eines Eilboten im nächsten Städtchen abzuwarten. Er mußte nämlich die Erfahrung machen, daß seine Aussichten trüber zu werden droheten, wenn Marie zurückgehalten würde. Dies zu verhüten, war schon vor

einigen Tagen jener Bote dem Secretair Grüner mit der schriftlichen Anweisung nachgesandt, das Mädchen in dem Orte, wo ihn der Bote treffe, zurückzulassen und weiter zu reisen. Auf diesen Boten also harrte Seewald, um von ihm Mariens Aufenthalt zu erfahren, und Diese dann selbst als ihr Retter im Triumphe den Ältern und Leonoren wieder zuzuführen. Freilich fürchtete Seewald, ungeachtet seiner beim Grafen eingefädelten Vorkehrungen, die Rückkehr des Freiherrn: aber er hoffte unter dringenden Vorwänden seine Verbindung mit Leonoren zu beschleunigen und durch eine Reise, sogleich nach der Trauung angetreten, wenigstens für die nächste Zukunft gesichert zu sein, wenn es etwa nicht gar gelingen sollte, den verläumdeten Freiherrn auf irgend eine Weise zu begütigen. Daß er mit Bonaforts Ankunft, oder, wenn Eberhard sich wieder zeigen sollte, durch dessen Ausschwatzen völlig verrathen und entlarvt werden könne, schien ihm unmöglich. Jeden Falls war dem Eberhard leicht der Mund zu stopfen; er war also darüber ganz unbesorgt, denn er, wie Alle seines Gleichen, besaß neben der raffinirtesten Schlauheit zugleich ein blindes, an Hochmuth gränzendes Vertrauen auf das Glück. Auch war es seine Absicht, mit Leonorens und ihrer Reichthümer

Besitz nach und nach alle Verbindungen aufzugeben, welche ihm über kurz oder lang gefährlich werden konnten, und für den schlimmsten Fall dachte Seewald schon jetzt an heimliche Flucht. Er hatte bei Leonoren ja dann schon erlangt, wonach er früher getrachtet; er hatte mit einem Blick auf ihre Reichthümer noch mehr gewonnen, als er damals gedacht.

So saß er denn ganz wohlgemuth, beim Frühstück den Boten erwartend; nur verdroß es ihn, daß seine Besorgniß, von Leonoren bei näherem Umgange als Carlsbader wieder erkannt zu werden, ihn früher den Einladungen des Grafen und jedem Zusammentreffen mit Leonoren geflissentlich ausweichen ließ, da er nun schon ein längst gewünschtes Glück genießen konnte und der gegenwärtigen Verwickelungen und kühn gewagten Gewaltmittel nicht bedurft hätte.

In solche Betrachtungen vertieft, ward er vom Gerassel eines vorfahrenden Wagens aufgestört. Eine weitläuftige Menschenmasse quoll mit unbeholfener Behaglichkeit daraus hervor, und Seewald erkannte sogleich darin einen Banquier, mit welchem er zuweilen in Wechselverbindungen stand. Nach den ersten Begrüßungen erfuhr Seewald, daß der Banquier, von Wien kommend, nach Ems zu

reisen gedenke, und nach manchen während seines Frühstücks mitgetheilten Neuigkeiten sprach er: „Am wichtigsten für uns Geschäftsmänner ist doch die kurz vor meiner Abreise von Wien gemachte Entdeckung einer Falschmünzerei in dortiger Gegend. Bedeutende Personen sollen dabei brouillirt sein: man hat Militair und Polizeibeamte nach allen Gegenden zu ihrer Verhaftung ausgesandt. Selbst hier herum muß irgend Jemand kein gutes Gewissen haben, denn noch vor einer kleinen Stunde sah ich einige Landhusaren an mir vorüberreiten, und bald folgte ihnen ein wunderlicher Zug. Schon in Wien hatte ich flüchtig vernommen, daß ein Gardehauptmann das Münzhaus entdeckt und außer einigen Complicen auch ein schönes blumenbekränztes Mädchen buchstäblich aus der Erde hervorgezogen habe. Vielleicht war es eine Metallkönigin de facto. Ich war nur zu dringend mit der Abreise beschäftigt, um diesem Abenteuer besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Aber vor einer Stunde sah ich wirklich jenen Husaren einen schmucken Wagen folgen, worin an hohen Herrschaften, — doch wahrlich! da kommen sie selber die Straße herauf; kehren vermuthlich hier ein. Sehen Sie — erstlich: die Königin de facto, dies Mal ohne Kranz, aber ein allerliebstes

Kind! Zweitens: ein Bursche, halb bäuerisch, halb städtisch gekleidet, mit lachendem Ostergesicht; dann ein älterer Mann, wie ein gewöhnlicher Handwerker aussehend. Daneben reitet der Gardehauptmann, welchem sein Reitknecht nachtrabt. — Das ist dumm! Der Zug geht vorüber; auch die Landhusaren reiten nach."

Seewald war über die Nachrichten, den Anblick so sehr erschrocken, daß er sein erbleichendes Gesicht auf alle Weise zu verbergen suchte. Doch als die Landhusaren weiter ritten, faßte er sich so weit, daß er sogar dem Banquier für die unterhaltenden Nachrichten dankte, wozu er freilich alle Ursache hatte. Sobald aber Dieser wieder abfuhr, bestieg auch Seewald sein Pferd, da er wohl fühlte, daß in jeder kommenden Minute seine Freiheit, oder sein Untergang liege. Er ritt davon. —

Nachmittags saßen der Graf und Leonore auf der Terrasse: Jener mit Ungeduld des Barons Rückkehr erwartend, Diese das schöne Märchen von Tiek, „der Pokal", in der Hand. Ihre Phantasie begleitete dies Märchen mit allen süßen Erinnerungen ihres eignen Herzens, mit einer Lebhaftigkeit, daß ihr am Schlusse Franziska und sie selber, sowie Ferdinand und Bonafort dieselben Personen waren. Sie sah Bonafort alt und mit Zügen des

tiefsten Seelengrams auf sich zukommen; sie erkannte seine Schuldlosigkeit, seinen nicht einmal von einem Hauch getrübten Seelenadel. Aber sie waren Beide nun so alt geworden, daß ihnen nur noch Zeit blieb, sich zu sagen, wie sie sich geliebt hatten, und dann die gegenseitige Überzeugung ihrer Unschuld, ihrer Treue, ach — und auch eines feindseligen Schicksals in das Alles bedeckende Grab zu versenken.

Leonore legte das Buch bewegt aus der Hand; sie konnte nicht weiter lesen, die Augen schimmerten in Thränen. Da schritt durch das geöffnete Gartenzimmer rasch eine Männergestalt auf sie zu. Es war Bonafort, welcher die bleich Zurücksinkende in seinen Armen auffaßte, während der Graf halbentrüstet aufsprang und ihm zurief: „Sie wagen es, Bonafort, hier wieder zu erscheinen?“

„Ich kann und muß das wagen, mein theuerster Graf!“ entgegnete Bonafort und eilte dann schnell ins Schloß nach Beistand für Leonore. Bei seiner Rückkehr aber hatte Diese schon wieder Besinnung gewonnen und barg das Gesicht an der Brust des über die Sessellehne hingebeugten Vaters. „Leonore!“ sprach Bonafort sanft, indem er vor ihr niedersank: Leonore — ich bin kein Bösewicht, und ich glaube, daß noch eine Stimme,

wenn auch nur schwach, für mich in Ihrer Brust lebt. Das ist die Stimme der alten Märchen unserer Kindertage."

„Schonen Sie meiner Tochter!" sprach der Graf ernst und richtete sich empor. Bonafort stand auf und erwiederte: „Ich will mich entfernen, damit Leonore sich sammeln möge. Sie aber müssen sogleich erfahren, daß Sie Eberharden nicht allein die Ruhe der Gegenwart und Zukunft verdanken, sondern daß er auch wirklich der verlorne —" Bei diesen letzten Worten ließ der Graf die Tochter in den Händen der Dienerinnen, ergriff Bonaforts Hand und zog ihn fast gewaltsam ins Zimmer.

Hier erfuhr er nun ausführlich Seewalds Betrug, seine verbrecherischen Verbindungen, und schauderte, wie früher Bonafort, vor dem entsetzlichen Gedanken, vielleicht morgen schon seine Tochter und sich selbst diesem Nichtswürdigen preisgegeben zu haben. Er konnte lange keine Worte finden und verlor sich dann in den widersprechendsten Redeanfängen, bis er endlich herausfuhr: „Der Seewald muß heute, sogleich zurückkommen. Daß er uns nur nicht entwischt! Die Landhusaren, rief er dem Kammerdiener zu, die müssen sich verborgen halten; Einige am Wege, die Übrigen hier

im Schlosse. — Und daß ich Sie jemals verkennen konnte, lieber Vetter, wird mich immer erröthen machen, wenn ich Sie sehe und doch möchte ich Sie immer sehn. — Wenn nur erst unsre Leonore das Alles wüßte! Wo steckt denn der Eberhard?"

„Bei dem Zimmermann," antwortete Bonafort, die freudige Hast und Verwirrung des Grafen mit lächelnder Rührung, aber auch mit schönem Bewußtsein betrachtend. „In dem Alpsteinschen Hause, fuhr er fort, mag die Freude groß sein; denn der Eberhard hat auch seinen vermeintlichen Vater, den Tischler aus Maiburg, unterwegs angetroffen und mitgebracht. Ich vergaß das früher in meiner Erzählung. Der gute Mann war schon längere Zeit arbeitslos umhergewandert. Eberhard erkannte ihn in einem Gasthause, als er, von äußerster Noth getrieben, mich selber um eine Gabe ansprach. Der Bursche will sich nicht wieder von ihm trennen, und ich nahm ihn um so lieber mit, als er nun auch Ihnen Eberhards Erzählung von seiner Herkunft als völlig wahr bestätigen kann."

„Holt mir, rief Werner einem Diener zu, holt mir den Jungen, den Eberhard! — Was fang' ich nur mit ihm an? Vor ihm muß ich mich am meisten schämen und doch ist meine Freude so groß. — Vetter, daß Sie doch ein trefflicher

Mensch sind, wälzt mir eine unendliche Last vom Herzen.“

Mit diesen Worten schloß er Bonafort in seine Arme; da trat Leonore mit zögerndem Schritt ins Zimmer. Sie hatte schon von Marien mit Erstaunen und schmerzlichem Unwillen, aber auch nicht ohne wohlthuendes Gefühl innerer Rechtfertigung, Alles erfahren, und dies gab ihr die Kraft, sich Bonafort zu nähern. „Lieber Vetter, sprach sie, Ihre Freundschaft vertraueten Sie sehr unsicheren Händen. Mädchenhafte Leichtgläubigkeit hätte Sie fast ganz aus dem Asyl meiner Brust vertrieben, und hat mir nun einen Schmerz zurückgelassen, welcher mich sogar unfähig macht, ein Wort des Dankes zu finden. Nur um das Eine muß ich Sie dringend ansprechen: zürnen Sie mir nicht!“

„O nein! entgegnete Bonafort erschüttert: nicht diese Sprache! Freilich war es jenem Baron gelungen, mich verdächtig zu machen: aber meine Kurzsichtigkeit trägt auch einen Theil der Schuld an Ihren Schmerzen und an allem Unheil, welches nun hinter uns liegt. Ich durfte nur nicht geflissentlich, wie ich doch gethan, mich von Ihnen fern halten; ich durfte nur vertrauensvoll Ihr erschüttertes, aber nicht untergegangenes Vertrauen

ansprechen, und gewiß! es wäre Manches nicht geschehn. Ach, es wäre wol Manches anders!"

„Kinder, hub jetzt der Graf an: es ist schön, daß ihr nach Verständigung ringt. Wollt Ihr aber, wie Ihr beginnt, fortfahren in Selbstanklagen, so verliert Ihr Euch sicher in den schwindelnden Höhen einer Sentimentalität, die es Euren indessen zur Unform aufgeschwollenen Sündenregistern leicht macht, Euch herabzustürzen, um in der nüchternsten, schalsten Alltäglichkeit Eure Besinnung wieder zu finden und das ist traurig. Erinnern Sie sich, lieber Vetter, Ihres neulichen Ausspruchs: Das Leben wäre fast eine Unmöglichkeit, wenn wir nicht unter einander auf die mannigfachste Weise verkehren müßten, und was Gutes, was Schlimmes danach kommt, läßt sich nicht immer so genau berechnen. — Wir aber sollen stets aufrichtig und gerüstet in uns selber und gegen Andre sein, um das Gute zu würdigen, das Schlimme zu beherrschen. O ich bin Euch zum Dank verpflichtet: ich war so voll, so unstät, Ihr aber habt mich in die Bahn ruhiger Betrachtung zurückgelenkt. Ich danke Euch!"

Er zog Leonore an sein Herz, ergriff Bonaforts Rechte, und indem er Diese mit Wärme drückte, küßte er die freudeglänzende Stirn seiner

Tochter. Ein Diener meldete, daß Eberhard mit den Husaren auf die Landstraße gezogen sei, um ihnen als Wegweiser und Kundschafter zu dienen. „Gut! sprach Werner. So gern ich den Jungen heute noch gesehen hätte, so finden wir doch nun Zeit, uns gegenseitig ruhig auszusprechen, noch so Manches aufzuklären, zu berichtigen. Ich kann auch gehörig überlegen, was mit dem Eberhard eigentlich anzufangen ist, in dem bekanntlich so Vieles steckt. Er wird doch nun nicht wieder entlaufen wollen?“

Bei der Abendtafel fanden die Drei gar bald die alte Zutraulichkeit, jene freie Herzlichkeit wieder, welcher die Worte des Grafen schon Eingang gebahnt hatten. Wirklich war auch noch Vieles zu berichten und aufzuklären, so daß der Abend schnell, wie sein letzter Sonnenstral verschwand. Wenn auch Leonore dann und wann einen scheuen Blick auf die Thür warf, so verlor sich doch jene bedrückende Empfindung, welche sich jedes reinen Gemüthes schon beim Gedanken an die Erscheinung eines verabscheuenswürdigen Gegenstandes bemächtigt, bald und leicht wieder in dem Gefühl gesicherter Gegenwart. Sie konnte mit dem lebhaftesten Antheil sich den bald ernsten, bald scherzhaften Betrachtungen des Vaters und ihres Erretters

anschließen, die unerschöpflich schienen und sich meistens in das Kornfeld verloren, aus welchem Seewald seinen Entlarver selber hervor geholt. Alpsteins verhängnißvoller Dienstag, der an Verwickelungen reichste Tag ihres Lebens, ward von ihnen nur schlichtweg, aber bezeichnend „der schlimme Tag" genannt. Dennoch priesen alle Drei diesen Tag im Stillen. Der Graf: in dem beglückenden Gedanken, seine Tochter dem schrecklichsten Elend entrissen zu sehn, und daneben noch einen Sohn gewonnen zu haben, welchem er diese Tochter verdankte und den sein edler Sinn als rührendes Denkmal seiner eignen Erlösung aus den Banden eines düstern Wahnes betrachtete; Leonore: im Gefühl ihres Triumphes, den edlen Bonafort ungeachtet aller Bestürmungen immer noch in ihrem Herzen ein Paraklet bewahrt zu haben; Bonafort: weil dieser Tag ihm Gelegenheit gegeben hatte, sich in würdiger Weise zu bewähren, und ein Geheimniß in Leonorens Busen zu ahnen, welchem alle Wünsche, die schönsten Hoffnungen entgegen eilten. —

Der nächste Morgen fand den Grafen mit seinem Eberhard im eifrigsten Gespräche. „Das ist Alles schön und gut, gnädiger Herr Graf, hub jetzt Eberhard an, und wenn ich an Marie denke,

so möcht' ich nichts lieber als Kaiser sein. Aber bedenken Sie einmal, wenn zwei Menschen sich aus Herzensgrunde lieben, so wollen sie auch gern zusammen, und wenn ich so ein Secretair oder Hofrath werden soll, so muß ich noch Vieles lernen, am Ende gar studiren und meine Marie für lange Zeit verlassen. Ach nein, dazu bin ich zu alt! Ich habe selber einmal nach größeren Dingen getrachtet und wollte gar Feldwebel werden, und ärgerte mich damals, daß ich ein Narr sein sollte, jetzt aber seh' ich's ein, daß ich's doch war. Das Beil versteh ich zu handhaben; noch ein paar Jahre und Marie ist meine Frau. Ach, ich meinte, das Mädchen immer schon zu lieben, und die ganze Welt war mir zu klein: aber seit ich sie den Bösewichtern entrissen, lieb' ich sie doch erst eigentlich und bin still geworden und mag gar nicht hoch hinaus, weil's nur Thorheit ist, mehr als ruhig und zufrieden leben zu wollen. Dafür aber werden gewiß der Herr Graf schon sorgen, daß wir keine Noth leiden."

„Hör einmal, Eberhard, sprach der gerührte Graf, Du darfst Dich meinen Verpflichtungen nicht entziehen, denn es ist auch Deine Pflicht, ein verdientes Gut nicht eigensinnig zurück zu weisen, und wenn ich Dich außerdem noch mit einem,

Dir gewiß angenehmen Geheimnisse vertraut mache, so wirst Du Dich auch nicht länger gegen meine guten Absichten sträuben. Du bist nun alt genug und mit den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft so bekannt, daß Du längst schon eingesehen haben wirst, jener Mann, welchen Du auf der Reise wiedergefunden hast, könne nicht Dein Vater sein, da Du einen andern Namen führst. So ist es denn auch! Dein wirklicher Vater ist ein angesehener, ein reicher Mann. Zufälle, worin das menschliche Leben unerschöpflich ist, machten es ihm früher unmöglich, für Dich nach seinen Wünschen zu sorgen, sonst wärest Du wahrlich jetzt kein Zimmermann. Nun aber soll das Versäumte nachgeholt, gut gemacht werden, soweit das möglich ist. Du hast also gerechte Ansprüche auf die Liebe, den Reichthum eines Vaters, dessen einzige Sorge dahin gerichtet ist, Dich so glücklich zu sehn, wie Du es fordern darfst, wie Du es verdienst."

Eberhard sah, während der Graf redete, Diesen voll des tiefsten Ernstes mit großen Blicken an. Plötzlich überlief ihn heiße Glut: das Portrait eines Officiers, welches er einmal als Kind bei seiner Mutter gesehn, stand ihm mit den kleinsten Zügen lebhaft vor Augen, und dieses Portrait

glich dem Grafen so sehr, daß Eberhard erschrocken die Augen niederschlug. Ein unbeschreibliches Gefühl von Scham und Schmerz und Stolz zitterte durch seine ganze Seele. „Ich verlange ja nichts!“ sprach er endlich leise nach einer stummen Pause. „Der Mann, fuhr er dann freier fort, der Mann, welchen ich für meinen Vater gehalten habe, der ist auch mein Vater. Er hat mich liebreich behandelt, gut erzogen, mich, wo er nur konnte, geschützt vor den Mishandlungen meiner Mutter, die mich wol auch liebte, die aber vielleicht am Sohne vergelten wollte, was der Vater an ihr — doch, das ist ja vorbei! Ich verlange nichts, Herr Graf, als meine Marie, das tägliche Brot für meinen Vater und meine Axt.“

Heftig erschüttert mußte sich der Graf entfernen, um Fassung zu gewinnen, und Eberhard sah ihm erschrocken nach. Es war ihm unmöglich, den Gedanken ganz und deutlich festzuhalten, daß er eben vor seinem wirklichen Vater gestanden, aber es machte ihn bekümmert, den dringenden und edlen Anerbietungen des Grafen mit einer Halsstarrigkeit gegenüber zu stehn, die dem Grafen gewiß kränkend war, für die er nun auch nicht einen Grund auftreiben konnte. Nach kurzer Zeit erschien der Graf wieder und sprach: „Du machst

es mir wirklich schwer, Dich mir so nahe zu bringen, wie es mein Wunsch ist, aber ich denke, Du fügst Dich doch. Du hast mehre Jahre Gelegenheit gehabt, Dich mit der Landwirthschaft bekannt zu machen; wie wär' es, wenn Du noch einige Jahre, welche Dich von Marien nicht trennen, dieser segenvollen Beschäftigung ausschließlich widmetest, dann meinen Hof drüben, das schöne Hainberg, ganz übernähmest, sodann Deine Marie heimführtest —"

„O mit tausend Freuden!" rief Eberhard entzückt und wußte lange kein Wort weiter zu finden, nur eine dieser tausend Freuden auszusprechen über ein Glück, welches er manchmal im Stillen dem Verwalter zu Hainberg beneidet, und welches ihn früher, als jemals seine Ungeduld gehofft, mit Marien vereinigte.

So blieb es denn auch. Eberhard zog nach Hainberg und war so aufmerksam und thätig, daß der alte Verwalter recht seine Freude daran hatte. Sonntags aber ging er zurück nach dem Alpsteinischen Hause, wo indeß sein Stiefvater Obdach und Arbeit gefunden, und in vertraulichen Gesprächen mit Alpstein schon des dem Eberhard bevorstehenden Glückes sich freute, dabei aber geheimnißvoll äußerte: „Ich wette, der Graf ist noch

mehr, als bloßer Wohlthäter. Indessen, so große Herren sind in mancherlei wichtigen Verbindungen und wenn sie nur übrigens sich rechtschaffen bezeigen, so muß man's ihnen nicht hoch anrechnen, daß sie vor der Welt nicht mit der reinen Sprache heraus wollen; sie können manchmal nicht."

Alpstein gab ihm dann Recht, drückte ihm vertraulich die Hand und meinte: „Darüber ließe sich Vieles sagen, Herr Vetter! Aber der Eberhard ist auch ein trefflicher Junge und verdient's."

„Freilich! entgegnete der Tischler, und ich kann mich in meiner Freude manchmal gar nicht drein finden, daß der Junge, den alle Welt für todt halten mußte, nun wirklich noch lebt und so ein stattlicher Mensch geworden ist und Ansehn vor den Leuten hat. Schon als Kind war er die Gutmüthigkeit selbst, und ich hatte ihn fast lieber, als die eignen Kinder, die Gott zu sich genommen hat. Ja, das war ein betrübter Tag, als er uns auf eine so schreckliche Weise verloren ging und ganz Maiburg wird noch lange davon reden. Die Mutter war von seltsamer Gemüthsart: sie liebte den Jungen wirklich, denn sie war unermüdet für ihn besorgt und überhäufte ihn manchmal mit Liebkosungen. Dann aber konnte sie im nächsten Augenblicke schon, wie im Schreck, den Knaben mit

Heftigkeit und Abscheu von sich stoßen. Solche Auftritte wurden häufiger, als sie mir Kinder geboren hatte, wiewol ich jeden Anlaß, der sie an ihren frühern Fehltritt erinnern konnte, sorgfältig vermied und ich mußte den Knaben oft gegen die eigne Mutter in Schutz nehmen. Ich wußte ja, daß Eberhard der Sohn eines vornehmen Herrn war, und bedachte stets, daß es für uns wol einmal gut sein könne, wenn der Junge wohl gehalten und anständig erzogen würde."

„Da erschien denn auch eines Morgens ein Officier, welcher, wie ich nun weiß, der Freiherr Bonafort war, und eröffnete uns, daß er nach einer Reise von mehren Wochen zurückkehren und den Eberhard mitnehmen wolle. Die Mutter, wiewol sie den Jungen vor einer Stunde erst geschlagen hatte, widersprach und wurde sogar heftig, als ich durch gute Gründe sie geneigt zu machen suchte. Der Officier erwiederte ganz ruhig: Er hoffe sie nach seiner Rückkehr besonnener und willfähriger zu finden; sie dürfe sich dem wahren Glücke des Kindes nicht widersetzen, und er werde im äußersten Falle die Hülfe der Obrigkeit ansprechen. Er entfernte sich, die Frau grollte fort, und die Schulzeit war schon vorüber, ohne daß Eberhard zurückkehrte. Da wurde sie doch besorgt: sie trat von

Minute zu Minute ans Fenster — Eberhard kam nicht. Andre Schulkinder eilten vorüber — er war nicht darunter. Ich hatte bisher geschwiegen und ruhig fortgearbeitet, wiewol ich eben so besorgt war, wie die Mutter. Was gilt's! sagt' ich endlich nach einer halben Stunde, was gilt's, der Eberhard fürchtet sich vor Dir. Aber es ist ja Mittag, da bezwingt schon der Hunger die Furcht."

„Davon fühlte sich die Frau getroffen. Immer ungeduldiger und ängstlicher werdend, geht sie endlich auf die Gasse. Von den Schulkameraden Eberhards muß sie erfahren, daß sie eigentlich die Schuld seiner unmenschlichen Behandlung, seines Ausbleibens trage. Voll Angst und Zorn tritt sie bei dem Lehrer ein: Wo ist mein Kind! Der Lehrer weiß nicht gleich eine Antwort zu finden. Die Mutter überhäuft ihn mit Vorwürfen über seine Grausamkeit; ihre Worte überstürzen sich und dazwischen versucht der Lehrer, lange vergebens, zu betheuern, daß er den Jungen sogleich mit dem Schulschluß entlassen habe. Sie glaubt ihm nicht; sie wiederholt nur immer die Fragen: Wo ist er denn nun? Wo ist mein Eberhard? Mein liebstes Kind! bis er sie mit immer noch steigender Verlegenheit in den Keller führt, wo allerdings der Knabe nicht gefunden wird. Unter harten

Ausdrücken und Drohungen mit obrigkeitlicher Untersuchung verläßt sie endlich den Lehrer, fragt draußen jeden Menschen, aber auch nicht Einer hat den Eberhard gesehn. Bei den Nachbaren, auf allen Spielplätzen — nirgend ist er. Da wird das Gerücht laut, der Lehrer habe den Jungen, als er ihn habe entlassen wollen, todt im Keller gefunden und, im Schrecken über ein solches Ende seiner grausamen Zucht, vergraben. Die Obrigkeit läßt den Keller untersuchen — umsonst! Der Fluß, die Gräben, die Teiche werden durchwühlt, und es wird endlich ein Käppchen hervor gezogen, welches ein Zuschauer bei Eberhard gesehn haben will. Wir eilen hinzu: im ersten Augenblick werden auch wir getäuscht. Nun erst fühlen wir, daß wir ihn verloren haben. Es zeigt sich wol bald, daß das Käppchen ein fremdes ist, aber die Klagen der Mutter brechen mit neuer Heftigkeit in Schmähungen und Verwünschungen gegen den Lehrer hervor, und dieser unglückliche Mann, das Schrecken aller Kinder, wurde von dem Tage an sanft und liebreich. Seine feste Gesundheit wankte; er verfiel sichtbar und starb endlich nach langer Krankheit."

„Alle, die den stillen, freundlichen Eberhard gekannt hatten, suchten uns zu trösten. Alle, vorzüglich die Mutter und ich, hofften von Tage zu

Tage den Knaben wiederkommen zu sehn: aber die Zeit ging hin und mit ihr verging die Mutter immer mehr. Sie war ganz und gar umgewandelt. Ihre Heftigkeit zerbrach in einem todtkalten Lächeln. Am liebsten saß sie beim Spinnrocken, um mir und den Kindern mit scheinbarer Ruhe die Geschichte des verlornen Sohns zu erzählen und immer wieder zu erzählen, und ist nun auch in Kummer und Gram dahin gestorben."

Nach einer langen Stille sprach Alpstein: „Das ist mir eine nachdenkliche Geschichte und ich möchte fast zornig werden über Einen und den Andern. Aber Gott weiß am besten, wie's im Herzen der Jugend rumort, und es ist nun doch so ganz herrlich geworden. — Wo der Eberhard nur stecken mag?"

Sie gingen hinaus und fanden ihn mit der Mutter und Marien in der Laube. „Nun noch vier Wochen, Marie, sagte Eberhard, dann haben wir Hochzeit! O es gibt doch kein schöneres Wort auf der ganzen Welt, nicht wahr, Mutter? Und Ihr tanzt doch mit mir?" „Sachte, sachte! erwiederte Brigitte lächelnd: das junge Volk will immer mit dem Kopfe durch die Wand!" „Laß sie nur! wandte der Vater ein: laß sie doch, Mutter; wir sind auch jung gewesen, weißt Du noch? Und Diese werden auch einmal alt."

„Aber wißt Ihr's schon? hub die glückselige Marie an: unsre junge Gräfin ist nun auch Braut! Ja, ich dacht' es gleich, daß es mit dem Freiherrn dahin kommen würde. Sie hat es mir heute selber gesagt, und als ich mich so recht darüber freuen wollte, sagte sie: Liebe Marie, Du und Eberhard, Ihr werdet ja wol keine Einwendungen machen, wenn wir mit Euch zusammen Hochzeit haben. Da ging meine Freude denn erst eigentlich an; ich küßte der lieben Gräfin die Hand und konnte mir nicht helfen, ich mußte hoch aufspringen, daß der Herr Graf in ein lautes Gelächter ausbrach.

Über diese Nachricht war unter den guten Leuten die Freude nicht minder groß und Alpstein sprach: „Endlich ist doch etwas aus der langen Geschichte geworden. Sie haben sich schon als Kinder geliebt: aber so vornehme Leute haben zu viel Zeit, sich mit allerlei häkeligen Feinheiten so recht lang und breit ins Leben hinaus zu legen. Bei unser Einem geht dergleichen nur ganz simpel und natürlich zu — aber es trifft sich doch mitunter, daß man ihnen gewissermaßen die Kissen aufschütteln muß. Nun — weiter will ich nichts sagen." Aber Eberhard rief: „Hör, Marie, da tanz' ich mit der schönen hochgräflichen Braut und

Du magst es einmal mit dem Freiherrn versuchen. Aber laß Dich nicht wieder entführen, denn dies Mal ließ' ich Dich wahrlich im Stich, Du kleine Schelmennixe vom trocknen Brunnen."

Endlich waren denn die vier langen Wochen herum, und die Doppel-Hochzeit ward nach dem ausdrücklichen Willen des Grafen im Schlosse gefeiert. Bonafort führte seine junge Gemahlin nach der Residenz: aber auch hier, wie auf dem Lande, sind sie heiter bemüht, ihr Dasein wie das reizendste Märchen ihrer Kindertage mit allen Blumen zu schmücken, welche der segenreiche Himmel beständig dem edlen Charakter, dem reinen Gemüth, der wahren Liebe wie der ächten Freundschaft entblühen läßt.

Eberhard und Marie zogen nach Hainberg, welches der Graf dem jungen Landwirth förmlich übergeben hatte. Auch ihr Leben ist der Spiegel dauernder Liebe, festen, gottgefälligen Vertrauens, dankbarer Anhänglichkeit und gesunden Frohsinns. Als neulich Alpstein und Brigitte von einem Besuche bei den lieben Kindern heimkehrten und im eifrigsten Wechselgespräch ihre Freude über das glückliche Paar ausließen, sprach Brigitte: „Merktest Du wol, Väterchen, wie Marie so roth wurde und die Augen niederschlug, als ich sie verwundert

betrachtete, der Eberhard aber so schelmisch drein sah?“ Da umarmte der Alte sein Weib, drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund und rief: „Großmütterchen, das hat uns nicht geträumt, als der Junge wie ein Vagabond vor unsre Thür kam, und als er nachher davon lief und darauf die Marie geraubt wurde. Ja — mit dem Dienstag ist es denn doch eigen! Wenn ich es recht bedenke, so müssen wir nun Gott auch für diesen Tag recht aus Herzensgrunde danken.“

Er besinnt sich.

An der Mittagstafel im Römischen Kaiser hatte seit undenklichen Zeiten keine glücklichere Kreatur Löffel und Gabel zum Munde geführt, als der Expedient Segelstein. Freilich war vor einigen Jahren sein Examen so wenig glänzend ausgefallen, daß er sein Jus rein aufgeben und dem Himmel danken mußte, für das Administrationsfach noch einigen Verstand zu besitzen, wobei er von der Zeit so viele Sachkenntnisse zu erwarten berechtigt war, als zum sorgenfreien Schlendrian unumgänglich erforderlich ist. Aber nach jenem fatalen Vorfall, oder vielmehr Durchfall, blieb ihm doch diese tröstende Aussicht und neben derselben lag nun seit richtigen vierzehn Tagen noch ein schönes Glück vor ihm: Ida, die Tochter des Raths Dronte, war seine Braut. Er hatte sie auf dem Balle gesehn, mit ihr gesprochen, getanzt, und, weil Dronte für reich galt, sich in sie verliebt. Im Hause des Raths wurden seine Absichten bald bemerkt, und, weil ein Irrthum leicht einen Bru-

der findet, so kam man dem jungen Expedienten freundlich entgegen; denn man hegte den Glauben, er sei bemittelt, werde protegirt und gewiß nächstens befördert.

Indessen hatte Segelstein nicht viel mehr, als eine sehr mäßige Besoldung, bei der Behörde einen noch mäßigern Ruf, und dem Rath Dronte, dem das ansehnliche Vermögen der Frau in den Erholungen nach sogenannten schweren Berufsgeschäften unter den Händen zerronnen war, ging es eben nicht besser. Er gehörte zu jenen Leuten, die sich in den Kopf gesetzt haben, ein Haus zu machen, ohne zu bedenken, wie sie ein Haus erhalten können.

Ida war nach dem Zeugnisse der männlichen Jugend ein himmlisches Mädchen. Sie war interessant, denn sie war gebildet. Sie tanzte nämlich zum Entzücken; spielte mit ungemeiner Fertigkeit das Fortepiano, welches eigends für Walzermelodien gemacht zu sein schien; las mancherlei Journale und Taschenbücher und besuchte neben der Oper auch zuweilen diejenigen Predigten, deren Verfasser sich des allgemeinsten Rufes erfreueten. Außerdem hatte sie, wenn auch der Vater nicht mehr wohlhabend war, doch einen reichen Onkel. Aber trotz dieser beträchtlichen Vorzüge wollte sich lange keine

Partie finden, denn wenn man auch fleißig des abwesenden Onkels erwähnte, so hatte doch Keiner ihn gesehn, und die ihn kannten, wollten wissen, daß er ein närrischer Kauz sei. Ida fing beinahe schon an, den Blütenstaub der Jugend und damit den Reiz der Neuheit zu verlieren, als der Expedient Segelstein noch zu rechter Zeit ihren heranschleichenden Besorgnissen, ihrer Furcht vor dem sieben und zwanzigsten Lebensjahre durch seine Bewerbung ein Ende machte.

Segelstein saß also wohlgemuth an der Mittagstafel im Römischen Kaiser. Er konnte vor freundlichen Gedanken nicht essen und vor Appetit nicht recht zum Denken kommen, als ein Wagen vorfuhr. Der Kellner wußte dem Fragenden keine andre Antwort zu geben, als daß ein ältlicher Herr, eine junge schöne Dame, sowie der Assessor Walter ausgestiegen seien.

„Walter? rief Segelstein aufspringend: Walter, mein theuerster Jugendfreund, ist endlich wieder angelangt? Ich muß ihn sogleich umarmen, ihm mein Glück verkünden.“ Er eilte hinaus, nicht allein wegen dieser Verkündigung, sondern auch von Neugier nach der jungen schönen Dame getrieben, und kaum zweifelnd, Walter werde seine Verlobungsanzeige mit gleicher Münze bezahlen.

Er sah den Assessor eben aus dem Hause gehn, holte ihn noch glücklich ein und erfuhr nach den ersten Begrüßungen und als Erwiederung auf seine Bräutigamsnachricht — nichts. Walter wünschte ihm allerdings Glück, „aber, fuhr er dann fort, mit den Fremden hat nur die Bequemlichkeit des Kellners mich zusammengebracht. Ich kenne sie gar nicht und sah sie nur eben das Haus verlassen.“ Er ging. Da stand nun Segelstein auf der Gasse, merkte nicht einmal, daß er den Schatten des Kirchthurms mit Füßen trat, sondern sah mechanisch an Diesem selber hinauf. „Schon vier Uhr vorbei? murmelte er erschrocken: da muß ich eilen!“

Er flog zu seiner Ida, denn man wollte den Kaffee in einem öffentlichen Garten einnehmen: aber im Hause des Raths herrschte die größte Eilfertigkeit. Rath und Räthin Dronte, sowie die Braut waren, nach vergeblichem Warten auf den Bräutigam, fortgegangen und Fräulein Ida, flüsterte ihm eine Magd zu, sei sehr verdrießlich gewesen. Eine andre Magd verließ eilig das Haus, um die Herrschaft zurück zu rufen, weil Fremde, ein ältlicher Herr und eine junge schöne Dame, so eben angekommen waren. „Und wie heißt dieser Herr?“ fragte Segelstein ahnend, die Fremden

seien dieselben vom Römischen Kaiser, und schon darüber nachsinnend, auf welche schickliche Weise man sich diesen Personen sogleich vorstellen könne. Da ging die Thür auf und heraus trat die junge schöne Dame am Arme des ältlichen Herrn. Sie ließ eben den Schleier nieder, ging mit flüchtiger Verbeugung an dem verwirrten und ärgerlichen Expedienten vorüber, und der Herr sagte zu der Magd: „In einer Stunde etwa kommen wir wieder." Sie stiegen die Treppe hinab und Segelstein sah ihnen mit halboffnem Munde über das Geländer nach.

„Das ist ja heute ein niederträchtiger Tag! fluchte er, und dabei so schönes Wetter — unbegreiflich!" Unentschlossen, ob er den Fremden nachgehen, oder Ida's Rückkehr erwarten sollte, schritt er, obgleich mit dem festen Vorsatz stehn zu bleiben, aus dem Hause, über die Gasse und wollte nun der Braut entgegen, als er sich am Thore und kaum dreißig Schritte hinter den Fremden fand. „Wohin mögen Die wollen?" fragt' er und schlich ihnen nach. Sie bogen nach dem fürstlichen Garten ein und der Expedient desgleichen. Die Dame schlug den Schleier zurück; Segelstein dachte im schnellen Vorüberwandeln nun eben so glücklich, wie der Kellner im Römischen Kaiser zu

werden, nämlich das Antlitz der Dame zu sehn, und wirklich kam es nur auf einen halben Schritt an, da mußte der ältliche Herr Ida's Namen aussprechen und nach einigen lebhaft, aber undeutlich gesprochenen Worten fortfahren: „Glaube mir, liebe Julie, die so freundlichen als dringenden Einladungen sind weiter nichts, als übertünchter Eigennutz. Sie haben, wie schon zehn oder zwanzig Mal, wieder eine Hochzeit in petto, deswegen ist der reiche Onkel mehr als sonst ihr theuerster und einziger Freund. Aber wie werden sie erschrecken, den alten einsamen Onkel am Arme einer jungen —"

Weiter konnte Segelstein nichts vernehmen, aber er hatte genug gehört, um sich in einem Labyrinth der widersprechendsten und widerwärtigsten Empfindungen und Gedanken verloren zu sehn. Er wollte nach der Stadt zurück, mit Ida Dronte so gut wie möglich brechen und konnte nicht. Julie, die unbekannte und unerkannte, fesselte ihn. Er hätte so gern sich ihr genähert, sie und den Onkel angeredet, um vielleicht zu erfahren, ob sie Frau, Tochter oder Nichte des alten einsamen Onkels sei; aber er konnte nicht. So schwebend zwischen zwei Vorsätzen, stand er einige Augenblicke, als er die Beiden, vom Castellan geführt, in das fürstliche

Landhaus gehn sah. „Sie wollen die Gallerie besehn!“ murmelte der Expedient, und von dem Gedanken exaltirt, daß Kunst und Wissenschaft die Menschen aus dem thierähnlichen Zustande zu geselligen Geschöpfen umgewandelt, eine Gallerie daher die beste Gelegenheit darbiete, mit Julien in irgend ein Verhältniß zu gerathen, schritt Segelstein rasch der Villa zu. Freilich gehörte der Expedient zu jenen Gebildeten, die eben an dem Orte, wo sie wohnen, in Beziehung auf Kunst und Wissenschaft nicht zu Hause sind; die in Entzücken gerathen vor einem Transparent, oder einer Theaterdecoration, und irgend ein Conversationslexicon als die Fund- und Goldgrube alles Wissens verehren. Indessen einer unbekannten Schönen zu Liebe nehmen auch wol ganz andre, als gebildete Leute schon einen Anlauf, und der Expedient trat in den Saal. Er hatte sich in der Geschwindigkeit mehre kritische Kunstphrasen in den allgemeinsten Ausdrücken zurecht gedacht, mit denen er durch die ganze Welt zu kommen sich vermaß, und so gerüstet fiel sein Blick zuerst auf Riepenhausens Herzog Heinrich den Löwen, vor dem er so sehr erschrak, daß nicht allein die Phrasen in den Brunnen der Vergessenheit sanken, sondern auch die Dame gar nicht bemerkt wurde, welche mit sicht-

licher Freude vor der antiken Gruppe Perseus und Andromeda verweilte.

Der Ton ihrer Stimme zog den Expedienten aus der Barbarei des Mittelalters. Er warf einen Blick nach der antiken Welt hinüber und war nun so glücklich, oder vielmehr so unglücklich, Juliens Gesicht zu sehn. Mitten in seinem Erschrecken machte er eine Art Verbeugung, die aber eigentlich seinen Sprung nach der Thür maskiren sollte. Im Nu war er aus dem Saale verschwunden und fand sich erst in einem dichten Gebüsch wieder.

Sie war es! Dieselbe Julie, die er einmal bei Gelegenheit einer Ferienreise nach dem Harz beim Schützenfest in Goslar gesehn, mit welcher er getanzt; die so freundlich seiner Unterhaltung sich hingegeben, — Julie, in die er sich damals sterblich verliebt hatte! — Himmel und Hölle! War sie die Frau des alten Herrn, oder — sie mochte sein, was sie wollte: Dieser that nun wenig oder nichts für Ida, und — Segelstein hatte Julien geliebt! Er konnte sie wieder lieben, wenn sie nur Tochter oder Verwandte war, und damit er schnell ins Reine komme, flog er der Stadt zu und nach Dronte's Hause.

„Das ist zu loben! rief ihm Ida bitter spottend entgegen. Sie sind ein sehr pünktlicher Bräu

tigam! Allgemein ist es aufgefallen, uns ohne den Herrn Segelstein zu sehn und tausend verlegene Augenblicke hat mir ihre Saumseligkeit bereitet. Was wird die medisirende Welt nun nicht combiniren! Was sollen wir sagen? Was thun, einen Eclat noch im Keime zu ersticken?"

Diese Anrede war nicht geeignet, die Braut vor dem Expedienten so liebenswürdig erscheinen zu lassen, daß Julie darüber vergessen werden konnte; vielmehr ärgerte sich der Angefahrene über seine Dummheit, vor Dieser davon- und einer Furie entgegen gelaufen zu sein. „Ich bin, antwortete er kalt, nur wenige Minuten nach vier Uhr hier gewesen, und war, als ich Sie nicht fand, schon im Begriff, Ihnen nachzugehn, wenn nicht ein wunderbares Schicksal meinen Fuß auf andre Wege gelenkt hätte. Lassen Sie mich jetzt davon schweigen; aber glauben Sie mir, ich verachte die medisirende Welt zu tief, als daß ich versuchen sollte, gegen spießbürgerliche Klatschereien anzukämpfen. Wie ich höre, bekommen Sie Besuch und mich rufen Geschäfte. Auf Wiedersehn, liebe Ida!"

Die Braut hätte sich gern einer Ohnmacht in die Arme geworfen. Vielleicht aber war ihr Nervensystem nicht schwach genug, oder, wie die arge

Welt sich zuflüstern wollte, sie war dergleichen Auftritte schon gewohnt, kurz — sie stürzte dem eintretenden Vater mit dem Ausruf entgegen: „Auch Segelstein ist dahin!“ Der Rath Dronte wußte nichts zu erwiedern, als: „Das, liebes Kind, wird sich schon geben und legen. Der Onkel ist vor der Thür, also — hübsch aufgeräumt, zärtlich und nichts von der eben vorgefallenen Scene mit Segelstein verrathen. Ich will auch zum Bräutigam hinüber schicken.“

Der Onkel und Julie, von der Räthin begleitet, traten jetzt ein. Man bekomplimentirte sich gegenseitig, man wußte nicht recht, wie man sich gegen die unbekannte Begleiterin zu stellen habe, und Oheim Scholl schien nicht Lust zu haben, die Leute aufzuklären, oder er hatte seinen Spaß an ihrer decenten und discreten Verlegenheit. „Kinder, hub er an, Eure Einladung ist mir einmal recht erwünscht gekommen, und ich danke herzlich. Damit wir aber unseres Beisammenseins in Ordnung und Ruhe froh werden können, erlaubt Ihr den Ankommenden wol einige Erholung. Meine Julie muß ermüdet sein —“

„O gewiß!“ rief Dronte klingelnd, und befahl der eintretenden Magd, den Gästen nach ihren Zimmern vorzuleuchten. „Also bei der Abendtafel,

fuhr er, die Reisenden begleitend, fort, bei der Abendtafel, Herr Schwager, haben wir das Vergnügen." Scholl mußte bejahen; Julie warf ihm einen sehr freundlichen Blick zu, und er kehrte zu den Seinigen zurück, eben so klug, als er sie verlassen hatte.

„Was in aller Welt kann es mit der Dame für eine Bewandtniß haben?" fragte Ida und der Rath antwortete: „Ich weiß es nicht." Die Räthin aber erwiederte: „Wer das wüßte!" Darauf schwiegen alle Drei und sahen sich an.

Mit Julie und ihrem Verhältnisse zum Onkel Scholl hatte es jedoch eine ganz natürliche Bewandtniß, denn sie war seine Tochter. Scholl war in seiner Jugend mit der Tochter eines Geheimen Raths von altem Adel in ein so ernsthaftes Liebesverständniß verwickelt gewesen, daß die beiden jungen Leute sich nicht anders, als mit Flucht und heimlicher Trauung zu helfen glaubten. Nur kurze Zeit währte der Rausch ihrer Glückseligkeit. Ihr Asyl wurde schon in den ersten Wochen nach der Flucht bekannt und die geheimräthlichen Ältern waren befangen genug, die Ehe gerichtlich aufheben zu lassen: Scholl sah seine Frau niemals wieder. Sein Beruf als Hüttenassessor führte ihn nach Böhmen und erst nach Jahren erfuhr er, daß sie

gestorben und er Vater eines Töchterchens sei. Das Kind war vom Geheimen Rath unter fremdem Namen einem Landprediger in der Gegend von Goslar übergeben, und da die Vornehmen das Gewissen in den Füßen haben, so hatte er sich einmal unter heftigen Podagraschmerzen dazu verstanden, dem Vater das Kind zu überlassen. Scholl, dem Kinde einen sichern Standpunkt in der bürgerlichen Gesellschaft zu verwahren, und edeldenkend genug, um die altadelige Familie nicht zu compromittiren, hatte seine leibliche Tochter gesetzlich adoptirt. Sie blieb bei jenem Prediger bis zum achtzehnten Jahre. Da erhielt ihr Vater, wie schon oft, eine leichtverständliche Einladung von seinem Schwager Dronte, und um den lästigen Ansprachen auf sein Vermögen endlich einmal ein Ziel zu setzen, daneben auch seiner Julie eine größere Welt zu zeigen, nahm er sie mit nach der Residenz, und saß nun mit ihr in einem einsamen Zimmer des Dronteschen Hauses, für sich überlegend, wie der Familie seine Vaterschaft auf die glimpflichste Weise zu eröffnen sei, während Jene sich noch über die Erscheinung der jungen Dame den Kopf zerbrach und Anstalten zur Abendtafel machte.

Julie hatte den Inhalt von Schachteln und

eines Koffers zu ordnen; Scholl ging daher mit dem Entschlusse zur Familie, dem Zufall seine Erklärung zu vertrauen.

Der Rath redete ihn an: „Wir haben also doppelten Besuch, lieber Herr Schwager?" und er antwortete: „Ja, lieber Herr Schwager." Darauf bemerkte die Räthin: „Ein liebenswürdiges Frauenzimmer, lieber Bruder!" und er entgegnete: „Ja, liebe Schwester." Nun rückte Ida hervor: „Aber, lieber Onkel, in Ihren Jahren —", und die Räthin schob dazwischen: „Deine Kränklichkeit, lieber Bruder —", worauf Ida fortfuhr: „Unsere Hoffnung auf Ihre thätige Liebe, theuerster Onkel —", und der Rath einfiel: „Ich dächte, ein ruhiges, sorgenfreies Leben sollte das nächste Ziel Ihrer Wünsche sein." „Und ich, sagte die Räthin, ich meinte, die zärtliche Aufmerksamkeit Deiner Schwester, die kindliche Sorgfalt, das Glück Deiner Nichte wären bessere Pfleger, die Anmaßungen der Eitelkeit einer —"

„Sagt einmal, hub Scholl an, sagt einmal, Kinder, was wollt Ihr eigentlich?"

„O verstell' Dich nur nicht! Du verstehst uns recht gut!" platzte die Räthin heraus. „Desto gewisser, fuhr der Rath fort, ist leider die Sache. Warum verstellen Sie sich noch? Ihr Benehmen

hat Sie längst verrathen!“ Ida schloß: „Wir wissen's ja doch schon; sie ist Ihre Frau!“

„Ja so!“ fuhr Scholl heraus und gerieth in ein so heftiges Lachen, daß die Andern verdutzt dastanden: sie wußten nicht, wie sie dies Lachen nehmen sollten.

Plötzlich jedoch verstummte Scholls Lachen vor dem tief ihn ergreifenden Gedanken, daß sich in dem Bezeigen der Dronteschen Familie nur eine höchst gewöhnliche Gesinnung, nackt und armselig, ausspreche. Er bemitleidete die Menschen, daß sie so niedrig standen und bedauerte wirklich, ihnen nicht helfen zu können, weder moralisch, noch mit Gelde, denn der Egoismus, meinte Scholl, ist einmal das Grundübel der Weltmenschen, und was den Geldpunkt anbetraf, so war Scholl wirklich nicht reich genug, seiner Tochter eine bedeutende Summe, und nur von einer solchen konnte hier die Rede sein, zu entziehen. Diese Betrachtungen verdrängten seinen früher halb und halb gefaßten Vorsatz, die Leute ein wenig zu mystificiren. „Kinder! hub er daher an, Euer Antheil an meinem Wohl freut und rührt mich. Vergebt, daß ich nicht sogleich bei meiner Ankunft, oder vielmehr schon vor Jahren Euch gesagt habe, daß Julie keineswegs meine Frau ist. Ich könnte Euch

eine wunderliche Geschichte erzählen, um die Adoption meiner Julie —“

„Nur adoptirt? fiel ihm die Räthin ins Wort. Eine Fremde adoptirt! O Bruder, gab es nicht Menschen, welche Dir näher standen? Du hast eine Nichte —“ „Deren Glück, nahm Ida schluchzend das Wort, deren einziges Glück Sie nun zertrümmert haben —“ „Die, fuhr der Rath fort, die Sie nicht erst zur Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, des Erfolges ungewiß, heranbilden durften; mit deren Glück Sie zugleich von dem Haupte der Ältern schwere, sehr schwere Sorgen genommen hätten. Aber nun —“

„Ich bitt' Euch um des Himmels Willen, rief Scholl, seid doch so gütig, mich ausreden zu lassen! Es ist gar nicht meine Absicht, Euch zu kränken, nur kann ich die Verhältnisse nicht ändern. Julie ist meine Tochter: allein die Umstände nöthigten mich, sie gleich einer Fremden, gleich einem natürlichen Kinde, vor der Welt noch besonders zu adoptiren. Aber wahrhaftig, sie ist meine wirkliche, eheliche Tochter.“

Man wollte noch tausend Kreuz- und Querfragen über den guten Oheim ausschütten, als Walter und gleich nach ihm Julie eintraten, und man setzte sich zu Tische. Der Assessor war von

Segelstein als ein Intimus früher schon der Dronteschen Familie gerühmt worden. Diese hatte daher kaum seine Rückkehr erfahren, als sie ihn auch schon für den heutigen Abend einlud, wo der Expedient an der Seite eines würdigen Freundes in desto besserm Lichte vor dem Oheim erscheinen sollte. Nur kam der Expedient nicht und die nach ihm ausgeschickte Magd war nicht so glücklich, ihn aufzufinden. Man mußte sich daher ohne ihn behelfen und die Verlegenheit des Raths und der Seinigen wuchs mit jeder Minute, während auf der andern Seite Walter und Julie sich unbefangen und lebhaft nach dem Rammelsberge, der Roßtrappe und endlich nach dem Blocksberge führten, so daß Ida, schon ärgerlich über Segelsteins Ausbleiben, in ein unmäßiges Stillschweigen versank und in ihrem Groll gar nicht begreifen konnte, wie ein gebildeter Mann nur das mindeste Interesse für so eine — „Wo steckt denn der Bräutigam?" fragte hier der Oheim, und man mußte gestehn, er sei nicht aufzufinden.

Es war das miserabelste Abendessen, welches jemals sechs Menschen über die Zunge gebracht. Und man hatte so viel Herrliches davon erwartet; man hatte die glänzendsten Hoffnungen für die Zukunft eben auf dieses Abendessen gesetzt, und

mußte sich trennen, wie etwa wildfremde Menschen, die der Zufall in einem Gasthause zusammen führt. Wie Ida's Nacht beschaffen gewesen, ist leicht aus ihrem Entschlusse zu folgern, den Expedienten vorläufig aufzugeben und Julien den Assessor abwendig zu machen, denn sie glaubte sicher bemerkt zu haben, daß Beide, nicht ohne freundlichen Eindruck zu hinterlassen, von einander geschieden seien, und auch der Oheim hatte sich vortheilhaft über den Assessor geäußert. —

Segelstein ging, als Mitglied eines Sommerklubbs, im Garten mit großen Schritten auf und nieder mit untergeschlagenen Armen. „Nun versteh ich den Fingerzeig des Schicksals! sprach er in sich selber. Ich sollte damals, als ich sie auf dem Balle kennen lernte, mich nicht in Ida verlieben, sondern an meine Liebe für die ihr verwandte, aber viel bessere und schönere Julie erinnert werden, die mein Herz früher schon ebenfalls auf einem Balle gefesselt, die ich so leichtsinnig vergessen konnte! Und nun sie mir wieder erscheint, ist es vielleicht zu spät, ihrer noch zu gedenken. Ein Andrer, ein alter dürrer Oheim, derselbe, der mein und Ida's Glück zu gründen gekommen ist, ihr Gemahl! O ich verliere mich in einem ungeheuren Labyrinthe und für mich Elendesten der Sterblichen

lebt keine Ariadne! Es ist nicht anders — ich muß wahnsinnig werden oder vernichtet. — Ida? — Was soll mir Die? Hat sie mich nicht schnöde von sich gewiesen? Hat sie von einem Oheim noch Etwas zu erwarten, der nun für sich sorgen muß? Kann sie mir überhaupt noch Etwas sein, nachdem ich Julie wieder gesehn? — Nein! und nein! und abermals und in alle Ewigkeit nein! — Wenn ich nur erst mit Walter gesprochen hätte!"

Er hörte sprechen und wirklich sagte Jemand hinter dem Gebüsch zu seinem Schachnachbar: „Sie riskiren den Thurm! Ja, wie ich sagte, Scholl ist seit gewiß zehn Jahren einmal wieder hier und hat eine Seltenheit mitgebracht, eine sehr schöne Tochter. Schach der Dame!"

Segelstein ruderte mit den weitesten Schritten zum Garten hinaus, nach der Stadt, zu seinem Intimus Walter. Kaum eingetreten, stand er starr und steif und stumm da. Das Evangelium im Klubbgarten und sein hastiges Gehn hatten ihm den Athem versetzt. Walter sah von seiner Arbeit auf und als er den Expedienten erblickte, rief er, aufstehend, ihm freundlich zu: „Sieh da! Guten Abend, Freund Segelstein!"

„Danke!"

„So kurz?"

„Ach, das Leben ist so lang, daß man sich schon kurz fassen muß, wenn man weiter will.“

„Was ist Dir begegnet, Freund?“

„Höre! Du weißt, es ist stets mein strenger Grundsatz gewesen, auf einem honetten Fuße leben zu wollen. Meine eignen Mittel reichen dazu nicht aus: ich muß ihnen daher auf anständigem Wege zu Hülfe kommen. Nun ist es denn doch, zum Henker, der evidenteste Beweis von Rechtlichkeit und nobler Gesinnung, wenn ich mich zu diesem Zweck entschließe, meine Freiheit einem reichen Mädchen zu opfern.“

„Wie man's nimmt!“

„Es ist meine Pflicht, zu nehmen, wenn ich meine ganze Existenz hingebe.“

„Willst Du etwa mit Dronte's brechen? Oder ist es vielleicht schon geschehen? Mit ihrem Vermögen stehen Deine Grundsätze, Deine Pflicht nicht im Einklange.“

„Rede mir nicht mehr von Dronte's! Ich habe Ida nie geliebt, nur die Ironie des Schicksals bildete mir das ein. Es ist Julie, der mein Herz gehört —“

„Julie? rief Walter betroffen. Doch ... doch rede nur erst aus.“

„Das will ich. Ganz auf Deine Freundschaft

bauend, komme ich zu Dir mit einer Bitte, die Du so leicht erfüllen kannst. Ich darf wol nicht erst die Gründe sagen, weshalb ich vorläufig noch keinen Schritt zu dem höchsten Ziele meines Lebens thun kann. Sei Du der Vermittler. Sage Julien von der Liebe Deines Freundes, von seiner Verzweiflung, seinen Hoffnungen und bringe mir Antwort. Diese mag sein, welche sie will, Du wirst mich auf Alles gefaßt finden. Aber ich sage Dir, ihr Nein wird mich vernichten."

Walter war in einer seltsamen Lage. Von dem Abende bei Dronte's, an Juliens Seite, war ihm ein stilles, freundliches Glück geblieben, für das er noch keinen Namen fand. Nun aber hatte Segelstein dieses Glück plötzlich getauft, es hieß: Liebe! Und Segelstein verlangte von ihm das Amt eines Vermittlers! Walter stand da, stumm und unruhig hin und her denkend, den dringenden Supplicanten betrachtend. Als Dieser aber fragte: „Du schweigst?" nahm er sich zusammen, faßte Segelsteins Hand und sprach tiefbewegt: „Du verlangst etwas sehr Schweres, eigentlich Unmögliches von mir —"

„Wie so? Es geschieht ja häufig, daß ein Freund dem Andern das Wort redet in solchen Angelegenheiten."

„Warum es schwer ist, laß mich verschweigen. Aber ich will Deinen Wunsch, mag kommen, was da will, erfüllen. Ich gehe zu Julien.“

„Gut — aber wann?“

„Morgen.“

„Gut! Ich erwarte Dich morgen den ganzen Abend. Gute Nacht.“ —

Ida stand am Fenster und starrte stumm auf die Gasse, als die Räthin sagte: „Nein, es hat mir gleich nicht gefallen; es schoß mir heiß und kalt durch die Brust, als Segelstein um Dich anhielt, und ich bedachte, daß Eure Bekanntschaft durch den Trauerwalzer angeknüpft wurde. Von dergleichen Dingen will die Welt freilich jetzt nichts hören, aber es läßt sich doch nicht wegdisputiren, und es ist auch wirklich nicht gegen die Vernunft.“

Ida drehte sich rasch vom Fenster und erwiederte: „Aber es ist gegen die Vernunft, daß ein Onkel, anstatt des Geldes, mit einem abgeschmackten Dinge von Tochter ins Haus tritt. Es ist gegen die Vernunft, daß ein Bräutigam seine Braut an einem Tage zweimal durch Ausbleiben compromittirt, und unsinnig, ja, zum rasend werden ist es, daß dieser Mensch sich bis jetzt nicht wieder blicken läßt, für alle Boten, selbst für ein Billet

des Vaters nicht zu Hause ist, und seine Braut dem Spott, der Schande überläßt. Ich muß fort von hier! Ich hatte fest beschlossen, mich an ihm zu rächen, dem Assessor Walter meine Hand zu schenken, ja, wenn's nicht anders wäre, ihm aufzudringen — aber ich will's nicht! Ich will fort, heute noch: vielleicht gibt mir die Entfernung Mittel und Wege an die Hand, dem Nichtswürdigen zu zeigen, was er an mir verliert. Hier in der Residenz, wo jeder Gassenjunge mich höhnisch ansieht, wird es mir unmöglich, meine Gedanken zu sammeln."

„Kind, übereile nichts! begann die Mutter nach einer Pause des Nachsinnens. Deine Reise gäbe nur einen ärgerlichen Eclat. Versuchen wir das Äußerste, das Letzte: schreib an Segelstein, er besinnt sich gewiß."

„Schreiben? jauchzte die Tochter auf, — schreiben, ja das will ich! Ich will dem Treulosen, dem Nichtswürdigen Alles sagen, was gekränkte Liebe, was verletzter weiblicher Stolz mir eingibt, und, beim Himmel! er soll erschrecken, zerknirscht sein, wenn noch ein Fünkchen Ehrgefühl in ihm lebt. Er soll sich nicht damit brüsten, daß er ein Mädchen, eine Ida, verlassen; die Stadt soll erfahren, daß wir ihm den Abschied gaben. So wird

er dem Gelächter, dem Spott bloßstehn und wir triumphiren."

Sie schrieb an den Treulosen, welcher indeß nichts ahnte von dem schweren Geschütz höchster weiblicher Indignation, gegen ihn aufgefahren und geladen: vielmehr war Segelstein mit ganz anderen Dingen beschäftigt. Walter mußte jetzt schon auf dem Wege zu Julien sein; vielleicht sprach er schon mit ihr; vielleicht hatte sie schon, — ja, was konnte sie nicht schon Alles gesagt haben! Was ihm aus Liedern, Novellen und Romanen des In- und Auslandes nur Romantisches einfiel, recitirte der Expedient mit dem grandiosesten Pathos, im Zimmer auf- und niederschreitend und es währte keine Stunde, so hatte sich der Held eine ungeheure, durch und durch romantische Idee errecitirt. Dort, wo er Julie zuerst wieder gesehn, wieder erkannt, in der Gallerie vor der antiken Gruppe Perseus und Andromeda, im Angesicht des Löwenheinrich, dort wollte der Expedient sein Urtheil aus dem Munde des Freundes empfangen, dort wollt' er selig werden oder untergehn.

Er öffnete mechanisch den Secretair; da fiel ihm sein altes Universitätspistol in die Augen. „Untergehn? rief er, und ergriff es mit Ungestüm. Untergehn — das will ich! Was soll mir ein

Leben ohne sie? Ein Leben, durch Ida verbittert, durch Armuth vergällt, durch den Hohn der Welt vergiftet! O mir sind nicht umsonst die mancherlei Scenen aus Romanen ins Gedächtniß zurückgekommen, und wie groß, wie wahrhaft erhaben wird Diejenige sein, die ich im Sinne habe! Hat sich jemals ein Mensch in einer Bildergallerie erschossen? Hier in der Residenz ist's gewiß unerhört, und man wird mir eine Bewunderung nicht versagen, die um so größer ist, als man mein entsetzliches, mein unabwendbares Schicksal in tiefster Seele beklagen muß. Der vielgepriesene Werther ist dann gegen mich ein trauriges Nichts, — wie miserabel auch, sich mit geborgten Pistolen auf der Stube zu erschießen!"

Er untersuchte das Pistol, und als er fand, daß es geladen sei, ließ er dem Hausmädchen Nachricht für Walter zurück, und ging richtig zum Thore hinaus

Indessen war es Waltern gelungen, Julie allein zu treffen. Aber nun erst fiel ihm sein Vorhaben zentnerschwer auf die Seele, und es bedurfte mehrer Minuten, bevor er überhaupt im Stande war, ein Wort hervorzubringen. Dann fing er vom Wetter an, von den neuentstandenen Gebäuden, von Feuer- und Hagelassecuranzen; kam dann

ganz natürlich auf Lebensversicherungen, und hätte so gern dafür eine Liebesversicherung untergeschoben, leider durft' es aber nicht die eigne sein. Indessen leitete ihn doch der Wirrwarr seiner Unterhaltung nach Goslar. Er erkundigte sich nach dem Schützenfeste und erfuhr, daß Julie nur einmal dort gewesen und wenig Vergnügen an dem systematischen Isolirungsvergnügen, wie es in Goslar hergebracht sein soll, gefunden habe. Segelstein schien ihrem Gedächtnisse ganz entfallen zu sein. Walter mußte daher einleiten und das geschah von ihm seltsam genug.

„Mag die Einrichtung solcher Feste, hub er an, hie und da Manches zu wünschen übrig lassen; so gibt es doch unter den mancherlei Wünschen auch solche, denen nicht selten das schönste Lebensglück folgt."

„Das wäre doch eigen! Sie belieben zu wortspielen, oder ich verstehe Sie nicht."

„Nehmen Sie an, einen jungen Reisenden führt der Zufall zu einem solchen Feste. Das Unerwartete, die Neuheit der Gegenstände, die fremden geputzten Menschen, die Damen, die uns überall schöner und liebenswürdiger erscheinen, als zu Hause, — das Alles übt schon einen wunderbaren Zauber auf den Reisenden aus, der vielleicht vor

einer Stunde noch in armseliger Dorfschenke unter eingeräucherten Gesichtern verweilte. Nun führt ihm ein günstiges Geschick ein reizendes Mädchen als Tänzerin, als Tischnachbarin zu: er ist glücklich, selig und kann doch so wenig sagen, noch weniger thun, um von ihr zu erfahren, was er wünscht. Sie ist freundlich gegen ihn, scherzend und am Ende gar ausgelassen mit der liebenswürdigsten Unschuld, vom Strudel der immer höher steigenden Festlust und Festfreiheit ergriffen: aber — er ist ein Fremder! Er wagt nicht einmal den Gedanken, daß man vielleicht seinetwegen so fröhlich sei, denn er kennt nicht die am Orte herrschende Sitte und fürchtet ausgelacht zu werden, wollt' er irgend Miene machen, aus dem Bezeigen der Schönen Vortheil für sein Herz zu ziehn. Schon der nächste Tag trennt ihn von ihr, von dem Orte seines schönsten Glückes und mit jedem Schritte weiter fühlt er tiefer die Größe seines Verlustes. Endlich muß er zweifeln, die Schöne jemals wieder zu sehn, und eben da erscheint sie ihm wieder, und — Sie Verehrte, wecken alle Wünsche, alle Erinnerungen, wie ein aufblühender Frühling, in der Brust des Einsamen."

„Ich?" rief Julie betroffen und tief erröthend.

„Sie! fuhr Walter rasch fort. Sie erinnern sich meines Freundes wol kaum?“

„Welches Freundes?“

„Segelstein!“

„Nicht Sie?“ fragte sie schnell wieder und erschrak so heftig bei dieser Frage, daß sie sich abwenden mußte, wiewol ihr war, als müsse sie sich an Walters Brust verbergen.

Walter erschrak ebenfalls vor dieser Frage; doch kann es kaum ein freudigeres Erschrecken geben, als seines. „Ich nicht? stotterte er. Julie... Diese Frage ... ist es Vermessenheit, von dieser Frage nach Ihrem Herzen zu blicken, so ... sagen Sie, daß ich gehn soll.“

„O mein Gott ... bleiben Sie, Walter! Ich bin verrathen, aber — lassen Sie mich nicht allein. Ich verwirre mich immer mehr. Wenn doch der Vater —“ Dieser trat ein, nicht wenig erstaunt, die Beiden umarmt, und seine Tochter, halb widerstrebend, halb hingebend, flammendroth unter den Küssen des Assessors zu finden. Beide flogen auf ihn zu, schlossen ihn in ihre Arme und baten um seinen Segen.

„Das hat noch Zeit! erwiederte Scholl mit ernster Freundlichkeit und mit dem Finger drohend. Erst müßt Ihr Euch besinnen, dann rechtfertigen,

und dann — muß ich mich besinnen, aber ich rechtfertige dann weder Ja noch Nein. Sonderbar aber ist es doch, daß wir hierher reisen, um Ida's Hochzeit anzusehen und nun selber Hochzeit machen wollen, während Dronte's an dem Bräutigam fast verzweifeln. Der Mensch, Segelstein heißt er ja wol, scheint sich unsichtbar machen zu können. Weder bei Dronte's, noch bei mir ist er gewesen und man könnte ihm doch nun ein leidliches Glück verschaffen. Eine alte Verwandte von Jungfer Tante hat meine Schwester und mich so reichlich bedacht, daß Ida nun etliche tausend Thaler mehr werth ist, als gestern."

Der Name „Segelstein" fiel jetzt dem glückseligen Walter schwer aufs Herz. Scholl's Einwilligung gewiß, empfahl er sich, den Freund aufzusuchen und mit dem Versprechen, ihn der besorgten Dronte'schen Familie wieder zuzuführen. —

Und da stand nun der Expedient Segelstein vor Perseus und Andromeda, welche, vom hereinbrechenden Abendlicht übergossen, den Einsamen mit unheimlichen Schauern ansprachen. Vor einigen Minuten noch war er sehr ärgerlich, daß der gewissenhafte Castellan, trotz aller Vorstellungen und Betheuerungen, ihm nicht von der Seite gehen wollte; jetzt war es ihm der größte Trost, den

Mann im anstoßenden Zimmer auf und nieder wandeln zu hören, zuweilen auch in der Thür erscheinen zu sehn. Da stand nun der Held vor Perseus und Andromeda; hinter ihm in leuchtendem Harnisch Herzog Heinrich der Löwe, und er hätte schöne, tieferschütternde, herzzermalmende Dinge monologisiren können, wenn er nur irgend ein Schullexicon wegen dieser Helden zur Hand gehabt hätte. So aber schwamm ihre Geschichte eben so nebelich in seinem Gehirne, wie die Gestalten vor seinem Auge, und es blieb ihm nichts übrig, als sich durch den allgemeinen Gedanken möglichst zu exaltiren, daß seine Situation wahrhaft schrecklich erhaben sei.

„Ob sie wol Ja sagt?" murmelte er für sich hin und fühlte an der Brusttasche nach dem Pistol. Krampfhaft zog er die Hand zurück und sprach: „Warum sollte sie Nein sagen? Es ist dazu auch nicht der entfernteste Grund vorhanden, und ein Menschenleben steht dabei auf dem Spiele, das möge sie bedenken! Sie weiß freilich nicht, wessen ich fähig bin, welche blutige Folge ihr Nein haben wird, aber — gibt es keine Sympathie, kein magisches Berühren der Seelen? Gibt es nicht, trotz aller Philosophie, oder vielleicht eben deswegen,

Ahnungen? — Ich höre ... wahrlich! ich höre Fußtritte. Ist es Walter?"

Er zog sein Pistol mit zitterndem Muthe hervor. Doch war es nicht Walter, sondern der Castellan, dem der wunderliche Gast zu lange blieb, zu laut sprach. Der Castellan erblickte kaum das Pistol in Segelsteins Hand, als er rasch auf ihn zutrat. „Ich muß Sie ersuchen, sprach er mit starker Stimme, die Gallerie sogleich zu verlassen und mir das Pistol auszuhändigen. Wollen Sie sich erschießen, so wählen Sie einen andern Ort, als das fürstliche Haus."

„Davon, entgegnete Segelstein kleinlaut, lieber Herr Castellan, davon kann hier gar nicht die Rede sein, denn —"

„Nun so kommen Sie! Es wird Nacht, da hat es doch mit dem Kunstenthusiasmus ein Ende. Oder wollen Sie etwa die Statuen bei Fackelbeleuchtung betrachten, so bedarf es dazu höherer Erlaubniß und besonderer Vorbereitungen. Kommen Sie!"

Der Expedient aber stand fest, und als nach einigem Wortwechsel der Castellan Miene machte, den zweideutigen Gast mit Gewalt sich vom Halse zu schaffen, trat Walter ein. Sogleich ging der Castellan in der Meinung, daß die Beiden gar

hier ein Duell verabredet hätten, auf Diesen mit der Frage zu: „Haben Sie Pistolen bei sich?"

„Nein!"

„Erlauben Sie, daß ich Sie untersuche. Ich kenne Sie zwar längst, Herr Assessor, aber —"

„Untersuchen Sie immer, Herr Castellan," entgegnete Walter, über die seltsame Zumuthung lächelnd, und als Jener wirklich nichts Lebensgefährliches bei dem Assessor auftreiben konnte, flüsterte er ihm zu: „Haben Sie doch ein wachsames Auge auf den Herrn da," und entfernte sich etwas, um jeden Falls sogleich bei der Hand zu sein.

Walter näherte sich nun dem noch immer stumm dastehenden Expedienten und hub an: „Theuerster Freund —"

„Nun? Rede . . . schnell, um's Himmels Willen, schnell!"

„Sie liebt —"

„Ja?"

„Dich —"

„Freund!"

„Nicht."

Segelstein zog mit einem langausgedehnten „S . . . . . o!" sein Pistol hervor und starrte in die Mündung.

„Was hast Du vor?“ rief Walter, und zugleich eilte der Castellan herbei.

„Nichts! gar nichts, lieber Freund,“ entgegnete Segelstein mit starrer Gelassenheit, schüttete das Pulver von der Pfanne und zog einen Krätzer hervor. „So ein Schuß, fuhr er fort, rostet leicht. Er steckt schon lange darin, und wie ich diesen hier herausbohre, so ziehe ich auch den Schuß aus meinem Kopfe, der seit dem Goslarschen Schießen darin eingerostet ist. Willst Du mich nach Dronte's begleiten? Ich beabsichtige, dort den Thee einzunehmen. Seit acht Tagen bin ich nicht dort gewesen; was die Leute wol von mir denken mögen.“

Walter enthielt sich aller Betrachtungen über diese Wendung, sogar des Lächelns, und erwiederte ernsthaft: „Sie denken noch immer alles Gute von Dir, und Ida erwartet Dich mit Sehnsucht, um Dir die frohe Nachricht entgegen zu rufen, daß sie ein nicht ganz verächtliches Capital geerbt hat.“

„Geerbt — das sagst Du mir jetzt erst? Mein Gott.. wenn das Pistol losgegangen wäre! Wie viel Uhr haben wir denn? Es ist gewiß die höchste Zeit zum Thee.“

Er ging mit Walter, und der Castellan, sie hinaus geleitend, sprach für sich: „Wahrscheinlich

ist dieser Mensch ein Narr. Aber er besinnt sich doch!"

Ida stand eben am Fenster, als Segelstein an Walters Arm gerade auf ihr Haus zuschritt. „Er besinnt sich! rief sie der Mutter zu. Segelstein kommt wieder!" Die Mutter rief den Vater herbei und Dieser war kaum mit Scholl und Julien, welche wegen der Erbschaft mit ihm geredet hatten, ins Zimmer getreten, als auch Segelstein schon mit Walter erschien.

„Ich bin krank gewesen," hub Segelstein an, und führte Ida's Hand demüthig an die lügenden und dennoch Wahrheit redenden Lippen.

„Armer Freund!" entgegnete Ida und umarmte den Expedienten.

„So wär' also, sagte Scholl, Alles hier in Ordnung, und ich habe der werthen Familie nur noch anzuzeigen, daß es dem Himmel gefallen hat, meiner Tochter ebenfalls einen Bräutigam und zwar in der Person des hier anwesenden Herrn Assessors Walter zu schenken."

Nun ging's an ein Erstaunen und Glückwünschen hin und her, und Dronte äußerte gegen Scholl: „Sie sind doch immer ein eigner Kauz gewesen und werden's auch wol bleiben, lieber Herr Schwager. Wer konnte

sich nur eine so schnelle Verbindung träumen lassen!"

„Ich nicht, erwiederte Scholl, sondern die Beiden da. Überhaupt möcht' ich wissen, warum ich durchaus ein seltsamer Kauz sein soll. Vielleicht, weil man's aus Komödien so gewohnt ist?"

„Siehst Du, Ida? flüsterte die Räthin der Tochter zu, siehst Du nun, daß ich doch Recht hatte? Er besinnt sich!"

„Ach ja, liebste Mutter, ich sagt's ja auch eben noch: er hat sich besonnen! Wann ist aber die Hochzeit?"

„In vierzehn Tagen! rief der vergnügte Scholl. Und damit ich der werthen Familie doch Etwas hier nütze, erlaubt sie mir wol, das Fest auszurichten. Für Julie muß ich's ohnehin thun."

Nach vierzehn Tagen war die Doppelhochzeit und am nächsten Morgen sagte Ida zu Segelstein: „Mein Gott, wie lange bleibt der Wagen aus zum Visitenfahren!"

Walter aber sagte zu seiner Julie: „Nicht wahr, liebes Mädchen? wir reisen nach Goslar."

„O Du Guter! entgegnete sie mit einem glühenden Kusse. Ja, nach der Wiege meiner Kindheit, nach den Bergen laß uns, daß ich ihnen laut zurufe, wie glücklich ich bin."

Es ist wahr, besonnen hat er sich. Ist aber damit und überhaupt mit einem solchen Gecken dem Staate, der Gesellschaft, dem Familienleben geholfen.?

Nein.

Es war also gleichgültig, ob er sich besonnen, oder nicht?

Ja.

Was soll denn die ganze Geschichte?

Unterhalten.

Unterhalten? Ist dazu jetzt Zeit? Der Staat, die Kirche, die Gebrechen der Gesellschaft, die Industrie nehmen jeden Augenblick in Anspruch.

Ich sehe doch nicht, daß der Spieltische, der Bälle und dergleichen weniger geworden wären.

Das sind Gegenstände der Zerstreuung nach den Anstrengungen des Tages.

Denen also die Anstrengungen der Nacht die Wage halten müssen.

Gleichviel! Und überdem — warum sollen wir Unterhaltung erst aus solchen hingeschriebenen Lebensbildern herauslesen? Wir kommen schneller dazu, wenn wir nur die Nase zum Fenster hinausstecken.

Dieses Lob meiner Lebensbilder ist zu schmeichelhaft, als das ich es undankbar schweigend über-

hören dürfte. Nur eine Frage noch! Warum schmücken Sie die Zimmer mit Gemälden, die doch auch ein Leben darstellen?

Nun — das Auge hat seine Freude daran.

Dann bitt ich um das Wohlwollen Ihres Auges. Es ist ja so seelenvoll, daß es Bilder lesen kann, warum nicht auch ein Lebensbild?

Der Traum.

Herr Peter Fühler hatte auf der Welt nichts zu thun, als jährlich etwa vierhundert Thaler so anständig, als es sich schicken wollte, zu verzehren. Das that er denn auch und galt dabei in dem Landstädtchen, wo er ein ganz nettes Häuschen bewohnte, als ein Notabler erster Klasse. Herr Fühler konnte, wenn er nur gewollt hätte, eine bedeutende Rolle spielen, allein er beschränkte seine Ansprüche nur auf regelmäßigen Besuch des Klubbs, las dort dem Hamburger Correspondenten, sprach etliche Worte über Zollverein und Eisenbahnen und machte schon vor zehn Uhr in seinem Kämmerlein die Nachttoilette.

Bei dieser stillgenügsamen Lebensweise hätte Herr Fühler in ungestörter Zufriedenheit bis an sein Ende fortleben können, wenn wir Menschen nur immer Herr unsrer selbst wären bei den Genüssen dieser Erde. Welcher Sterbliche kann das aber mit Sicherheit von sich behaupten?

Der Klubb wollte den Jahrestag seiner Stif-

tung glänzend begehn und es war ein solennes Abendmahl veranstaltet, von welchem sich Herr Fühler nicht ausschließen konnte, denn er war Mitstifter des Klubbs. Da mußte denn im Wechsel der Gerichte sein Leibessen, Hasenbraten und brauner Kohl, ein Gericht, welches er aus Pietät seit dem Tode seines Vaters nicht genossen, auf der Tafel erscheinen, und Herr Fühler, vom Glanze des Festes verlockt, aß Hasenbraten, er aß braunen Kohl, und dachte bei jedem Bissen an seinen seligen Vater, dem dieses Gericht wenige Stunden vor seinem Hinscheiden das letzte Labsal gewesen war. Herr Fühler trank dann ein Gläschen Wein und aß wieder ein Stückchen Hasenbraten; er aß braunen Kohl und trank wieder ein Gläschen Wein, dachte dabei an seinen seligen Vater, und da ging denn die Zeit wundersam schnell dahin: es war zwölf Uhr, eh er die Hand umdrehte. Da mußte Herr Fühler sich nach Hause leiten lassen und schlief gar bald ein auf dem weichen Kissen seines weitläuftigen Gardinenbettes.

Gegen Morgen erschien ihm sein Vater im Traum, wie er eben von einer gedeckten Tafel sich erhob und, die Gardinen aus einander schlagend, zu seinem Sohne mit geisterhaft summender Stimme sprach: „Peter! Ich danke Dir für den letzten

Liebesdienst, den Du mir auf Erden durch mein Leibgericht erwiesen hast. Ich bin dadurch so vergnügt aus dem irdischen Leben geschieden, daß Alle, welche durch die Pforte des Himmels mich einschreiten sahen, sich nicht genug wundern konnten, denn eine solche Heiterkeit war ihnen noch bei keinem Neueintretenden vorgekommen. Ich würde auch, da ich so viel Schönes und Neues überall erblickte, noch lange nicht wieder an die Erde und an Dich, mein guter Peter, gedacht haben, wenn Du gestern Abend bei dem Klubbfeste nicht einmal wieder an mich gedacht hättest. Da fiel mir ein, daß ich vor meinem irdischen Abscheiden im freudigen Genusse des Leibgerichtes noch Etwas auf dem Herzen behalten habe. Das ist ein Schatz von funfzigtausend Thalern, den ich vor der Habgier des Marschall Davoust nicht anders, als durch sorgfältiges Vergraben zu retten wußte. Du bist also reicher, wie Du glaubst, und heute übers Jahr in dieser nämlichen Stunde zeig' ich Dir den Ort, wo Deine funfzigtausend Thaler noch unberührt verborgen sind."

Der Geist verneigte sich dreimal und verschwand. Herr Fühler erwachte von seinem eignen Ausrufe: „Funfzigtau —", und eben schlug es drei Uhr. Herr Fühler sprang aus dem Bette um diese

wichtige Stunde in sein Merkbuch einzutragen, damit sie über's Jahr nicht etwa vergessen sei. Dann sah er mit großen Augen umher und das Herz schlug ihm gewaltig. „Ich weiß nicht, sprach er, ich glaube, die Kammer ist kleiner geworden; man kann sich ja nicht rühren. Daß auch kein Mensch da ist! Die alte Grete kann ich nicht mehr gebrauchen; ich bedarf nach gerade der sorgfältigsten Aufwartung. Grete!"

Nach vielem Rufen und Klopfen kam denn endlich die alte Grete mit einer Lampe herbei. „Mein Himmel! Was ist Ihnen angekommen, Herr Fühler?"

„Kaffee! Komme sie mir übrigens nicht wieder mit so einer Öllampe ins Zimmer: sie stinkt. Wir haben ja, Gottlob, Wachslicht. Nun — Kaffee! Und dann meinen Sonntagsanzug; und dann das große Zimmer geheizt, und dann — nun? worauf wartet sie noch?"

„Ach du großer Himmel! Was heißt das mit Ihnen? Bester Herr Fühler, es ist ja noch stockfinstre Nacht. Ich will zum Doctor; Sie haben sich gewiß gestern Abend etwas übernommen. Gehn Sie doch wieder zu Bett."

„Keine Widerrede, Grete! Ich verbitte mir dergleichen vorlautes Wesen ein für alle Mal. Hat

sie verstanden? Ich will Kaffee, und das große Zimmer geheizt, und meinen Sonntagsanzug."

„Nun ja! Einheizen und Kaffee machen kann ich bald. Aber der Sonntagsrock ist beim Schneider."

„Er muß in einer Stunde fertig sein! Es war ja nur ein kleiner Riß am Ellenbogen. Nun fort!"

Grete ging, sich noch einmal mit bedauernder Scheu umsehend und Herr Fühler kroch vorläufig wieder ins Bett und dachte gar Mancherlei.

„Funfzigtausend Thaler! Wahrhaftig, die Seligen sind doch brave Menschen! Sie wollen nur, daß man sie nicht vergesse, dann kommen sie und beglücken. — Dies Haus . . . Ich kann doch wirklich nicht begreifen, wie ich so lange geduldig in der verschimmelten Hütte wegsitzen konnte. Man kann nicht aufrecht drin stehen, nicht frei athmen unter den plumpen Balken der Decke, die gewiß im nächsten Sommer bei starkem Sonnenschein zusammenbricht. — Wenn's doch nur erst Tag wäre. — Und die alte Rumpelgrete kommt auch nicht wieder. Ja, sie muß fort! Ich will eine rasche Haushälterin von gebildeter Familie . . . . Das ist doch nichts! Solches Volk will eine Rolle spielen und verlangt nach Ablauf des ersten Jahres

wenigstens ein Heirathsversprechen. Ich kenne das! . . . Dafür will ich doch lieber gleich heirathen, etwa ein reiches Nestkind. — Oder ob es nicht vortheilhaft ist, den Wohlthäter, den Beglücker zu spielen? So ein armes Kind aus schuldlos herunter gekommener Familie, die dann vor lauter Dankbarkeit nicht weiß, wie sie meine Lebenstage am schönsten bekränzen soll. Freilich . . . weil sie's nicht weiß, thut sie's am Ende gar nicht und ich sitze denn da mit meiner Beglückung wie auf Erbsen . . . Es ist doch ein kitzliches Ding ums Heirathen und ich begreife nicht, wie es nur so alltäglich geworden sein kann. Aber gleichviel! Die Grete muß fort. Auf meinem gegenwärtigen Standpunkte müßt' ich jeden Augenblick erröthen, wenn sie da mit ihren Büffelrocksknicksen vor der Gesellschaft erschiene und mit dem Faltengesicht, dem ein freundlicher Zug steht, wie eine Rose an der Stirn meines Pudels. — Sie ist freilich ein altes getreues Erbstück . . . . Nichts da! Nur um des Himmels Willen keine sentimentale Gedanken! Ich kaufe sie ins Beguinenhaus; mehr kann ich denn doch nicht thun."

Am Vormittage hatte Herr Peter Fühler schon mit allerlei Handwerkern verkehrt, mit Kreide Risse auf den großen Eichentisch gezeichnet, Contracte

geschlossen, Vorschüsse gezahlt. Dann ward ein Kunstgärtner herbeigerufen, denn der Hof hinter dem Hause und der daran stoßende Krautgarten sollten mit den ersten Frühlingstagen in einen Park und das Hühnerhaus in eine Grotte umgewandelt werden.

Die Arbeiten gingen rasch. Aus den kleinen Zimmern wurden Salons, die alten soliden Möbeln kamen auf den Trödel, um Kunsttischlereien aus Jacarandaholz Platz zu machen. Die groben Bilder vom Vater und Großvater her, Scenen aus dem verlornen Sohn und dem siebenjährigen Kriege darstellend, wurden fortgeschafft und die Wände mit kostbaren Tapeten und Münchener Genrebildern bekleidet. Vasen, Uhren und grelle Porzellangestalten füllten alle Räume; die einfachen weißen Fenstergardinen wanderten in die Gesindestube und schwere Seidenstoffe prangten vor den Krystallscheiben. Bald waren auch der Hof und der Krautgarten verschwunden. Man sah struppiges Strauchwerk und verkrüppelte Bäume, hie und da ein Blumenbeet in Ochsenaugenform und einige zusammengekarrte Bruchsteine, die eine Felsenpartie vorstellten. Das Hühnerhaus war eine Einsiedelei geworden, über welche, wenn man es nur erleben konnte, eine mächtige Eiche gewiß

einmal ihre Krone ausbreitete. Der Einsiedelei gegenüber lachte ein allerliebster Pferdestall, im englischen Styl erbaut.

Die alte Grete hatte, trotz ihres Widerstrebens, schon die Stelle im Beguinenhause beziehen müssen: doch kam sie täglich herüber, die Wunder anzustaunen, und wenn es ihr gelang, Herrn Fühler einmal gegenüber zu stehn, dann mußte sie dem Herzen Luft machen.

„Sei sie außer Sorgen und lasse sie die Leute reden, sagte dann Herr Fühler. Sie meint es gut, aber sie versteht das nicht, und ich will ungeschoren bleiben. Der Tag ist nicht mehr fern, wo die Leute den Mund noch größer aufsperren werden, denn eigentlich ist es gar nicht möglich, sich mehr zu verwundern, wie sie dann offenbar thun müssen. Nun geh sie nur! Da kommt eben meine Ladung Wein, die sich in dem trefflichen Keller stattlich ausnehmen wird."

Damit wandte er ihr den Rücken und die alte Grete ging kopfschüttelnd und seufzend wieder nach ihrem Beguinenstübchen.

Daß die Nachbaren und überhaupt das ganze Landstädtchen Fühlers unerhörte Anstrengungen nicht gleichgültig ansehen konnten, sprach sich in jedem Gesichte aus. Da man Herrn Fühlers Ver=

mögen ziemlich genau kannte, so wunderte man sich zuerst nur so ganz im Allgemeinen. Dann kam man sehr bald zu dem Schlusse, der Mann müsse plötzlich reich geworden sein. Aber wie? Wodurch? Woher? Da Herr Fühler vor längerer Zeit einmal eine Reise von drei vollen Tagen gemacht hatte, eine Reise, deren Zweck bisher unbekannt geblieben war, so wollte man jetzt wissen, er habe damals eine sehr reiche Dame geheirathet, doch solle das aus politischen und Familienrücksichten noch ein Geheimniß bleiben. Andere steckten sich hinter den Lotteriejuden, ob Herr Fühler vielleicht das große Loos gewonnen, und da der Collecteur sein Interesse in einer etwas zweideutigen Antwort fand, so wußte man nun gewiß, woher das Geld gekommen war. Noch Andere, die aus der Zeit der sogenannten romantischen Schule noch etwas Phantasie gerettet hatten, behaupteten geradezu, Herr Fühler müsse einen Schatz gefunden haben. Da hinten im Bergwäldchen am Flusse neben dem Hünensteine, wo Herr Fühler oft allein wandelnd gesehen war, sei Etwas vorgefallen, denn neben dem mächtigen Steine sei offenbar die Erde tief ausgegraben. Diese Leute waren zufällig der Sache am nächsten.

So urtheilte denn Jeder, wie er konnte. Nur

Wenige wußten, wie eigentlich Herr Fühler stand. Sein Vermögen war bald bis auf ein Drittel herabgeschmolzen und die neue Schöpfung noch lange nicht vollendet. Es gelang ihm, Geld aufzunehmen, denn man hatte ihn stets als einen rechtlichen Mann gekannt und was er der alten Grete von einem nicht mehr fernen Tage gesagt, schlug im Verein mit seinem Rufe jeden Zweifel nieder. Er hatte versprochen und sich in bester Form Rechtens verpflichtet, am Tage nach dem Klubbstiftungsfeste Capital und Zinsen prompt zu bezahlen, und man war unbesorgt, besonders da man sich von dem Glauben nicht lossagen konnte, Herr Fühler werde an diesem Tage doch wol mit einer reichen Frau hervortreten, vielleicht mit jener geheimnißvollen Dame, von welcher man sich schon erzählt hatte. Wenigstens lächelte Herr Fühler, wenn man auf so Etwas anspielte, in gar eigner Weise und das war den Leuten schon genug.

Der Stiftungstag des Klubbs war gekommen. Der neue Krösus bat es sich als eine besondre Ehre von sämmtlichen Klubbmitgliedern aus, das Fest ausnahmsweise in seinem neuen Hause und auf seine Kosten zu feiern, nur möge ihm erlaubt sein, noch einige Verwandte und Befreundete aus der Nachbarschaft einzuführen, um so

das Klubbfest mit einer Familienfeier zu verbinden.

Die Säle schimmerten in magischem Glanze; die Tafeln seufzten unter der duftenden Last und die blinkenden Flaschen schienen sich nach Erleichterung ordentlich zu sehnen. Man nimmt bald Platz an den Tafeln; Musik strömt und rauscht darüber hin; man scherzt, man singt, man trinkt und lacht; man läßt den reichen Herrn Fühler hoch leben, und, als der Wein die Zungen ganz entfesselt, auch die geheimnißvolle Dame mit donnerndem Tusch.

Da wird Hasenbraten und brauner Kohl für Herrn Fühler ganz allein aufgetragen und Herr Fühler aß mit einem mysteriösen Gesichte von dem Hasenbraten und dem braunen Kohl und dachte bei jedem Bissen an seinen seligen Vater, trank noch ein Gläschen, erhob sich dann und sprach:

„Sie hatten, meine hochverehrten Freunde, die Güte, auf das Wohl einer mich sehr nahe angehenden Person zu trinken und ich danke Ihnen dafür auf das herzlichste. Nun erlauben Sie mir, um meinen Dank auch zu bethätigen, eine Gesundheit auszubringen, welche Sie wol nicht erwarten. Dennoch, denn in wenigen Stunden wird das Räthsel gelöset sein, dennoch ersuche ich Sie, mich

bei dieser Gesundheit nach guter alter deutscher Sitte zu unterstützen, und wenn das geschehen, erlauben Sie, daß ich mich entferne. Sie aber bleiben hier vereinigt bis zu meiner Wiederkehr; das erbitt' ich von Ihnen als eine besondre Ehre. — Nun so lassen Sie uns denn trinken auf das Wohl Dessen, der da kommen wird, ehe der Hahn kräht!"

Das klang in vielen Ohren freilich etwas seltsam. Allein, man war in der Weinlaune; man erhob sich stürmisch und stieß die Gläser mit hell aufjauchzendem Hoch! unter schmetterndem Trompetentusch zusammen. Herr Fühler verneigte sich dreimal und ging.

Er legt sich zu Bett, nachdem er die Uhr genau gestellt. Er schließt die Augen . . . der Schlaf will nicht kommen. Er öffnet sie wieder und sieht nach der Uhr: sie zeigt erst auf Eins. Herr Fühler legt sich wieder zurecht und denkt sehr ernsthaft an seinen seligen Vater. Von dem Saal herüber summen Stimmen wie Wiegenlieder, aber er ist kein Kind mehr und der Schlaf will nicht kommen. Herr Fühler richtet sich wieder auf und sieht nach der Uhr: es ist Zwei. „Jetzt muß er bald kommen und ich will nun schlafen!" spricht er, hüllt sich fest in die Decke, zieht die Nachtmütze tief

ins Gesicht; schließt die Augen, und, um den Schlaf schneller herbei zu locken, versucht er in verschiedenen Tonarten zu schnarchen.

Da ist es ihm, als schlaf' er nun fest und als werde die Gardine zurückgeschlagen, und er sehe da seinen seligen Vater, der sich dreimal verneige. Herr Fühler kann sich nicht halten; er rafft sich empor und ruft: „Nun, Vater, wo ist der Schatz?" Der Vater ist verschwunden und Herr Fühler starrt in den hellen Tag hinein. Er sieht nach der Uhr: sie zeigt auf Acht. „Ist es möglich!" ruft er und fährt aus dem Bette. Da sitzt die alte Grete und blickt so besorgt auf ihn hin, und fragt, ob ihm wohl sei?

„Freilich! ruft er, aber . . . war hier denn Keiner, so ungefähr, wie der Geist meines seligen Vaters? Sind die Gäste noch versammelt?"

„Ach, so ist es doch wahr! murmelt Grete und spricht dann laut: Die Gäste? Wie lange schon sind die fort. Ach, das war eine schreckliche Nacht!"

„Wie so?"

„Lieber Herr Fühler, nehmen Sie's nicht übel, aber die Herren sagten Alle, Sie müßten vom Teufel besessen sein, so grausam hätten Sie hier

im Bette sich gehabt. Man hat mich mitten in der Nacht herübergeholt, weil ich Sie doch von Kindesbeinen an kenne und mit Ihnen umzugehen weiß. Da bin ich denn auch gleich gekommen und habe hier am Bette gewacht. Sie schliefen aber ganz ruhig und ich freute mich schon, daß Alles noch so glücklich abgehe. Nun aber — Ihre Frage nach dem Geiste . . . ."

„Ist er wirklich nicht hier gewesen, Grete? Sage sie mir die reine Wahrheit!"

„Aber, Herr Fühler, wie können Sie nur so reden?"

„O ich weiß es jetzt! Sie allein, sie alte Hexe war schuld, daß er ausblieb und nun bin ich ein verlorner Mensch! — Aber er war ja doch da . . . ich hab' ihn ja gesehn. Gesteh' sie's nur, sie hat ihn verjagt. Er konnte in ihrer Nähe nicht reden. O ich Unglücklicher! Freilich, nun ist der Tag da, wo die Leute den Mund aufsperren, so groß es nur möglich ist . . . ."

Jetzt trat der Arzt herein und erklärte, Herr Fühler müsse sich nothwendig wieder zu Bett legen. Er verordnete Arzeneien, gab der alten Grete Verhaltungsregeln und als Herr Fühler im Bette lag mit glühender Stirn und schlagender Brust, traten zwei kräftige Männer herein und der Arzt

ging, den Leuten fest einknüpfend, ihn bei bedenklichen Ereignissen sogleich zu rufen. —

Als Herr Fühler die Augen aufschlug, fand er sich in einem Kämmerlein auf einem schmalen Bett und die alte Grete saß davor. „Ich habe wol etwas lange geschlafen," sprach er matt.

„Ach ja, Herr Fühler; das sind nun acht Wochen."

„Wie — acht Wochen! Wo bin ich denn? Das ist ja hier ganz anders . . . so enge . . . so . . ."

„Sei'n Sie nur ruhig, Herr Fühler; Sie sind noch sehr schwach. In einigen Tagen wollen wir weiter von der Sache sprechen."

Und als sie nun endlich weiter von der Sache sprachen, da fand es sich, daß der Verkauf von Haus und Garten, von Mobilien und der ganzen Wirthschaft Herrn Fühlers Schulden nothdürftig getilgt, und die alte Grete nicht eher geruhet habe, als bis es ihr gelungen, von ihren Ersparnissen den guten Herrn in eine Stiftung für alte Männer einzukaufen. Da war er denn nun.

Und die Moral?

Wie so? Meinen Sie etwa, was man so die Grundidee, die Tendenz nennt?

Nein, nein! Was von jeher Moral geheißen hat, oder auch Nutzanwendung.

Wären wir wirklich schon so weit wieder zurückgekommen?

Zurück? Wir schreiten ja fort, immer drauf los!

Wohin denn?

Unmündige Frage! Die Moral, ohne Umstände!

Nun — wenn Sie denn durchaus nicht anders wollen . . . hier ist eine: Wenn Du Hasenbraten issest und braunen Kohl, auch ein Gläschen Wein dazu trinkest, sollt Du Deine Gedanken hübsch im Zügel halten und nur ganz simpel in Deinem Schöpfer vergnügt sein.

Der Besuch auf dem Lande.

„Schön, daß Sie endlich doch meinen dringenden Einladungen entgegen kommen! rief der junge Herr von Blitter dem eintretenden Freunde, Baron Ammer, zu, welcher Hut und Reitpeitsche ablegte und die Ermüdung nach einem Ritt von zwei Stunden behaglich auf das Sopha hinstreckte.

„Vor allen Dingen, sprach er dann, muß ich Ihnen eröffnen, daß Sie Ihre Last mit mir haben werden. Was können Sie dem Leben der Stadt aus Ihrer ländlichen Einsamkeit entgegen setzen? Mit der Jagd ist es jetzt nichts; Fischerei ist das Langweiligste unter der Sonne; Besuch in der Nachbarschaft bietet nur, was wir auch schon haben: unerträglichen Sonnenschein, einfältigen Amselgesang, blöckendes Vieh und etwa ein albernes Gesellschaftsspiel im Park. Sorgen Sie mindestens für gutes Wetter! Ich will doch lieber die Sonnenhitze ertragen, als anhaltenden Regen auf dem Lande."

„Sie wollen mich erschrecken, mein Theuerster!

Aber das soll Ihnen nicht gelingen. Nur muß ich, ehe wir an ländliche Feste denken, Ihre freundschaftliche Geduld in Anspruch nehmen und damit zugleich Ihren Rath. Die Landeinsamkeit schickt sich zu dergleichen am besten. Wenigstens können meine Mittheilungen Ihnen ganz leidlich über die ersten Stunden hinweghelfen .....“

Jetzt wurden Erfrischungen gebracht und Blitter, dem Freunde gegenüber am runden Tisch Platz nehmend, begann:

„Meine Bewerbungen um Herz und Hand der einzigen Tochter unseres Ministers können Ihnen kein Geheimniß geblieben sein, wenn Sie auch Marie nicht persönlich kennen. Sie ist erst kürzlich von ihrer Tante, welche sich ihrer Erziehung widmete, in das väterliche Haus zurückgekehrt. Mit ihrem Herzen ist es mir geglückt; mit ihrer Hand — Sie kennen den alten Minister; Sie wissen, daß ich nicht Graf bin, weder im Civil noch im Militair mein Heil versucht habe und eigentlich nur meinen Neigungen lebe. Nun möchte ich der Welt wirklich gern nützlich werden, um wenigstens ein Hinderniß auf dem Wege zu Mariens Besitz zu beseitigen. Aber da haben die Menschen nichts eiliger zu thun, als wieder Hindernisse in den Weg zu werfen. In diesem Departement ist

ewige Plackerei ohne Aussicht auf Weiterkommen; in Jenem muß erst Einer sterben und dazu hat natürlich Keiner Lust; in einem Andern ginge es wol, allein man würde Jemand vor den Kopf stoßen und man hat Grund, eben Diesen zu schonen. So geht es überall und nicht selten erfüllt mich der ganze Kram mit Verdruß. — Ich habe täglich Gelegenheit, die Geliebte zu sehn und zu sprechen, nur bin ich nicht immer stark genug, ihr meinen Verdruß zu verbergen. So war es auch gestern; und heute, kurz vor Ihrer Ankunft, wird mir ein Billet gebracht, dessen eigenthümlicher Trotz meine Unruhe nur noch vermehrt. Lesen Sie!"

Baron Ammer nahm das feinduftende Blättchen und las:

„Sie sind betrübt, — warum? Ist das die Herrschaft, die Ihr Herz mir übergab? Unterrichten Sie mich sogleich von dem Grund Ihrer Misstimmung: ich werde dann sehen, ob ich Ihnen erlauben darf, betrübt zu sein. Bis dahin aber verbiete ich es Ihnen."

Ammer warf das Blatt auf den Tisch. „Haben Sie keinen Kalender? rief er mit Heftigkeit. In welchem Jahrhunderte, in welchem Zeitalter leben wir denn? Und Sie erröthen nicht? Kann ein Mann

sich ohne Schande dem Willen einer Frau unterwerfen? Eines so schwachen, unvollkommenen, leichtsinnigen und eben so eigensinnigen Wesens, das seinen Zweck vergißt, wenn es etwas Anderes sein will, als eine bald genug hinwelkende Blume der Freude! Es ist, trotz allen schon darüber gewechselten Redensarten, doch immer noch die Frage, ob es nicht vielmehr sein Schicksal ist, demnächst die Gestalt der Rippe wieder anzunehmen, die uns von Rechtswegen gehört und gebührt. Die Regierungen sollten ernstlich Sorge tragen, den Umgang der Weiber unter einander unmöglich zu machen, denn im Grunde hassen sie sich doch Alle insgesammt, und wie das Thier in Gesellschaft mit seines Gleichen zahm wird, so wird das Weib nur eigensinniger und unbiegsamer. O ich mag nicht fortfahren! Aber Sie sehen hier sogleich den verderblichen Einfluß der alten Pergamentseele von Tante. Sie dürfen dergleichen nicht dulden! Geben Sie lieber das ganze Verhältniß auf, in dem Sie ja doch bei den vielen Hindernissen zu nichts kommen, oder höchstens erst dann, wenn es nicht mehr der Mühe werth ist, noch Hochzeit zu machen. Und überhaupt — glauben Sie denn nach Besiegung aller Hindernisse wirklich an einen erträglichen Ehestand? Die Erfahrung spricht dagegen.

Nach allzu heftiger und lange währender Spannung ist die Abspannung desto kläglicher.“

„Ich habe Sie, entgegnete Blitter mit ironischem Lächeln, gewähren lassen, denn ich kenne ja meinen Freund! Wer Sie hört, ohne Sie zu sehn, sollte nimmermehr glauben, daß solche Predigt aus dem Munde eines jungen Lebenslustigen, vielmehr aus dem Erfahrungsschatz eines ergrauenden Eheherrn gespendet sei. Sie haben damit meinen Mismuth verbannt und die Dankbarkeit verstattet nicht, Ihnen zu widersprechen. Vielleicht sehn Sie meine Marie nächstens und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie vor einem einzigen ihrer Worte, ihrer Blicke, vor ihrem Lächeln mit allen Ihren schönen Prinzipien ein geschlagener Mann sind.“

„Das wäre! rief Ammer aufstehend. Ist sie so über alle Beschreibung liebenswürdig, so begreife ich wieder nicht, wie Sie da noch so ruhig sitzen und mir mit einem wahrhaften Götterphlegma Allerlei hererzählen können. Warum sind Sie nicht schon zu ihr hinüber geflogen? Warum liegen Sie noch nicht vor ihr auf den Knien und erflehen mit thränenfeuchtem Blick Verzeihung? Warum sind Sie noch nicht toll geworden und haben etwa dem alten Minister das

alte Palais über dem Kopfe angezündet? Dergleichen ist die einzig zulässige Antwort auf solche Billets. Lesen Sie nur den Amadis von Gallien, dessen Zeitalter jetzt wieder leise heran zu blühen scheint. — Ich habe Ihnen nun allerlei Rath gegeben. Jetzt bin ich wahrhaftig müde von dem scharfen Ritt zu Pferde und auf Principien. Morgen wollen wir weiter sehn."

Er ließ sich nach dem Schlafzimmer führen und weil er als ein Kerngesunder nichts von Träumen wußte, so verlor er sich bald in den trefflichsten Schlaf.

Als er erwachte, ging eben die Sonne auf, und da er sich nicht erinnerte, jemals dergleichen gesehen zu haben, so — sah er's an. Es gehört ja zu den ländlichen Vergnügungen und ist gewiß eine der unschuldigsten. Darauf ging er hinunter, um im Park die Morgenluft als zweites Vergnügen mitzunehmen, und da er erfuhr, daß Herr von Blitter schon vor einer halben Stunde ins Feld hinausgegangen sei, so ließ er sich die Richtung bezeichnen, um ihn aufzusuchen. Er ging gemächlich über Wiesen, dann durch ein luftiges Gehölz; sang einmal, pfiff sogar einmal; blickte links und blickte rechts; fand sich endlich zwischen Hecken auf einem schmalen Wege; ging immer weiter und

wußte am Ende nicht, wo er war. Er sah nach der Uhr und erschrak: er war schon zwei Stunden gewandert und tröstete sich nur damit, daß er doch nothwendig in einer cultivirten Gegend sich befinde und allenfalls die starke Fußwanderung als drittes ländliches Vergnügen betrachten könne.

Jetzt ward er den Giebel eines Hauses gewahr. Er ging darauf zu, ob er dort etwa einen Wegweiser auftreiben könne. Das Haus und dessen Umgebung waren sehr einfach. Allein ungeachtet der Abgeschiedenheit war Alles und Jedes doch so wohl erhalten, sauber und regelmäßig, daß Ammer wol sah, es müsse etwa das Lusthaus eines Rentenmannes sein. Den geräumigen Hof umschloß eine Mauer; auf einer Seite der Einfahrt grünte eine Laube, neben der andern stand eine hübsche Gartenbank. Der ermüdete Wandrer ließ sich in der Laube nieder und der Gesang einer Grasmücke hätte ihn fast in den sanftesten Morgenschlummer eingelullt, wenn er nicht eben eine junge Dame in einfachem Morgenkleide über den Wiesenplan hätte kommen sehn. Warum er sich bei ihrem Anblick noch tiefer in die Laube zurückzog, das wußt' er eigentlich selbst nicht deutlich, und als sie sich auf der Bank niederließ und in den Blumen spielte, die aus einem zierlichen Körbchen hervor glänzten,

da hätt' er aufhören mögen, zu athmen. Eine solche Anmuth, so reiner Ernst in dem süßen Lächeln waren ihm unbegreiflich. Hätt' er daran denken können, daß wir unter Frühlingsblumen, umgeben von einem lachenden Sonnenhimmel, umflutet von reicher, frischer Morgenluft, ganz andere Wesen sind, als im drückenden Wohlgeruch eines kerzenstralenden Salons, — hätte der stadtvergötternde Baron Ammer daran denken können, da wär' ihm nicht ganz so zu Sinne gewesen, als steh' er vor einer Sphinx.

Die Dame schien ihrer Blumen zu vergessen. Sie stand, wie von einem Gedanken plötzlich überrascht, auf, erhob gebietend und abwehrend die Rechte und sprach mit einer Stimme, die den Lauscher durchtönte, als käme sie vom Himmel:

„Nichtswürd'ge Hoheit fesselt deinen Sinn.
So wägst du das Verdienst und schätzest Menschen
Nach dem Gewicht des Glücks in deiner Hand?
Und weißt du nicht, du schwacher, stolzer Mann,
Daß das Insect, das sich im Halm verbarg,
Sowie der Adler, der die Wolke theilt,
Dem Ewigen belebter Staub erscheine?"

Was wollte sie damit sagen? Baron Ammer vergaß sich in seinem Erstaunen so sehr, daß eine heftige Bewegung ihn verrieth. Die Dame wandte

sich nach dem Geräusch: er trat aus der Laube, sprach einige verwirrte Entschuldigungsworte und sie hieß ihn lächelnd willkommen. Er hatte sich indeß wieder gesammelt, verlängerte das Gespräch durch Erzählung seines Abenteuers, welches ihn so weit verschlagen, daß er nicht wisse, wo er sei, noch wie er den Ort wiederfinden solle, von welchem er ausgegangen.

Die Dame lud ihn ins Haus. „Sie werden ermüdet sein, sprach sie, und da Sie doch einige Zeit auf dem Lande zubringen wollten, so versäumen Sie nichts mit einem halben Tage in meiner Gesellschaft.“

Baron Ammer folgte. Das Haus bildete einen Pavillon mit zwei Flügeln. Er trat in den Pavillon und fand sich in einem elegant decorirten Gartensaale, worin von einem schönen Knaben das Frühmal angeordnet wurde.

Anfänglich ergoß sich der Baron in Lobeserhebungen der lieblichen Einsamkeit und pries das Glück, sie aufgefunden zu haben. Das war aber im Grunde nur ein Vorspiel zu Dem, was er eigentlich wissen wollte. Die Frau oder Tochter eines Rentenmannes konnte die Dame nicht sein: sie selbst und ihre Umgebung deuteten sicher einen hohen Stand an, aber — wer war sie denn eigent-

lich? Die Dame schien ihn zu errathen. Sie theilte seine Lobpreisungen mit Lebhaftigkeit und fuhr dann fort: „In dieser Einsamkeit leb' ich schon drei Jahre und bin heute noch eben so glücklich, als am ersten Tage. Ich weiß nichts von den Unruhen, den Leidenschaften, der Hast und Furcht der Welt. Mein Garten und seine nächste Umgebung, Lesen, Malerei und Musik lassen keinen meiner Augenblicke leer. Überzeugen Sie sich selbst davon, indem Sie mir Ihre Gesellschaft für heute schenken."

Ammer nahm diese Einladung mit Freuden an. Die Mittheilungen der Dame hatten ihn in seinen Entdeckungsversuchen einen großen Schritt weiter gebracht, denn als sie ihn nun für kurze Zeit verließ, sprach er: „Seit drei Jahren? Es ist richtig! Daß hier ein Geheimniß versteckt liege, sah ich gleich, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie es zuging, daß ich die Dame nicht sogleich wieder erkannte. Es ist Cäcilie von Assel, die vor drei Jahren die Befriedigung des Herzens dem Glück und der Ehre vorzog. Sie verschwand damals mit dem Haushofmeister ihres Vaters und lebt nun in der Abgeschiedenheit ein Glück, wie es nur der Stolz ihr vorspiegeln kann, der ihr die Gesellschaft verbietet. Sie hat lange Zeit in plebe-

jischer Umgebung gelebt: jetzt, wo ein Ebenbürtiger ihr gegenüber steht, wachen die alten Erinnerungen glänzend wieder auf und am Ende erlebt man hier ein Abenteuer, welches uns die ländliche Langweiligkeit vergessen läßt. Zu besiegen ist jedes Weib; die Stolzen, die mit Grundsätzen garnirten am leichtesten."

Er warf noch viele Gedanken und Pläne in sich umher, indem er nach dem Garten hinaus schauete. Da war's, als ginge da hinten, von einigem Gebüsch gedeckt, ein Mann vorüber, der mehr als ein Diener oder Landmann zu sein schien. „Aha! sprach Ammer: Das werden des Herrn Haushofmeisters Gnaden sein, den man nicht sehen soll. Das ist in der Ordnung! Gehen Sie getrost, mein Werthester! Es ist wirklich recht christlich von Ihnen gedacht, daß Sie jede Störung mit Ihrer Person aus dem Wege räumen. Ich werd' auch schon ohne Sie zurecht finden."

Jetzt erschien die Dame wieder. Das einfache Morgenkleid war einem sehr eleganten Anzuge gewichen, welcher ihr in seinen Salonaugen tausend neue Reize verlieh. Er mußte seiner Überraschung Worte geben und kam auf den albernen Einfall, von einer Unsterblichen zu reden, deren Blick allein den irdischen Boden in einen Olymp verwandle.

„Ei, wie galant! entgegnete sie lachend. Ich meinte, das jetzige Zeitalter wisse nichts mehr von unsrer Unsterblichkeit. Doch, kommen Sie! Ich wollte Sie ja zum Zeugen meiner täglichen Unterhaltung machen und bis zum Mittagsmahl bleibt uns dazu noch einige Muße."

Sie öffnete eine Thür und er fand sich in einem allerliebsten Bibliothekzimmer, dessen einziges Bogenfester ein seidner Purpurvorhang bedeckte. Man blätterte sich durch mehre Hefte der neuesten Zeitschriften; man nahm dies und jenes Buch vom Gestell; man sprach von Dichtern und Philosophen, von Tendenzen und der Macht der Presse. „Wahrlich! rief hier die Dame lebhaft: wenn ich irgend eine Maßregel segne, so ist es die Censur der Gegenwart. Macht der Presse! Literaturkraft! Wie nüchtern und trivial! Man glaubt, einen alten gichtbrüchigen Mann in einer schmerzfreien Stunde zu sehn, wie er sich mit Jugendrüstigkeit breit macht. Ich bin selber noch sehr jung und sollt' es wol mit der Gegenwart halten. Ich beklage, daß sie mir keine Blume bietet, die ich im Kranze meines Daseins zu tragen wünschte. Vielleicht ist es lächerlich, die Worte aus meinem Munde zu vernehmen: ich lobe mir die Alten! — Sie kannten ihre Zeit auch sehr gut: aber Kunst

und Poesie führten ihre Hand, und allein der Don Quixote, in einem streng katholischen Lande, unter einem finstern Könige geschrieben, bethätigt mehr Macht der Presse und Literaturkraft in einem einzigen Kapitel, als alle Gänsekiele und Stahlfedern der Gegenwart zusammen."

Baron Ammer verfluchte innerlich alle Pressen und Kräfte der Welt. Wenn er irgend einen Ort dachte, der dem Weibe gefährlich werden kann, so war es eben ein zierliches Bibliothekzimmer in magischer Dämmerung. Da findet man den Lieblingsdichter der Dame auf dem Lesepulte; man bezeugt seine Freude lebhaft, eben diesen Dichter hier zu sehn; man recitirt auf gut Glück so gefühlvoll wie möglich die ersten besten Verse; bezeichnet sie als solche, die man vorzugsweise in sein Herz geschlossen; man entwickelt feurig alle versteckten Schönheiten des Gedichtes. Die Dame hat eben diesem Gedichte bisher noch keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Sie folgt mit lächelndem Erröthen jedem Worte des Commentators, der immer blühender und glühender declamirt; sein Auge leuchtet und senkt sich nur bei Stellen voll der tiefsten Empfindung; sie lispelt Sylben mehr als Worte des Beifalls und weiß kaum, wie es gekommen, daß der Liebenswürdige,

ihr zu Füßen gesunken, die bebende Hand mit glühenden Küssen bedeckt. — Und nun Literaturkraft! Preßmacht! — Es war zum Verzweifeln!

Dennoch wollte Ammer sein Heil mit dem Don Quixote versuchen, indem er eine der zarten Liebesgeschichten als Wegweiser in eine blühendere Gegend zu benutzen dachte. Zu seinem Ärger war es ihm nicht möglich, sich auf die beste dieser Geschichten und die Namen der handelnden Personen zu besinnen, und als er sie endlich gefunden hatte, da trat der schöne Knabe mit der Meldung herein, daß der Tisch servirt sei.

Ammer folgte innerlich tobend. Er mußte seinem Groll Luft machen und ließ einige Worte fallen, die seine Bekanntschaft mit der Geschichte der Cäcilie von Assel und dem Haushofmeister klar genug andeuteten. Die Dame senkte mit Erröthen den Blick und wollte die ganze Begebenheit für eine unanständige Fabel gehalten wissen, von der Verleumdung erfunden, um eine hochstehende und ehrenwerthe Familie zu beschimpfen. „Wie gesagt, es ist richtig! dachte Ammer: sie würde ganz anders sprechen, wenn sie's nicht wäre. Was mach' ich denn noch viele Umstände? Ist sie nicht ein Weib und noch dazu ein gefallenes?

Will sie nicht gefallen? Ich begreife mich selbst nicht mit dieser zeitverzettelnden Scheu, wenn's nicht das Unbehagliche ist, welches uns vor jedem Geheimnißvollen befällt. Man denkt an eine Falle und hält vorsichtig zurück. Aber hier? — Hier ist nichts zu wagen und nur zu gewinnen."

Er trank während dieser Gedanken mehre Gläser Wein hastig hinter einander. „Aber Sie hören ja gar nicht! rief die Dame: der Wein findet mehr Beifall, als mein armes Gespräch." Ammer hatte eben wieder das Glas an den Lippen. Jetzt ließ er die Hand sinken, sah starr zu der Dame hinüber, erhob sich dann rasch, eilte zu ihr und sank ihr zu Füßen.

„Das ist es ja eben! sprach er in leidenschaftlichem Tone. Meine ganze Seele ist erfüllt von dem Zauber Ihrer Schönheit und Anmuth, so daß ich mit mir selber sogar Diejenige vergessen konnte, die ich anbeten muß. O nur einen Blick voll Huld und Güte! Nur ein Wort der Verzeihung für eine Kühnheit, die mein Tod oder mein Himmel ist!"

Die Dame hatte sich erhoben. „Wie? Herr Baron! sprach sie mit einem Tone, von dem es schwer zu sagen ist, ob er Zorn oder Spott ausdrückte: Der Herr Baron von Ammer zu

den Füßen eines schwachen, unvollkommenen, leichtsinnigen und eben so eigensinnigen Wesens?"

Ammer sprang auf, denn er ahnte, daß er verrathen sei. Jetzt ward die Thür geöffnet. Blitter erschien in derselben und Ammer konnte seine Aufregung so wenig zügeln, daß er ihm hastig entgegenschritt. Da trat aber auch der alte Minister herein, welchem mehre Herren und Damen folgten. Blitter umarmte seine Marie und Diese bat den mit desperaten Verbeugungen beschäftigten Ammer mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, Zeuge ihrer Trauung zu sein.

„Jetzt gleich?" fragte Ammer. „Freilich! antwortete Blitter. Gestern spät am Abend, als Sie schon zur Ruhe gegangen waren, theilten sich noch alle Wolken vor der Sonne meines Glückes. Ich mußte früh aufbrechen und ließ einem Diener den Auftrag, Sie hierher zu führen. Wie's aber mit solchem Volke und in der Hast, die in alle Köpfe gefahren war, geht, — man ließ Sie allein wandern. Haben Sie heute Langeweile gehabt, so verzeihen Sie dem Landleben."

„Langeweile? fiel Ammer ein: Nicht im Mindesten! Aber ich habe eine Lehre empfangen, die ich entweder nie verzeihe, oder Ihnen lebenslänglich danke."

Eine Lehre? Was kann denn in der Geschichte für eine Lehre stecken?

Herr Baron von Ammer scheint doch eine darin gefunden zu haben.

Der? Der ist eben der Rechte! Er ist ja ein einseitiger, bornirter Genießling.

Richtig!

Der weiße Löwe.

Ein junger Mensch, welcher Raimund hieß, sprach an einem hellen Maimorgen zu sich selber: „Ich bin eigentlich noch viel zu jung, als daß ich hier in der dunklen Hütte schon so wegleben sollte bis in die alten Tage hinein, die Hütte fällt mir gar noch früher über dem Kopf zusammen und ich habe dann von dem lieben Leben nichts gehabt. Ich will mir einmal die Welt ansehen, denn was die Leute davon erzählen, ist am Ende gar nicht wahr, und ich mag die Dinge doch gern von der rechten Seite betrachten."

Als Raimund diese Worte gesprochen hatte, schnürte er schon sein Bündel, schloß die Hütte zu und warf den Schlüssel in den Brunnen, damit ihn die Diebe nicht finden sollten; wenn er aber den Schlüssel mitnahm, so konnte er ihn leicht verlieren. Darauf ging er zum Thore hinaus und betrachtete sich die Welt.

Er war schon durch viele Dörfer gekommen, als er die Landesgränze vor sich sah. Hier stand

ein großer Eichbaum, der war wol tausend Jahre alt und breitete den Schatten seiner grünen Krone weit über vier Äcker Landes. Raimund wollte in dem kühlen Sommerschatten Mittagsruhe halten, da fiel ihm eine große Tafel in die Augen, welche von den Ästen herabhing. Er besah die Tafel genauer und fand darauf mit goldenen Buchstaben gezeichnet: Daß aus dem Walde des benachbarten Landes oft ein weißer Löwe hervorbreche, Menschen und Thiere zerreiße und überhaupt viel Unglück anrichte, aber im Nachbarlande werde dieses Unthier göttlich verehrt. Wer nun den weißen Löwen tödte, der solle zur Belohnung so viel Gold aus der Schatzkammer nehmen, als sechs Maulthiere fortschaffen könnten, wer aber das Thier lebendig an den Königshof bringe, dem solle die Prinzessin Merula zur Gemahlin gegeben werden.

Raimund dachte: „Hab ich doch in meinem Leben nicht gehört, daß hier zu Lande sich Löwen sehen lassen und nun gar ein weißer Löwe! Aber es muß doch wahr sein, denn um nichts und wieder nichts gibt der König sein Gold und seine Tochter nicht hin. Zu versäumen habe ich nichts damit, wenn ich versuche, das Thier einmal mit Augen zu sehen und wenn es mir nun gar gelänge, sein Meister zu werden — ei! da wär ich

ja zeitlebens glücklich!" Darauf setzte sich der junge Mensch recht behaglich in den Schatten und verzehrte, was er mitgebracht hatte.

Nicht lange, da kamen Jägersleute daher geritten, die sangen lustige Waldlieder und bliesen dazu auf den Waldhörnern, daß es gar herrlich in die Ferne klang. Sie sprachen dazwischen von der Löwenjagd, von dem Golde und der schönen Prinzessin mit solcher Klugheit und so vielem Übermuth, als hätten sie das Thier sammt dem Reichthum und der Gemahlin schon unter sich zu theilen. Sie grüßten Raimund und als sie hörten, daß er ebenfalls in den Wald auf die Löwenjagd gehen wollte, trieben sie ihren Spott mit ihm und meinten, er sei wol ein hochmüthig gewordener Rattenfänger. Darauf ritten sie lachend weiter; Raimund aber ließ sich nichts anfechten: „Wer zuletzt lacht, lacht am Besten!" sprach er und verfolgte fröhlich die Spur der stolzen Jäger, so daß er in kurzer Zeit den Löwenwald erreichte.

Da trieben denn die Jäger schon ein Halloh mit Peitschengeknall, Hörnerblasen, Pfeifen und Geschrei nach dem weißen Löwen; hatten auch schon darum gelooset, welchem von ihnen die Prinzessin zufallen solle. Die Übrigen wollten mit den besten Ehrenstellen im Lande zufrieden sein

und sich den Reichthum, den sie dabei zu erwerben dachten, schon gefallen lassen.

Der arme Raimund stand indeß hinter einem Felsen und blickte aufmerksam über den großen Wiesenplan, der sich durch den Wald hinstreckte. Der Mond stand eben ganz hell darüber, als sich ein kleinliches, schwärzliches, wackeliges Gethier durch das Gras daherwälzte und die Jäger stürzten mit ihren Hunden schreiend und keuchend hinterdrein. „Nun! dachte Raimund, wenn das der weiße Löwe sein soll, was doch von der rechten Seite betrachtet, offenbar der Rattenkönig ist, so haben die Jäger kurze Arbeit. Laß sie machen! Ein solches Ungethüm mag ich fürwahr dem Könige nicht bieten.“

Der König, welchem der Wald zugehörte, war durch das gewaltige Jägergeschrei aufgeweckt, er kam mit einem großen Heere herbei und fragte Raimund, was da wäre? Da konnte denn Raimund nicht anders antworten, als was er wußte: „Es sind die stolzen Jäger, mein Herr König, die den weißen Löwen einfangen und damit groß Gut, oder gar die Prinzessin selber erwerben wollen.“ Bei dieser Nachricht erhoben die Krieger ein großes Geschrei, denn sie hatten den Glauben, wenn dieses Thier geraubt würde, so gehe das ganze

Reich zu Grunde. Mit dem Könige an der Spitze machten sie daher sich auf, um die schnöden Jäger zu vertreiben oder einzufangen und sie nach den Landesgesetzen am Leben zu strafen. Ganz zuletzt ritt noch ein ältlicher Mann daher, bedächtiger als die Andern. Den fragte Raimund: „Aber sagt mir einmal, guter Freund, gibt es denn hier zu Lande wirklich einen weißen Löwen?“ Der ältliche Mann erwiederte mit ernsthaftem Angesichte: „O nein, denn ein solches Thier ist gar nicht auf der Welt. Aber wir haben es uns nun einmal in den Kopf gesetzt und das ist ja schon genug. Ein schönes Bild von dem weißen Löwen könnt Ihr jedoch in unserer Stadt da hinter dem Walde sehen.“

Damit ritt der ältliche Mann fort und Raimund dachte, wenn die Leute nichts weiter als ein Bild haben und in der Stadt bewahren, so ist es gar seltsam, daß sie hier den Jägern nachjagen und sich also zornig und heldenmäßig gebärden.“ Er nahm darauf sein Bündel und ging der Stadt hinter dem Walde zu; denn weil er einmal ausgegangen war, die Welt zu sehen, so kam's ihm auf einen Ort mehr oder weniger nicht an und überdem reizte ihn das Bild von dem weißen Löwen gar sehr.

In der Stadt konnte Raimund keines Menschen ansichtig werden. Die Einwohner waren mit dem Könige dem Lärm im Walde nachgezogen und was etwa noch zurückgeblieben sein mochte, lag jetzt in den Armen des Schlafes, denn es war Nacht. Der junge Weltbesichtiger stand auf dem Markte vor einem hohen Säulentempel. In der Mitte desselben war ein Altar, von welchem eine rosenrothe Flamme hoch emporloderte und mit den Mondstralen gar eigen spielte; dahinter aber stand der weiße Löwe, aus dem glänzendsten Marmor gar fein und klein gearbeitet. Raimund sprach: „Sieh einmal, da bin ich ja aus aller Noth. Lebendig ist das Ding freilich nicht, aber weil's das auch gar nicht sein kann, so darf mir die Prinzessin Merula nicht entgehen. Freilich ist's am Ende ganz einerlei, aber es klingt doch gar herrlich, wenn die Leute sagen: „Der da hat eine Prinzessin zur Frau!" Damit hob Raimund den weißen Löwen vom Altar herab, steckte ihn in sein Bündel und ging davon.

Als er nun vor dem Königsschlosse seines Landes angekommen war, ließ er dem Könige durch einen vornehmen Kämmerling sagen, daß er den weißen Löwen gefangen habe und gekommen sei, die Prinzessin Merula zu heirathen. Alsogleich

mußten sich die Hofleute in Feierkleidern nach dem Thronsaale begeben; der König führte seine Tochter an der Hand herein und setzte sich mit ihr auf den Thron, worauf von den königlichen Lippen eine treffliche Rede auf die Versammlung herabschallte, welche mit huldreichen Wörtern den jungen Raimund als einen Helden und Beglücker des Vaterlandes pries und ihn aufforderte, den weißen Löwen zu Jedermanns Ansicht herbeizuführen; wegen der Hochzeit solle dann nöthige Rücksprache genommen werden.

Raimund, obwol er nicht begreifen konnte, daß ein Stück Marmor in Löwengestalt irgend Schaden thun und gar einem ganzen Lande gefährlich sein könne, ließ sich doch nicht lange nöthigen, legte sein Bündel auf der untersten Thronstufe nieder und zog den weißen Löwen hervor. Bei seinem Anblick verbreitete sich Staunen und Schrecken unter den Hofleuten; auch der König war nicht geneigt, das Bild vom Könige der Thiere mit „Ew. Liebden" zu begrüßen; vielmehr, nachdem er einen Augenblick geschwiegen und den Hofohrenbläser bedenklich angesehen, mußte sein allerhöchster Zorn hervorbrechen. Er schalt den armen Raimund einen wahnsinnigen Verräther und landesgefährlichen Thorheitsjäger, weil er es wage,

ein todtes Steinbild als den Schrecken und das Verderben des Landes vor den königlichen Augen und dem ganzen versammelten Hofe hinzustellen. Darauf ließ er die Wache und die geheimen Ofenräthe herbeirufen: die Erstere, daß sie den armen Raimund mit Ketten belastet ins Gefängniß führe; die Letzteren, daß sie den weißen Löwen mit ihren Zangen und Gabeln in Stücke zerschlagen sollten.

Die Prinzessin Merula hatte bei der ersten Rede ihres königlichen Vaters stillschweigend dagesessen und nur den jungen Raimund mit freundlichen Augen betrachtet. Als Dieser aber den weißen Löwen hervorzog, da erhub sie ein großes Gelächter und konnte nicht begreifen, wie der König nur so zornig über die lustige Geschichte sein wollte. Ihre Bitten, den jungen Jäger zu begnadigen, halfen aber so wenig, als Raimunds Betheuerungen, daß er einen andern und gar einen lebendigen weißen Löwen durchaus nicht auftreiben könne, und daß Dieser da und kein anderer, wirklich derselbe sei, dem man im Nachbarlande einen Tempel erbaut habe. Die Versammlung murmelte von beleidigter Majestät, von Versündigung gegen den wahren Glauben und Raimund ward in Fesseln geschlagen und fortgeführt, während die geheimen Ofenräthe alle seine glänzenden

Hoffnungen im Bilde des weißen Löwen unbarmherzig zertrümmerten.

Als der Gefangene durch die Gassen ging und schon das Gefängniß vor sich sah, welches er vielleicht sein ganzes liebes Leben lang nicht wieder verlassen durfte, da wurde sein Herz so bekümmert, daß er zitterte und ihm die hellen Thränen aus den Augen flossen. Dabei kam die schöne Prinzessin Merula in sein Gedächtniß zurück, wie sie ihn so huldvoll angeschaut, für ihn gebeten und über das winzige Löwenbild gelacht hatte, was aber nichts helfen wollen. Da hätte seine Brust zerspringen mögen vor Leid, denn was half es ihm nun, das Ding von der rechten Seite betrachtet zu haben?

Jetzt waren sie vor der Hütte des Gefangenen angekommen und Raimund sprach zur Wache: „Hört, gute Freunde, da steht mein Haus! Ich habe darin einen schön funkelnden Stein verborgen und möchte Euch wol bitten, ihn heraus zu holen und der Königstochter zu überbringen, daß sie mein gedenken und mich aus dem Gefängniß befreien wolle.“ Die Wache sprach: „Recht gern, gebt uns nur den Schlüssel.“ Sie dachte jedoch: „Wenn wir erst den Stein haben, magst du sehen, wie du der Gefangenschaft ledig wirst.“ Raimund führte

sie darauf in den Hof zum Brunnen und sagte, darinnen sei der Schlüssel versteckt. Weil nun keine Leiter oder Stange zur Hand war und die Begier nach dem schön funkelnden Steine je länger je mehr zunahm, so beschloß die Wache, daß Raimund, seiner Fesseln entledigt, sich am Rande festhalten und die Beine in den Brunnen hinab hängen sollte. Darauf wollte Einer von der Wache an Raimund's Beine fassen, an die Soldatenbeine wieder ein Anderer und so fort, bis der Letzte auf den Grund komme und den Schlüssel hervorlangen könne. Dies geschah denn auch alsobald. Als aber der Letzte hinunter kletterte, da wurde dem armen Raimund doch die Last zu groß; er sprach daher zu seinem nächsten Anhängsel: „Guter Freund! ich kann mich nicht mehr halten und wir möchten alle hier in den Brunnen hinabstürzen, wenn Ihr mir nicht sogleich helft." Der Nachbar sprach: „Ei recht gern, sagt nur, wie's geschehen mag." „Laßt nur, erwiederte Raimund darauf, laßt nur meine Beine für einen Augenblick los, daß ich mich etwas emporrichte und den Brunnenrand besser fassen möge." Der Soldat ließ sogleich Raimunds Beine fahren und plumpte mit seinen Gesellen in die Tiefe des Brunnens. Raimund aber schwang sich behende über den Rand, stieg

durch ein Hinterfenster in seine Hütte, nahm den Stein und ging eilig zum Thore hinaus, immer einem großen Walde zu, wo er sich verstecken wollte, bis der erste Zorn des Königs verraucht wäre.

Mitten im Walde hinter hohen schwarzen Tannen stand ein alter Thurm. „Da wird dich Keiner suchen!“ sprach Raimund und ging durch die offene Thür, die sogleich rasselnd hinter ihm zufiel. Im Thurme war es dunkel und nur ganz oben ein kleines Fenster, durch welches Raimund hinaus in den Wald schauete. Nicht weit vom Thurme, von einem großen Dornbusch mit weißen Blumen versteckt, wohnte Einer, der sich Herr Amsel nannte, ganz allein. Er war Wittwer und noch ein Mann in seinen besten Jahren, der alle Tage wieder heirathen konnte. Allein er hatte sich in den Kopf gesetzt, mit seiner verstorbenen Frau einen so glücklichen Ehestand geführt zu haben, daß nun in der Welt keine Freude mehr für ihn zu finden sei, als nur an dem Wohlstande seiner Kinder sich zu ergötzen, die er daher regelmäßig besuchte. Wenn er dann wieder zu Hause kam, ließ er sich in den weichen Sorgenstuhl nieder, nahm sein Pfeifchen zur Hand und schrieb Elegien an seine Verklärte. Außerdem aber schien

es Raimunden, Herr Amsel arbeite noch an einem besondern, weitumfassenden Werke. Wegen der zu großen Entfernung konnte Raimund jedoch von der undeutlichen Handschrift nur mit Mühe die auf jeder Seite wiederkehrenden Worte lesen: „Ohne den weißen Löwen keine Amselwohlfahrt.“ Gern hätte sich Raimund wegen dieser seltsamen Worte vom Herrn Amsel selber Auskunft erbeten, allein jedesmal, wenn er nur wenige Augenblicke die Schreiberei des Herrn Amsel betrachtet hatte, überfiel ihn eine solche Müdigkeit, daß er in tiefen Schlaf verfiel und nach dem Erwachen Herrn Amsel, seine Elegien und sein Wohlfahrtsbuch ganz vergessen hatte.

Nach etlichen Tagen sprach Raimund: „Nun wird des Königs Zorn sich wol gebrochen haben,“ nahm den schönfunkelnden Stein, verbarg ihn sorgfältig in seinem Bündel und stieg die Treppe hinunter. Als er aber die Thür öffnen wollte, o weh! da war sie so fest verschlossen, als wäre sie mit dem Mauerpfosten zusammen geschmiedet. Der arme Mensch sah nun ganz deutlich, daß er der einen Gefangenschaft nur entlaufen sei, um in die andere hineinzurennen, vergoß bittere Thränen über sein Unglück und stieg die Treppe viel langsamer wieder hinauf, als er sie herabgekommen war.

Wer sollte dem Gefangenen hier helfen? Herr Amsel war zu eifrig auf die Beglückung erpicht, auch viel zu schwächlich, um hören zu wollen, oder Beistand leisten zu können; Menschen kamen in dieser einsamen, dunklen Waldgegend nicht vorüber und wenn das Fensterlein im Thurm auch so groß gewesen wäre, um Raimund durchzulassen, so fand sich doch nirgend eine Leiter, Stange oder Seil, daran zur Erde hinab zu kommen. In dieser Noth durchwühlte Raimund sein Bündel und da fiel ihm der schönfunkelnde Stein wieder in die Hände. Halb traurig, halb hoffend legte er ihn vor das offene Fensterlein, ob der weithinschweifende Glanz desselben nicht vielleicht einem fremden Wanderer in die Augen falle, der dann gewiß von Neugier und Habsucht herbeigelockt, unwillkürlich ein Helfer aus der Noth werde.

Wie nun der Stein so vor dem offenen Fenster lag und Raimund ihn mit betrübter Geberde betrachtete, siehe! da kam ein Sonnenstral durch die schwarzen Tannen eilig herbeigeschlüpft und begann mit dem Stein so überaus lieblich zu spielen, daß Raimund sich darob verwundern mußte, denn er sah gar bald, wie die Beiden schon alte gute Bekannte waren, so vertraulich thaten sie zusammen mit tausend Liebkosungen. Raimund wandte

kein Auge von dem seltsamen Spiele weg und nicht lange, da sah er in dem Steine ganz deutlich den königlichen Schloßgarten, worin die Prinzessin Merula mit ihren Jungfrauen lustwandelte. Die Mägdlein tanzten um einen glänzenden Springbrunnen und hatten Blumenkränze in den Händen, die sie mit vieler Anmuth hinüber und herüber schaukeln ließen. Aber bald ward es anders! Der Sonnenschein verlief sich aus dem Garten, der Springbrunnen kroch zusammen, die Blumen verloren ihren Glanz und die Jungfrauen standen wie Bildsäulen um den Brunnen her. Da trat der König in den Garten und ihm zur Seite ging ein geputzter Prinz mit einem gelben Gesichte, welcher sich viele Male vor der Prinzessin Merula verneigte, während der König folgende Worte sprach: „Hier, meine vielgeliebte Tochter, ist der Prinz Zitrinell aus dem Lande des weißen Löwen. Ich habe ihn Dir zum Gemahl bestimmt und Du wirst meine väterliche Liebe und Fürsorge mit kindlichem Danke zu schätzen verstehen, da ich auf keine andere Weise den Krieg mit dem weißen Löwenlande vermeiden kann. Und das ist mein Wille.“

Die Prinzessin stand da ganz verwundert und erschreckt; der schöne Raimund war ihr noch nicht

aus den Gedanken gekommen und den gelben Prinzen Zitrinell mochte sie nicht leiden, denn wenn er etliche Verbeugungen gemacht hatte, sprang er plötzlich auf den nächsten Busch zu und fing Raupen von den Blättern. Die Prinzessin bat daher ihren Vater, den König, sie mit einem solchen Gemahl gnädigst zu verschonen. Über diese Widerspenstigkeit aber wurde der König vom Zorne so ergriffen, daß er sein Scepter ausstreckte und die Prinzessin verstieß.

Weiter konnte Raimund nichts sehen, denn der Sonnenstral, welcher sich schon etwas verspätet hatte, mußte schnell von dem Steine Abschied nehmen, um seine Brüder nur zu rechter Zeit wieder einzuholen, die schon über die fernen hohen Bergspitzen hinwegglitten. Aber Raimund konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun; immer stand die schöne Prinzessin, ihre Liebe und ihr Unglück vor ihm und er zerbrach sich schier den Kopf, wie er nur aus dem Thurme fortkomme, um die verstoßene Prinzessin aufzusuchen und dem Könige begreiflich zu machen, daß der Zitrinell kein Prinz, sondern eigentlich nur ein ordinärer Vogel sei, mit dem der Prinzessin durchaus nicht geholfen werde. Da wurden seine Gedanken plötzlich von einem lieblichen Gesang unterbrochen: er blickte durch

das Fenster und glaubte in der Dämmerung einen schwarzbraunen Vogel mit großen klaren Augen unter dem weißblühenden Dornenstrauche zu erkennen.

Auch Herr Amsel hatte nicht sobald den Gesang hinter seinen Bettgardinen vernommen, als er aufsprang und umher schauete, wo die Sängerin etwa sein möge und kaum hatte der Beglückungswittwer die Sängerin erblickt, als er auch schon eine große Veränderung in seinem Herzen verspürte, denn die Liebe hatte angepocht. Weil er sich aber wegen seiner Grundsätze noch schämte, so wollte er sich einige Zeit in den Kopf setzen, er sehe den Geist seiner Verklärten vor sich. Diese Zeit benutzte denn Herr Amsel, als ein vernünftiger Mann, sich modische Kleider machen zu lassen, sein Haus mit neuem Geräth und reichen Tapeten zu verzieren und etliche Liebeslieder auswendig zu lernen. Auch schrieb er Briefe an seine Kinder und Verwandte, worin seine Liebe als eine Nothwendigkeit geschildert wurde, da er von der ersten Frau her gewohnt sei, zu rechter Zeit zu essen und Morgens eine Pfeife vor seinem Bette zu finden, was er von der Haushälterin niemals erlangen können. Wie nun dies Alles in Ordnung gebracht war, wollte Herr Amsel seine Anwerbung thun: er hatte dazu ein damals übliches Lied einstudirt, welches ihm

sonst immer ein Gräuel gewesen und anfing: „Nur in Tönen mag sie gern!“

Der Morgen blickte recht warm und klar durch die dunklen Tannen, als Herr Amsel sein Haus verließ und mit verliebten Schritten auf die Schöne zuging, die sich unter einem Baume niedergelassen hatte und vom Schlummer gewiegt wurde. Herr Amsel hatte seine Zitter im Hause schon gestimmt und hub nun plötzlich seinen Gesang: „Nur in Tönen mag sie gern!“ an, daß der Thurm erschüttert wurde und die Schöne erschreckt aufschrie. Sie wollte fliehen, als Herr Amsel, von Liebesgluth bemeistert, von Furcht des Verlustes ganz betäubt, schnell den Resonanzboden seiner Zither zertrümmerte und, diese beim Halse gefaßt, wollte er mit rasch gewaltigem Schwunge die Fliehende in dem Zitherbauche einfangen. Die Schöne war bei diesen bedrohlichen Anstalten mit leichter Wendung zur Seite geschlüpft und stand eben hinter dem Amsel-Herkules, als dessen Zither mit lautem Gekrach an der Thurmthür zersplitterte, Diese aufsprang und Raimund über Herrn Amsel weg der Schönen zu Füßen stürzte.

Die Sängerin blickte dem Knieenden mit freundlichem Erröthen ins Antlitz, dann seufzte sie und lispelte kaum hörbar: „Muß ich Dich wiedersehen,

nun ich unglücklich bin?“ Raimund aber, als habe er in diesem Augenblicke sein altes Ich verloren und eine neue Seele belebe seine Brust, Raimund faßte die weiche Hand der Prinzessin, denn sie war es, drückte sie an seine Lippen und sprach voll Entzücken: „Unglücklich wärst Du, wo ich so glücklich, so selig bin? Ach, und doch sprachen Deine Worte ein schönes, stilles Vertrauen zu mir aus! Siehe, Du bist verstoßen, dennoch bist Du eine Königstochter. Ich habe ein Recht auf Deine Hand, aber dies Recht hat Dein Vater zertrümmern lassen. Königstochter, ich begehre Deine Hand nicht ohne den Willen Deines Vaters; ich will jetzt nichts, als was Du selber mir geben kannst: gib mir Dein Vertrauen und einen treueren Diener hast Du nie besessen!“

„Wie sollt ich Dir nicht vertrauen? erwiederte sie mit schmerzlich süßem Lächeln, indem sie ihm die Hand reichte, daß er aufstehe. „Was mich nur ängstigt, fuhr sie dann mit niedergeschlagenen Augen fort, Du guter Raimund, was mich ängstigt, ist allein der Gedanke, Du möchtest in mir jenen Hochmuth ahnen, der Dich fallen ließe, wenn Deine Hülfe, Dein Beistand der Prinzessin nicht länger frommt.“

„Prinzessin!“ schrie jetzt eine Stimme zwischen

Beide hindurch und sie erkannten sogleich den Herrn Amsel. Der Gute war den Trümmern seiner Zither nachgestürzt und der Länge nach so hart auf die unter dem Grase verborgenen Steine gefallen, daß er sich mehrfältig beschädigt hatte und ganz betäubt liegen geblieben war. Aus der Betäubung des Falles fiel er in die der Verwunderung, daß er eine wunderschöne Prinzessin vor sich sehe, wo eben noch ein schwarzbrauner Vogel das Ziel seiner Sehnsucht gewesen. Raimund und Prinzessin Merula, welche aus seinem erbärmlich bleichen Ansehen schlossen, er sei in einem lebensgefährlichen Zustande, besprengten ihn mit klarem Quellwasser, rieben seine Schläfe und thaten überhaupt alles Mögliche, ihn wieder zurecht zu bringen. Er aber sprang behende auf seine Füße und schrie sie an: „Das ist mir eine schöne Geschichte, Ihr leichtfertiges Volk! Glaubt Ihr, ich lasse das so hingehen? Mit nichten! Tag und Nacht werde ich weder ruhen noch rasten, bis ich den Königshof erreicht und dem majestätischen Herrn Vater selber erzählt haben werde, in welcher Gesellschaft die hohe Tochter sich so wohl gefällt.“ Raimund antwortete lächelnd: „Da muß ich Euch, mein verehrter Herr Amsel, wirklich selber die größeste Eile dringend ans Herz legen. Ihr möchtet

sonst mit Eurem Patriotismus, welchem die Dankbarkeit für unsere Besorgniß bei Eurem kläglichen Zustande weichen muß, zu spät kommen. Wollt Ihr nicht lieber in unserer Gesellschaft die Reise machen?" „Spottet nur noch! schrie Herr Amsel, ich kenne meine Pflichten als rechtlicher Mann und als Unterthan gleich gut."

„So lebt denn wohl, auf Wiedersehen!" rief dem Davoneilenden das Paar noch nach und schlug einen andern Weg durch den Wald ein.

Raimund war mit seiner schönen Begleiterin noch nicht weit gekommen, da wälzte sich ihnen ein kleinliches, schwärzliches, wackeliges Gethier durch das Gras entgegen und ganz aus der Nähe klang Hörnerton und Hundegebell herüber. Die Prinzessin wollte sich schon fürchten, als Raimund ausrief: „Sieh, sieh den Rattenkönig, den die Jäger Deines Vaters für den weißen Löwen ansehen und noch immer mit Gewalt verfolgen, um Dich, geliebte Prinzessin, mit großen Schätzen zu gewinnen. Ich gönne ihnen das Glück von Herzen, nur dauert mich der arme, schon so lange gehetzte Rattenkönig, der am Hofe des Königs gewiß noch ärger gemishandelt werden würde, als mein weißer Marmorlöwe."

Darum nahm Raimund denn auch einen Stab,

richtete damit den Rattenkönig nach der Gegend des alten Thurmes hin und sprach: „Nun lauf, was Du kannst! In Herrn Amsel wirst Du ein gleich gestimmtes Wesen, einen fühlenden Nothhelfer finden." Kaum war der Rattenkönig etwas fortgewatschelt, als auch schon die Jäger mit Hörnerton und Halloh daher rannten. Sie fragten Raimund nach der Spur ihrer Jagd, Dieser aber wollte nichts davon wissen und sorgte nur, ihnen seine Prinzessin zu verbergen, damit sie ihn nicht etwa gar tödteten und mit der längst ersehnten Beute der unnützen Jagd ein Ende machten. Diese Sorge hätte Raimund sich ersparen können, denn seit der König seine Tochter verstoßen, kannte sie kein Mensch mehr. So hielten auch die Jäger die Prinzessin Merula nur für einen Vogel, nannten Raimund spottweise einen König der Galgenvögel und zogen weiter.

Als nun Raimund und die Prinzessin ihre Straße fröhlich dahin wanderten, sprachen sie gar viel davon, wie sie es anstellen möchten, wiederum Gnade vor dem Könige und Vater zu finden und meinten endlich, es sei am Besten, die Prinzessin in Raimunds altem Hause so lange zu verbergen, bis sich irgend ein Weg zeige für die Erfüllung ihrer sehnenden Herzen. In dem alten Hause aber

war die Prinzessin gar sicher aufgehoben, denn da die Wache, welche Raimunden ins Gefängniß bringen sollte, noch immer nicht wieder aus dem Brunnen aufgetaucht war, so glaubten die in der Gegend wohnenden Leute, das Seufzen und Jammern in der Tiefe des Brunnens komme von einem bösen Geiste, fürchteten daher sehr die Nähe des Brunnens und erzählten ihren Nachbaren weit umher entsetzliche Dinge. Raimund aber wollte dann mit seinem schönfunkelnden Steine sich als Zauberer an den Hof des Königs begeben und sehen, ob er in dieser Gestalt ein Glück habe, welches ihm als Löwenbote den Rücken gekehrt hatte.

So waren denn die Beiden, als schon der Abend hernieder zu dunkeln begann, in die Gegend des großen Eichbaumes gekommen und Raimund sprach zur Prinzessin: „Sieh, dort an der Eiche hängt noch immer die Glück verheißende Tafel und wenn ich Dich, Geliebte, nur erst wieder im Königssaale Deines Vaters sehe, so hat sie auch Glück gebracht.“ „Ach nein, entgegnete Merula, das ist nicht eine Tafel, was dort von den Ästen herüberschimmert! Es regt und bewegt sich, als ob es ein Mensch wäre.“ Sie eilten, so schnell sie nach der ermüdenden Wanderung vermochten, nach dem Baume, und, „o gnädiger

Himmel!" rief die Prinzessin und sank unter dem Baume nieder. Auch Raimund erschrak, als er den König unter der Tafel mit Ketten festgebunden fand. Der König war fast aller Kleider und jedes Schmuckes beraubt und nur wie zum Spotte hatte man ihm die Krone auf dem Haupte gelassen. Sogleich machte sich Raimund hinzu, den König vom Baume abzulösen, und als ihm das endlich gelungen war, sank der alte Mann in seinen Armen schlaff zusammen. Raimund ließ ihn sanft in das Gras nieder, holte aus dem nahen Brunnen Wasser herbei und es gelang ihm nun gar bald, Vater und Tochter wieder ins Leben zu bringen. Da gab es einen wunderlichen Anblick unter den Dreien! Raimund, ein dem Gefängniß Entlaufener und im Verdacht, die verschwundene Wache ermordet zu haben; die Prinzessin, vom Vater verstoßen und im Verdacht, mit Raimund in einem Handel zu stehen, wobei nach des Königs Meinung nur ein Bettelsack zu gewinnen war; der König, vom Throne gestoßen, gemishandelt und, wiewol eine Krone noch sein Haupt umfing, doch jeder Macht beraubt, irgend ein Machtwort geltend zu machen.

Ein solches Wort sollte gleichwol von seinen Lippen erschallen, als Raimund es noch bei Zeiten

merkte und schnell anhub: „Es wird am besten sein, Herr König, daß wir erst erfahren, wie Ihr in einen also kläglichen Zustand habt gerathen wollen und es mag sich dann leicht finden, daß Ihr es als ein Glück betrachtet, was Ihr jetzt noch zu verdammen geneigt scheint.“

Der König schenkte den Worten Raimunds keinen besondern Glauben, indessen sah er doch so viel ein, daß, da die Macht von ihm gewichen, auch der Zorn nicht viel mehr fruchte, als der eines jeden andern Menschen und nach einiger Überwindung fand er gerathen, wenigstens sein Unglück zu erzählen. „Ich hatte, sprach er, die Prinzessin, meine Tochter, dem Prinzen Zitrinell zugesagt, da Dieser sonst mein Land mit Krieg zu überziehen drohte; denn der Gott seines Landes, der weiße Löwe, war auf unerklärliche Weise aus dem Tempel verschwunden und das Volk wußte nicht mehr, wohin es sein Auge richten sollte und verlor gar bald allen Glauben zu den Worten der Löwenpriester, wie lange Diese auch die Abwesenheit des Gottes zu verbergen gewußt hatten. Da traten denn die Priester zu dem Prinzen Zitrinell, sprachen vom nahen Untergang des Landes, da das Volk seinen Glauben verloren und es schon so weit in der Verruchtheit gekommen sei, daß es die

einzige tägliche Nahrung der Grütze, weder gemischt noch ungemischt, zu sich nehmen wolle. Die Grütze aber sei nach ihren heiligen Büchern eine gesegnete Mahlzeit des Tempels, und wenn auch in diesen Büchern manche Wörter nur locker zusammengestellt seien, so müßte der Mensch doch nun einmal etwas zu glauben in der Welt haben: ihr Glaube aber sei der beste."

„Der Prinz hatte den Priestern mit großer Aufmerksamkeit zugehört und dachte sehr nach, wie dem gedrohten Untergange vorzubeugen sein möchte, und wußte keinen Rath. Da trat ein ältlicher, bedächtiger Mann herein, den die Leute schon lange für einen Landesnarren, die Priester aber gar für einen Löwenleugner gehalten, der verbeugte sich tief vor dem Prinzen und den Priestern und sprach mit ernsthaftem Gesichte: „Es mag freilich sein, daß außer der Grütze noch andre wohlschmeckende und nahrhafte Speise im Lande sich findet, gleichwol sind die Menschen nun einmal an die Grütze gewöhnt und werden sie gern wieder süß und sauer, gemischt und ungemischt zu ihrer einzigen Heilsnahrung erheben, wenn nur das Bild des Löwen wieder den Altar des Tempels schmückt. Das alte Bild hat ein junger Mensch heimlich entwendet und ist von unserm Nachbarkönige zerschlagen

worden; allein es gibt Künstler genug, die ein neues Bild in gar kurzer Zeit —"

„Man ließ den alten, bedächtigen Mann nicht ausreden, die Priester schrien von Lästerung des Höchsten und der Prinz von geschändetem Throne. Sogleich mußte der Hauptmann der Leibgarden das Heer in marschfertigen Stand setzen und schon am nächsten Morgen sah ich die Grenzen meines Landes von einem unabsehbaren Kriegsheere überschritten. Ich schickte sogleich meinen wirklichen Leibunterhändler zu dem Prinzen Zitrinell hinüber, ließ ihn zum Frühstück einladen und eine Beilegung der Sache durch die Hand meiner Tochter anbieten. Ich gewann damit auf jeden Fall so viel Zeit, mein Kriegsheer, welches durch das unerklärliche Verschwinden meiner Kerntruppen in der Gegend eines alten Brunnens sehr geschwächt war, wieder vollzählig zu machen und im schlimmsten Falle dem Prinzen Zitrinell die Spitze zu bieten. Der Prinz erschien am andern Morgen; ich empfing und bewirthete ihn königlich und wollte schon am andern Morgen die Hand meiner Tochter in die seinige legen, als die Prinzessin mit dürren Worten kund gab, sie möge den Prinzen nicht leiden. In meiner Noth und im gerechten Zorne verstieß ich mein eigenes, mein einziges Kind; der

Prinz aber sprach von gebrochenem Wort, ließ sein Kriegsheer auf die Hauptstadt anrücken und als ich mit wenigen in der Eile zusammengerafften Getreuen Widerstand versuchte, ward mein Heer geschlagen, ich selber gefangen und in dem schmähligsten Zustande an diesem Baume festgebunden, denn die Inschrift der Tafel hatte den Zorn des Prinzen und die Wuth seiner Krieger nur noch heller und greller angefacht. Jetzt ist mein Thron, mein Land in Feindesgewalt, die wenigen Getreuen sind entflohen oder erschlagen, und es wird uns kaum gelingen, der Wachsamkeit unserer Feinde zu entrinnen, um als Bettler durch die Fremde zu wandern."

Während dieser Erzählung des Königs hatte die Prinzessin bittere Thränen vergossen über alles Unglück, unter welchem ihr Vater zusammengesunken war. Raimund aber sprach: „Es ist freilich Dies und Jenes wahr an der Geschichte; aber Land und Leute sind darum noch nicht verloren. Der Feind kann sich hier nicht halten, da weit und breit keine Grütze in unserm Lande wächst und darum muß er gar bald wieder umkehren. Indessen können wir hier nicht bleiben, nehmt also mit meinem Hause vorlieb, bis ich den Feind aus dem Lande vertrieben und Alles wieder in die

alte Ordnung gebracht habe, was in etlichen Tagen geschehen sein wird."

Die Drei wanderten also, von der Nacht geschützt, nach Raimunds Hause, und schon am frühesten Morgen war Raimund auf dem Wege zum Thurm im Walde. Da saß denn Herr Amsel und erzählte dem Rattenkönige die wunderbare Geschichte mit der Prinzessin und seiner zerschlagenen Laute. Raimund aber trat zu ihnen und sprach: „Wie möget Ihr nur so müßig dasitzen, während weit umher das Unglück hauset? Der weiße Löwe ist vernichtet, das Volk will keine Grütze mehr genießen, der Thron unseres Königs ist zerschlagen und die Prinzessin eine Bettlerin geworden. Darum, Herr Amsel, seid auch Ihr so elend, und Ihr, Herr Rattenkönig habt keine bleibende Stätte. Wollt Ihr mir folgen, so werdet Ihr glücklich sein. Ihr, Herr Amsel, sollt mit Eurem Beglückungsbuche unter dem Arme Minister, und Ihr, Herr Rattenkönig, durch meine Hülfe ein Gott werden, darum folget mir schnell."

Herr Amsel sprach: „Das hab ich ja schon seit Jahren bewiesen! Es mußte so kommen, denn auf anderm Wege war Amselwohlfahrt nicht denkbar und nur einmal hab' ich mich getäuscht, das war an dem Tage, wo meine Laute in dem schmerz-

lichsten Tone ihr Leben aushauchen sollte. Darum laßt uns jetzt keine Zeit verlieren und da der Herr Rattenkönig nicht behende zu Fuß ist, übrigens nur wenig Gewicht hat, so ists am besten, ihn zu tragen.

Nun ward aus Baumzweigen schnell ein Tragsessel zusammengeflochten, der Rattenkönig hineingesetzt und ihm Herrn Amsels Beglückungsbuch zu Füßen gelegt, worauf die Reise nach dem Löwentempel angetreten wurde. Unterweges trafen sie auf die Löwenjäger, die aber jetzt gar still und trübselig daherzogen, denn sie hatten noch immer nichts gefunden, vielmehr in dem weitläuftigen Walde sich verloren und waren jetzt bei aller Niedergeschlagenheit und Erschöpfung ängstlich bemüht, sich nur erst selber wieder zu finden, ehe sie nach anderen Dingen suchten. Raimund zeigte ihnen den Weg zur Stadt und sagte, sie möchten sich nur in dem Hause beim Brunnen so lange verborgen halten, bis er zu ihnen komme, dann würden sie schon erfahren, was sie gefunden hätten. Darauf trennten sie sich und Raimund kam mit Herrn Amsel bei sternheller Nacht in der Löwenanbeterstadt an. Die Stadt war wie ausgestorben, denn die Leute waren alle mit dem Prinzen gezogen und nur die Löwenpriester waren zurückgeblie-

ben, lagen im Tempel um den Altar her und schnarchten.

Da setzte Raimund den Rattenkönig gar behende auf den Altar, zündete mit seinem schönfunkelnden Steine eine herrlich lodernde Flamme vor ihm an, drückte Herrn Amsel zum Abschiede die Hand so derb, daß er hell aufschrie und dadurch die schnarchenden Priester erweckte. Geblendet durch die herrlich lodernde Flamme, rieben sie sich die Augen und sahen nicht sobald den Rattenkönig, als sie „Wunder! Wunder!" riefen, einen Lob- und Dankgesang anstimmten über die Wiederkehr ihres Gottes und zugleich einen Priester nach dem Prinzen Zitrinell abschickten, das Heil zu verkünden und seine Rückkehr dringend erflehten.

Raimund sprach: „Das ist die schönste That meines Lebens! Ich habe das ganze Land vom Abgrunde des Verderbens, aus den Banden der Verzweiflung emporgerissen." Mit diesen Worten folgte er dem priesterlichen Boten.

Als Raimund das Land seines Königs erreichte, sah er schon einzelne Löwenbekenner bleich und abgemagert einherwanken. In ihrem Lande wollten sie keine Grütze essen und hier waren sie dem Hungertode nahe, weil sie nirgend ein Körnchen Grütze fanden. Der Priester redete ihnen

überall zu, nur schnell wieder ihrer Heimat zuzuwandern, der Gott ihrer Väter sei wieder da und alle Noth habe ein Ende. Da ward ein freudiges Getümmel weit und breit auf allen Wegen und Stegen lebendig und Raimund hatte Mühe sich hindurch zu drängen. Als er endlich seinem Hause nahe kam, zog er den schön funkelnden Stein aus der Tasche, hielt ihn hoch empor, daß sein weithin spielender Glanz der Prinzessin Merula ein Zeichen seiner Ankunft gebe. Bei dem Brunnen stand der Prinz Zitrinell und schwang sein leuchtendes Schwert gegen die Löwenjäger, denn er hatte die Prinzessin ausgekundschaftet und wollte sie nun erobern. Auch waren die Jäger schon im Begriff zu weichen, als ein Stral von Raimunds schön funkelndem Steine des Prinzen Antlitz traf. Da sahen die Jäger, daß er und Alle, die mit ihm auf sie eindrangen, nur Vögel waren, spannten daher behende ihre Bogen und schossen in den Schwarm, also daß gar viele ins Gras sanken und die Übrigen alle davon stürmten. Unter den Gefangenen war auch der Prinz Zitrinell.

Raimund war indeß herbeigekommen. Er hatte den schön funkelnden Stein an seiner Mütze befestigt, denn er hatte wohl gemerkt, daß er vor dem alten Könige mit einigem Glanz erscheinen müsse,

wenn er als Befreier des Vaterlandes erkannt und als Gemahl der Prinzessin Merula aufgenommen werden wolle. So trat er auch zum Brunnen, ließ einige vom Gefecht zurückgebliebenen Lanzen herab und rief der Wache zu, sich daran herauszuhelfen. Bald kam denn auch ein Kopf nach dem andern glücklich zum Vorschein und Raimund sprach: „Da Ihr einmal zu meiner Wache bestellt waret, so ernenne ich Euch nun zu meiner Leibwache mit dem Range der Fahnenträger. Darauf nahm er den Hausschlüssel, welchen der Korporal im Grunde des Brunnens gefunden, ging zu seinem Hause, trat vor den König und sprach: „Der Feind ist vernichtet; ich übergebe hier den Schlüssel des befreiten Vaterlandes!"

Der König nahm den Schlüssel huldvoll und war tief gerührt, aber auch nicht ohne Besorgniß. „Wie ist es denn mit dem weißen Löwen? sprach er. Hat mein Land ihn noch zu fürchten?" „Mit nichten! erwiederte Raimund; wenn Ihr nur geruhen wollt, das Ding von der rechten Seite zu betrachten, so werdet Ihr finden, daß solch ein Thier niemals gelebt hat." Der König blickte über seine rechte Schulter nach seinem ihm zuflüsternden Hofohrenbläser, und sprach darauf: „Du hast Recht, mein Sohn!" Er nahm sodann die Hand

der Prinzessin Merula und fuhr fort: „Siehe, ich würde Dir die Hand meiner Prinzessin Tochter nicht versagen, —“ „O, fiel ihm Raimund ins Wort, ich habe Land und Leute wie Ihr!“ „Wohl! entgegnete der König. Nach so vielen Beweisen für Deine Verdienste, nehme ich ferner keinen Anstand, dem Drange meines dankbaren Herzens zu folgen. Alles, was in diesen denkwürdigen Tagen geschehen, soll unser Märchenarchivrath niederschreiben zu ewigem Gedächtniß, daß die Menschen in künftigen Zeiten davon reden und sagen: Damals waren andere Zeiten! Wer möchte jetzt dergleichen niederschreiben? — Ich aber sage: Lassen wir der Welt ihren Lauf! Ich folge dem Zuge meines Herzens, der da ist des Schicksals Stimme und nehme Dich auf als meinen Sohn!“

Darauf legte der gerührte und beglückte König die Hände der Liebenden zusammen und als eben der Priester seinen Segen gesprochen hatte, ward dem glücklichen Raimund ein Schreiben des Herrn Amsel überbracht, worin Dieser bat, das weiße Löwenland in Empfang zu nehmen, da der Prinz Zitrinell aus dem Kriege nicht zurückgekehrt sei. Auch müsse große Unruhe im Lande befürchtet werden, denn einige böswillige Köpfe wollten entdeckt haben, der Gott auf dem Altare sei nicht der alte.

Diese Köpfe seien zwar gesetzlich von ihrem Rumpfe abgeschnitten, allein ihre einmal ausgesprochene Lästerung töne fort von Ohr zu Ohr.

Als Raimund den Brief gelesen hatte, sprach er: „Es dient nicht Jedem, die Dinge von der rechten Seite anzusehen, und wiewol es mir zu Gute gekommen ist, so wüßte ich doch nicht zu sagen, wem dafür der Dank gebührt. Eines nur weiß ich: ich bin glücklich in dem Glanze Deiner Augen, Merula, und habe fortan keinen andern Beruf auf Erden zu erfüllen, als dieses Glück zu verdienen, dann werden auch Diejenigen glücklich sein, die da leben unter dem goldenen Scepter in meiner Hand.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voigts, Friedrich

Novellen

Bd.: 2.

Leipzig 1848

P.o.germ. 1527 e-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10121985-1